KARL HAUSHOFER

GEOPOLITIK DES PAZIFISCHEN OZEANS

STUDIEN ÜBER DIE WECHSELBEZIEHUNGEN ZWISCHEN GEOGRAPHIE UND GESCHICHTE

MIT 42 KARTEN UND TAFELN

III. ergänzte Auflage

HEIDELBERG-BERLIN 1938

KURT VOWINCKEL VERLAG

DRUCK DER SPAMER A.-G. IN LEIPZIG

DEN GUTEN KAMERADEN

DEN LEBENDEN ZUM GRUSS

DEN TOTEN ZUM GEDÄCHTNIS

DER INHALT

KARTEN

VORWORT ZUR II. AUFLAGE

„Pazifische Geopolitik" ist mehr und mehr zum lebendigen Begriff geworden und gehört nun schon zum eisernen Bestand, zum Rüstzeug berufener Wächter der öffentlichen Meinung — was man auch Gutes oder Böses von dem nun zum zweitenmal erscheinenden Buch sagen möge, das ihren großen Namen und Schatten zuerst in Mitteleuropas politisches Weltbild in dieser Prägung hineinzuwerfen versuchte.

Pazifische Geopolitik hat sich als Wirklichkeit in den drei Jahren seit dem Erscheinen der I. Auflage durchgesetzt; die von ihr ausgehenden Kraftströme durchpulsen ein Arbeits- und Kraftfeld, dessen Sonderbedingungen nicht wohl geleugnet werden können. Wer sich in Kultur-, Macht- und Wirtschaftsfragen von dem größten einheitlichen Teilraum unseres planetarischen Kraftfeldes nicht ausgeschlossen sehen will, muß sich mit ihr befassen.

Warnende Zeichen an der Wand wären weltüber sichtbar genug! Wie kurz sie der Erfüllung vorausgehen, verrät vielleicht schon das kommende, das „Drachenjahr" des ostasiatischen Kalenders und Tierkreises.

Das Vorüberziehen eines unheimlichen politischen und sozialen Tiefs in China, vielleicht eines wirklichen Taifunzentrums für ganz Ostasien, das seine Bahn von Kanton über Hankau nach Norden nahm, sich dort tot lief und nun zurückzufluten droht — ist das erste!

Die Vorwirbel kommenden Hochdrucks in Japan, am Vorabend der Auswirkung des allgemeinen Männerstimmrechts und der sozialen Neugruppierung der Kräfte eines uralten, erneuerten Staates, des letzten noch ausschließlich heroisch eingestellten Männerstaates unter den Großmächten — ist das zweite!

Der Fehlschlag der Flotten-Spar-Zusammenkunft der drei großen pazifischen Mächte — durch Schuld der am meisten atlantischen unter ihnen, des Mutterlandes der Angelsachsen — ist das dritte! Viele andere laufen daneben her — diese aber sind die deutlichsten.

Hören wir die Zeichendeuter darüber, so haben erst kürzlich ein australischer Ministerpräsident und der Nestor der japanischen Pädagogen das baldige Herübergleiten des Schwerpunkts der Weltpolitik in den größten Ozean und seine Randländer voraussagen zu dürfen geglaubt. Nur über den genauen Zeitpunkt wagten

sie keine Aussage, etwa in dem kühnen Stil von Admiral Bywater, der sich auf das Jahr festlegt! Die Tatsache zogen sie nicht in Zweifel und ebensowenig die Forderungen, die sie daran knüpften, der Australier für das gesteigerte Gewicht der pazifischen Dominien in der britischen Reichspolitik, der Japaner Sawayanagi für das unvermeidliche Fallenlassen von Rassenschranken.

So wären also die Vorzeichen auch günstig für die Neuaufnahme eines bis auf die jüngste Zeit weitergeführten Buches über den Pazifik, das bei seinem, Mitteleuropa so fernen, weitabgelegenen Gegenstand verhältnismäßig rasch vergriffen war. Seit seiner ersten-Ausreise haben wir verständnisvollen und welterfahrenen Kritikern vieles an Anregungen zu danken; freundliche Berater werden ihre Winke soweit als möglich berücksichtigt finden und in der Ergänzung von 1924–1928 die von ihnen angedeuteten Richtlinien weiter verfolgt sehen. Manche Förderung erfuhr das Buch aber auch durch argwöhnische und umsichtige geopolitische Gegenarbeit, wie durch russische, japanische, französische, angelsächsische Aufnahme einiger seiner pazifischen Leitmotive.

Im ganzen hat sich das von dem Wesen der Geopolitik untrennbare Wagnis der Prognose dadurch gerechtfertigt, daß das Buch im wesentlichen unverändert gelassen werden konnte. Es bedurfte nur der Weiterführung bis zur Gegenwart auf den alten, durch die bisherige Entwicklung gerechtfertigten Richtlinien.

Daß große Mächte am pazifischen Strande, sei es nun beifällig oder grollend, auf die Stimme aus einem Lande hörten, das augenblicklich im größten Meere der Erde politisch ausgeschaltet und machtlos ist, darf gleichfalls als eine gute Vorbedeutung gewertet werden. Diese Beachtung verrät eine stärker und stärker werdende Anerkennung deutscher wissenschaftlich-geopolitischer Arbeit bei den Männern, deren praktische Leistung mächtige Staatsschiffe einer lichten oder umwölkten Zukunft entgegensteuern muß und die dabei nach guten verlässigen Landmarken Ausschau halten.

Dem Verlag und meinem treuen Mitarbeiter Dr. März, der auch diesmal wieder das Schlagwortregister bearbeitet hat, habe ich zu danken, daß das Buch für seine zweite Ausfahrt zeitgemäß umgestaltet werden konnte. Möge es auch als Lotsenboot für die schwerere Wiederausfahrt des eigenen Staatsschiffes in die Weltmeere seine Schuldigkeit tun; möge es auch Fremde davor warnen, ihm dabei eine allzu schwere Belastung zuzumuten! Denn es brächte Gefahr für alle, die heute ungefährdet das Meer des Friedens befahren dürfen, wenn dem gewaltsam von ihm ferngehaltenen Mitteleuropa schließlich keine andere Wahl mehr bliebe als ein verzweifelter Ausfall, ein Bruch der Blockade – gleichviel mit welchem Verbündeten Hand in Hand, gleichviel unter welchem Zeichen!

K. Haushofer.

VORWORT ZUR III. AUFLAGE

Seltsam genug, daß die nötig gewordene III. Auflage des nun zweimal vergriffenen Buches beschleunigt wurde durch den Wunsch eines großen französischen Verlags nach seiner Übersetzung. Hing er zusammen mit dem Abschluß des zweiten der seinerzeit vorausgesagten Blockadebrüche eingeengter Volkheiten aus zu schmalem Raum: des italienischen von 1935/36 nach dem japanischen von 1931/34?

Der Verfasser erlebte dabei wieder die Freude, daß an den Grundzügen kaum etwas geändert zu werden brauchte. Darin lag eine Genugtuung; sie bestätigte, daß ein großzügiges Betrachten des größten einheitlichen natürlichen Kraftfeldes unseres Planeten nächst dem ganzen Erdenrund seines größten Ozeanbereichs für Mitteleuropa und von seinem Standpunkt aus eine Notwendigkeit war. Inzwischen hat die Deutsche Ozeanographie mit einem großen Monumentalwerk von Schott („Der Indische und Pazifische Ozean") ihre Schuldigkeit getan. Wie man in Angelsachsenlanden auf solcher Grundlage politisch-wissenschaftlich weiterbaut, bis dicht an das Können heran, das verrät ein kleiner Handweiser: „Human Geography: The Pacific Lands", von J. Fairgrieve – den Freunde des Kurt Vowinckel Verlages längst kennen – und E. Young. Diese beiden Erscheinungen zusammengehalten würden allein genügend Zeugnis ablegen, daß und warum man in Mitteleuropa fortlaufend eine Geopolitik des Pazifischen Ozeans braucht, die beide Enden zusammen-schaut, vielleicht einmal wieder zusammenbiegen hilft.

Einstweilen sind wir Zuschauer im indopazifischen Kraftfeld; mit Argentinien zusammen unter den großen Mächten der Erde allein, nachdem sich auch Italien in das indopazifische Getümmel begeben hat, in dem alle andern sich bewegen müssen: als Wollende die Geschicke meisternd, von ihnen geführt; als Unwillige von ihnen gezerrt.

Zu welchem Ende? Das versucht für den Raum des größten Ozeans dieses Buch in seiner dritten Erscheinungsform zu ergründen.

Gute Fahrt und günstige Sterne!

K. Haushofer.

ZUR EINFÜHRUNG

Aufgabe und Ziel der Geopolitik – der wissenschaftlichen Unterlage zur Kunst des politischen Handelns im Daseinsringen der staatlichen Lebensformen um Lebensraum auf der Erde – wird es sein, die von der Erdoberfläche bestimmten Grundzüge, die einzig dauernden in diesem Ringen, zu erkennen, aus der empirischen Anwendung zur gesetzmäßig beherrschten vorzudringen. Zu diesem Weg findet sie den Ausgangsboden, den Baugrund vor allem in der politischen, Kultur- und Wirtschaftsgeographie, wie diese wieder in dem anorganischen und biogeographischen Unterbau, den ihr die physische Erdkunde liefert. Das Ziel, dem die Geopolitik zustrebt, ist allerdings ebensosehr Kunst wie Wissenschaft, zum mindesten Kunsthandwerk. Für die Zukunft der Menschheit – die doch von den Wendungen des immerwährenden Kampfes um die Erringung, Erhaltung, Umschichtung und Neuverteilung des Lebensraums und der Macht darin abhängt – ist es eine betrübende Tatsache, wiewenig sogar die notwendige handwerkliche Vorkenntnis für die Ausübung dieses Kampfes im angewandten Teil der Politik verbreitet ist – und doch ließe sich diese handwerkliche Kenntnis von jedem erwerben.

Nicht gleichmäßig für alle Erdräume ist solches möglich; denn das würde die Gedächtniskraft des Einzelnen, die Fähigkeit zu dauernder Bewältigung eines täglich wachsenden und wechselnden Stoffes überschreiten. Möglich aber ist es doch für einen Erdraum, den eigenen, als notwendige Voraussetzung der Ausübung staatsbürgerlicher Pflichten darin, und für einen oder zwei weitere. Das allein gewährleistet den Vergleichsmaßstab, der gerade dem kosmopolitisch zur Überspannung neigenden, dabei aber im praktischen Handeln so stark von seiner nächsten Umgebung und ihrer Raumenge, ja vom Schatten seines Nachbarhauses, Rathauses und Kirchturms bestimmten Mitteleuropäer so heilsam ist.

Gibt es aber für eine so nahe an der Schwelle der Kunst stehende angewandte Wissenschaft überhaupt Gesetzmäßiges, also etwas, das nicht allein aus der Seele des Schaffenden, aus seiner Persönlichkeit aufstiege, also anorganische Grundbedingungen, die den Erdraum und damit die in ihm handelnden Menschen entscheidend beeinflußten? Jedes Künstlers, jedes Schaffenden Tun und Handeln

kann nur wirken in Zeit und Raum, und der Spielraum des politischen Künstlers ist mehr als der irgendeines anderen durch ihre Gesetze beeinflußt. Ehe wir aber diese in einem bestimmten Erdraum zu erkennen suchen, und sei es auch in dem größten unserer Erde, ergibt sich allerdings die Vorfrage nach der Berechtigung des Einbaus einer „Pazifischen Geopolitik", wie überhaupt einer irgendwie räumlich begrenzten, in den Gesamtbau unserer Wissenschaft.

Von dieser Vorfrage aus ergeben sich Reihen von Vorfragen, die an anderer Stelle zu lösen sind, wie z. B. die nach der Stellung der Geopolitik eines bestimmten Erdraums im Rahmen der allgemeinen Geopolitik als Problem, oder der Geopolitik in ihrem Verhältnis zur Politischen Geographie, oder nach den Aufgaben und Zielen der Geopolitik, wie sie Kjellén (1) während des Weltkrieges zu beantworten gesucht hat, auf den wir dafür verweisen. Und eine andere Frage richtet sich auf: Gibt es etwa doch – trotz Mitteleuropas Zertrümmerung – ein Gesetz der wachsenden Räume, wie es Ratzel (2) ahnt – den Kjellén selbst als seinen Wegeführer nennt –, wenn er schreibt:

„Jedes Land, jedes Meer ist immer auch als ein Raum aufzufassen, der zuerst bekannt, bewohnt und politisch erfüllt sein will, ehe er nach außen hin wirken kann."

„Diese innere Entwicklung ergriff zuerst die kleineren Räume und bewältigte sie ... und schritt von ihnen zu größeren fort..."

„Aus diesem Ringen um Raum sehen wir nun in der geschichtlichen Zeit immer einzelne größere politische Räume hervorgehen... Der Verkehr ist ein Ringen mit dem Raum, und der Siegespreis dieses Ringens ist der unterworfene Raum... Auch die 352 Millionen Quadratkilometer des Meeres sind eine geschichtliche Größe ... und der Flächenraum jedes Meeres und Meeresteiles hat seine geschichtliche Bedeutung... Von Küste zu Küste ist die Geschichte über die Meere hingewachsen, zuerst über die engen, dann über die weiten."

„Der Stille Ozean wird immer der weitaus größte sein: umschließt er doch 45% der Oberfläche des Weltmeeres."

Mit dieser Gedankenreihe wird wohl der Versuch in seinem Ursprung gerechtfertigt, mit einer pazifischen Geopolitik, mit Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte im Stillen Ozean diesen Anregungen zu folgen. Die Fragestellung, ob es überhaupt eine pazifische Geopolitik und neben der unpolitischen Ozeanographie (die wir in jahrelanger Arbeit in Deutschland zu so bemerkenswerter Höhe gehoben haben) auch eine politische Ozeanographie gibt, wird eben auch den ursächlichen, naturwissenschaftlichen Grundlagen nachgehen müssen. Daneben läuft die aus politischer Geographie und Geopolitik zu den Staatswissenschaften und der praktischen Politik hinüberführende Folgereihe. Damit erst wird dieser Versuch sein volles Daseinsrecht in unserer nun einmal doppelgesichtigen Wissenschaft der Erdkunde erweisen: freilich gerade an der Fuge zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, die sie überbrückt.

Vom Standpunkt der Forderung einer politischen Ozeanographie aus betrachtet, wäre also unsere Arbeit ein Baukomplex von Teilfragen, ein Teilstück einer Betrachtung der Erde, die von ihren einzelnen Seeräumen auszugehen hätte. Sie könnte dabei zwei nur scheinbar entgegengesetzte Ausgangspunkte wählen: entweder das Zurückweichen des alten, erdabschließenden, umspannenden, apolitischen Okeanos-Begriffs gegenüber der ihren Lebensraum erweiternden Menschheit (als solcher umspült er heute eigentlich nur mehr die Antarktis); oder den Entwicklungsgang vom kleineren, historisch ausgelebten Seeraum auf immer größere geschichtsumspannte und verkehrsbewältigte Räume hin. Das Entscheidende hierbei aber wäre, daß man nicht in erster Linie die Landräume, sondern die zusammenhängenden Seeräume auf ihre grundlegenden, das Geschehen bestimmenden geographischen Hauptzüge untersuchen müßte: also zunächst Meeresteile, wie Ägeis (Maull), Japanische Inlandsee (Schmitthenner) und Binnenmeere, wie Pontus, Ostsee, dann Randmeere, wie die Japansee, Mittelmeere, wie das Romanische (Philippson, Hummel), Australasiatische, Amerikanische, wie das Lautensach in der Zeitschrift für Geopolitik getan hat, endlich die Ozeane und als letzten den größten unter ihnen, den pazifischen.

Solche geopolitische Untersuchungsweise hätte zu unterscheiden das von Oberflächenform, Ufergestalt, Klima und Biogeographie geopolitisch bestimmte Geschehen, das erdgebundene vom rein politisch erklärbaren, das allein durch den auf Erwerbung, Erhaltung, Umlagerung der Macht gerichteten menschlichen Willen entsteht. Sie hätte ferner mit anthropogeographischen Methoden zu prüfen, was an scheinbar nur von Kultur- und Machtmotiven bewegten Umformungen ausgehe und bestimmt sei von geographisch erfaßbaren Ursachen, was hingegen rein von dem durch die Umwelt und ihre Oberflächenform unbeeinflußten, ja im Gegensatz zu ihr behaupteten menschlichen Willen. So scheint eine derartige Forschung zu einem der am meisten fesselnden Arbeitsziele der Wissenschaft emporgerückt zu sein: denn sie ist allumfassend wie wenige und kann für die Erziehung der Völker zu geopolitischer Einsicht das allgemeine Bildungsmittel unserer Zeit werden. Da geopolitische Betrachtung von Erdräumen, wie des Pazifik, im mitteleuropäischen Geistesleben, von Männern wie Ratzel und Richthofen, vorher schon von Ritter, Roon und Peschel und ihren Vorläufern als Forderung anerkannt worden ist und von ihnen in glänzenden vereinzelten Leistungen erfaßt wurde; da sie dann von hervorragenden Seeleuten (Tirpitz, Hollweg, Foß), Überseebeamten (3), politischen Schriftstellern (4), Kolonialforschern (Hans Meyer) und Kulturpolitikern (Weule und Wilczek) wieder aufgegriffen wurde, kann ihre Berechtigung, wie überhaupt die der Geopolitik als Wissenschaft nicht wohl geleugnet werden. Ihre Probleme erscheinen im Hintergrund der so stark kulturbetonten Geschichte Japans von Nachod, beeinflussen die besten unter den Missionären eingestanden oder uneingestanden bei der geographischen und völkischen Seite ihres Tuns (Wilhelm, Schiller, Haas, Engelhardt), ebenso wie Hans Meyer

bei seiner praktischen wie theoretischen Lebensleistung, so seiner letzten Arbeit über das niederländische Kolonialreich, nicht weniger die Schöpfer des deutschen Koloniallexikons und ihre Mitarbeiter. In dem verstümmelten Deutschland von heute ist natürlich die Forderung nach großräumiger geopolitischer Erziehung von der Erfüllung weiter denn je entfernt; und doch müßte uns das Beispiel unserer Feinde lehren, denen jeder bewußte Anlauf in dieser Richtung so fühlbare praktische Erfolge gebracht hat, nicht nur den Angelsachsen und Japanern, auch dem zweimal überseeisch erneuerten Frankreich. Mit 274 gegen 51 Stimmen beschloß um den 1. Mai 1923, zu gebührender Ehrung des „Weltfriedens-Feiertages", das englische Parlament, auf 10 Jahre verteilt nicht nur 9,5 oder 11 Millionen £, wie zuerst von der Regierung beantragt war, sondern deren 20 in Gestalt von Befestigungen in der Straße von Singapore zu versenken; wie weit war es ein Akt weitschauender Geopolitik? Er war 1924 nur vertagt, nicht abgetan — dafür sorgen gerade die geschulten Geopolitiker des Pazifik. Sie vergaßen darüber weder Hongkong noch Port Darwin noch die von Hughes im größten Maßstab angeregte Luftverteidigung Australiens. Ihr entsprach von den USA. her die Luftwehr von Dutch Harbour und Fairbanks.

An die Zukunftsbedeutung pazifischer Geopolitik glaubten nach den Denkschriften, die sie an die Reichsregierung im Frühjahr 1924 richteten, Australien, Neufundland und Neuseeland (5), und 1923 hatten ihnen fünf Sechstel des britischen Reichsparlaments zugestimmt.

Aber nicht allein greifbare und sichtbare Erfolge von Gegnern, die sich der geopolitischen Schulung bedienen, bestimmten unsere Forderung, könnten vor allem ihren Widerhall unter einer Mehrheit bei den ideologisch veranlagten Deutschen bestimmen — so heilsam an sich die praktische Erzieherkraft des weiten, panpazifischen Blickziels wäre —, ohne den rein wissenschaftlichen und künstlerischen Reiz des Problems an sich.

Schon die wissenschaftlichen Nebenaufgaben sind nicht solchen Reizes bar: selbst wenn der Zweck, einen großen Stützpunkt am Stoß des indischen und pazifischen politischen Raumes für eine gefährdete Seemacht zu schaffen, rein politisch gesetzt wäre, wie im Fall von Singapore, so bliebe als fesselnde Aufgabe geopolitischer Wissenschaft immer noch die richtige Wahl der Stelle. Deren geometrischer Ort liegt bei genauer Prüfung zwischen Neuseeland, Port Jervis, Moresby, Darwin und der Straße von Malakka nördlich bis zum Isthmus von Krah, innerhalb deren wieder Singapore weder der überzeugendste, noch gar der einzig mögliche Punkt war. Die Nebenfrage der Sanierung großer baugeographischer Aufgaben kamen hinzu.

Zeigt so schon ein einziger umstrittener Schlüsselpunkt den ganzen geographischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen, Urteil und Willen bildenden Erzieherwert geopolitischer Studien im Pazifik, um wieviel mehr der ganze Umfang ihres Aufgabenkreises, wenn er erst einmal auch von der künstlerischen, rein

menschlichen Seite her erfaßt ist. Freilich geschieht das leichter, als vor Buch und Karte, an Bord: auf der endlosen Dünung des Pazifik; im Angesicht einst deutscher Palmeninseln in den grünen Atoll-Schalen, umwogt von der blauen, weiß übergischteten Südsee; im Widerschein des im Frühlicht vor der aufgehenden roten Sonne erglühenden Fuji-san, hoch über einem bewegten Farbenspiel, das die Kunst eines Hokusai wirklich als die Idee der Woge malen konnte. In solchen Fällen enthüllt das nüchterne Problem der Geopolitik auch etwas von seiner dämonischen Schönheit; sein Zauber läßt uns nicht mehr, und wir begreifen, wenn auch nicht mit dem Verstande, wie ganze Völker der Lockung bestimmter Fremdreize, südlicher Sonnen verfallen konnten und nach den ihnen begehrenswert scheinenden Räumen immer wieder fliegen wie Falter ins Licht.

Selbst wenn man, Mögliches und Unmögliches in Raum und Zeit abwägend, die Gefahr erkennt, die damit verbunden ist, aber gerade durch wissenschaftliche geopolitische Arbeit eingeschränkt werden kann, läßt sich das Streben nach unmöglich Scheinendem verstehen. So läßt sich begreifen, wie man die Pflicht fühlen mag, bis zur Lösung irgendwie, durch günstigere Weltgeschicke, den brennenden Wunsch nach Anschauung des größten Prospekts der Erde, die uralte Germanensehnsucht nach den weiten, warmen Meeren weiter zu erhalten und zu tragen.

Diesen Überseewunsch, diese große geopolitische Sehnsucht auch in einer kleinräumigen und kleinmütigen Zeit nicht erlöschen zu lassen, das ist ganz sicher auch einer der Zwecke der Fragestellungen dieses Buchs, vielleicht seine edelste und selbstloseste, die auch viele andere, alte Fragestellungen nach dem Sinn unserer Geschichte erneut. Was berechtigt gerade uns Mitteleuropäer zum Festhalten an ihr, der räumlich so entlegenen? Was vor allem den Verfasser, der vom Pazifikufer durch den Weltkrieg hindurch ins bayerische Binnenhochland zurückgeführt, dort landfest geworden und vom Truppenführer zum Hochschullehrer hinübergewechselt ist?

Wäre es nur der Reiz des „Nitimur in vetitum cupimusque semper negata" (Streben wir stets das Verbotene an und begehren Verwehrtes), der den Deutschen zu den warmen Meeren führt, die ihm allein verboten sein sollen, und die er so heiß ersehnt durch seine ganze Geschichte? Dann müßte rechnender Verstand eher vom Betreten solcher Räume im Geiste abmahnen, als sie verführerisch schildern. Wäre es nur ein Ausbruch der Erinnerung, etwa wie jener, der Dürer von Venedig heimschreiben ließ: „Oh, wie wird mich nach der Sonnen frieren!" dann wäre es eine Gefühlsregung, sentimental, ohne Kraft zu geben, eher Kraft raubend, die wir uns jetzt nicht leisten können. Und ohnmächtigen Trotz würde es bedeuten, wenn wir nur murmeln wollten: „Und wir befuhren sie doch!" wie ein großer Physiker, als er ableugnen mußte, was er für wahrhaft erkannt hatte, sein: Und sie bewegt sich doch!

Aber das konnten auch, und mit anderm, tieferen Sinn die paar Geretteten

vom Geschwader Spee, als ihre Schiffe — nach dem letzten Kuß des Siegesgottes auf ihre Fahne im Pazifik, vor Coronel — in den eisigen Wogen des Atlantik vor den Falklandinseln mit wehender schwarzweißroter Flagge in die Tiefe gefahren, nicht gesunken waren.

Stolz, wie in altnordischer Sage von Wikingerfahrt um das ferne Thule enden die letzten Wehrträger der alten deutschen Kriegsflagge in den Weiten des größten Meeres der Erde. Keine peinliche Erinnerung für deutsche Flaggenehre, wie die ihrer Gegner, kein Verrat, nichts Ruhmloses hängt an ihren Fahrten: es ist ein Heldenabschied, als solcher auch vom Gegner geehrt, den das Kreuzergeschwader, die Emden, das kleine, tapfer gegen eine Weltmacht verteidigte verschanzte Seebad Tsingtau und zuletzt noch abenteuerreiche Neu-Guineafahrten von diesem Erdraum für uns bedeuten; wahre Erlebnisse, wie in Geschichten aus Tausendundeine Nacht, führen Einzelne davon nach Hause oder auf andere Schlachtfelder: die Ayesha, den Flieger von Tsingtau (dessen „Silberkondor" in späteren Jahren für die Ehre deutscher Forschung auf Feuerland sank), Flüchtlinge aus Ostasien, den bayrischen Pionier aus dem Paradiesvogelwald.

Wohl haben wir einen ungeheuren materiellen Verlust im Pazifik zu beklagen, aber seine materielle Größe ist in Deutschland, vielleicht zum Glück, nur ganz wenigen klar geworden oder doch viel zu spät allgemeiner zum Bewußtsein gekommen. Das Herz aber schwingt höher bei der Erinnerung an dort gerettete Seelenwerte, an moralische, an immaterielle, unsterbliche Erfolge, die kein Niederbruch entstellt und die auch von Gegnern anerkannt sind, wie die Kulturerfolge in Schantung es durch die sonst sicher nicht deutschfreundliche Far Eastern Review wurden (6). Achtung der Gegner und Stolz der Besiegten begleiten das Weichen der deutschen Machtverkörperungsversuche im pazifischen Raum; aber er verwahrt Unverlierbares für uns. Und von unverlierbaren Seelenwerten aus allein erneuert sich verlorene Seelenkraft, wankender Glaube an sich selbst — beim Einzelnen und bei der Masse eines Volks.

Schätze, die Motten und Rost verzehren, lassen sich abschreiben und neu gewinnen.

So ist für uns das größte Meer zwar mit schmerzlichem Verlust belastet, aber nirgends mit Schande, Verrat und Trug. Wir mögen es deshalb getrost wieder in der Erinnerung und in einer besseren Zukunft auch in Wirklichkeit befahren! Es ist für uns kein Ort, wo die Gespenster schweben, wohl aber einer, wo wir durch geschichtliche Verwerfungen verhältnismäßig unbelastet, einigermaßen voraussetzungslos weltgeschichtliche und geopolitische Lehren gewinnen können. Wie wichtig aber solche sind, das lehrt die Auswirkung der pazifischen Konferenz von Washington. Unablässig ändert sich das Kraftfeld der Erde, und gerade der zeitweilig Glücklose und deshalb Freudlose sollte es erst recht scharf im Auge behalten, um rechtzeitig zu beobachten, ob und wo solche Veränderungen sich zu seinen Gunsten von selbst ergeben oder sich von ihm beschleunigen oder herbeiführen lassen.

Im zukunftsreichsten Teil des pazifischen Kraftfeldes ist das Raumbewußtsein der größten natürlichen Landschaft des Planeten, seines größten Seeraums im Erwachen. Die Anlieger, Amerika, das Britenreich, China, Japan, Rußland, sind sich gewisser gemeinsamer Lebensbedingungen und Grundzüge bewußt geworden, wie der Schicksalsgemeinschaft, die darin beschlossen liegt. Unser Hauptbedränger, Frankreich, wirkt dort als störender Fremdkörper; wir selbst aber sind nicht mehr mit irdischer Raumhabe daran beteiligt und deshalb belastungsfrei. Die geopolitische pazifische Schicksalsgemeinschaft äußert sich zunächst in großen Organisationsversuchen der Gegenufer, vorerst freilich nur von besonders weitsichtigen einzelnen Gruppen ausgehend: eine solche ist die panpazifische Union mit kultureller und wirtschaftlicher Einstellung, wie sie auf den Tagungen von Honolulu 1922, San Franzisko und Sidney 1923 offenkundig wurde. Dieses Erwachen aus dem Dämmer, wie es Irmer in einem richtigen Bilde festhält, verrät der Gedanke der panamerikanischen Längsbahn, der Flurbereinigung in der Südsee, die innere Neuordnung der australischen Commonwealth. Zog sie doch bei der Ermittlung ihres Bevölkerungsschwerpunktes, die der Wahl des Ortes für die neuzugründende Bundeshauptstadt voranging, schon weitsichtig eine mögliche spätere Vereinigung mit Neuseeland in Betracht. Ähnlichen Einsichten entsprang das Gefüge des großjapanischen Inselreiches mit seiner Leitidee, sich zum Staat der ostasiatischen Inselgirlanden („Zerrungsbögen") weiterzubilden und so die Ostasien vorgelagerte, zerbrochene, randmeererfüllte Hochinselreihe zu vereinigen; die Rechtsschutzvereinigung Ostasiens, die erste, die von den Küsten Vorderindiens über Insulinde, die Philippinen, die Mündungen der chinesischen Ströme und die Inseln Nippons das ganze, bisher scheinbar so zerfahrene Westufer des Pazifik, die Einheit der Monsunländer (7) zusammengefaßt, als ein Vorläufer von Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung (8). Das alles sind Ausstrahlungen dieses kommenden Gedankens, ihn vorbereitende Zusammenschlüsse in großräumigem Sinn, Helle vor Sonnenaufgang, ebenso wie die Konferenz von Washington der erste Versuch war, die ganze Weite des größten Meeres nach seinen eigenen Gesetzen — also nach anderen als denen des englischen Weltreichs — zu umspannen und mit übervölkischen politischen Konstruktionen zu erfüllen und zu binden, kurz, zu organisieren!

Die Angelsachsen haben den schlummernden Riesenraum aufgeweckt, was weder Iberer noch andere Romanen vermocht hatten, und worin in Deutschland nur ganz wenige Männer eine überhaupt mögliche Aufgabe der Menschheit und gar ihres eigenen Volkes sahen, wie Forster, Humboldt als Weltfahrer und das Hamburger Haus Godeffroy als erste praktische Unternehmer. So wurde von atlantischen Menschen unternommen, was die Orang Malaiu, die indopazifischen „schweifenden Menschen", die Malaio-Polynesier der Südsee nicht wollten, die von Inselwolke zu Inselwolke wandernd, den Seeraum als Nomaden erfüllten, vielleicht sogar einst überspannten von der chinesischen bis zur Maya- und Inka-

kultur. Als Ganzes aber wollten sie ihn wohl instinktiv anarchisch lassen, vielleicht aus immanentem Anarchismus, vielleicht aus „virilem Adel" des Herrenmenschen und aus unbestimmter Ahnung von den Gefahren der Zivilisation und Organisation für ihre, einer streng zusammenfassenden Ordnung abgeneigte Grundstimmung der Rasse.

Nun aber sucht der Große Ozean, einmal erweckt, sein eigenes Daseinsgesetz; und das ist sichtlich anders als das atlantische, wie auch seine Ufer, sein Küstentyp anders sind, nämlich autarkischer in allen anthropogeographischen Bildungen und bei aller Ausdehnungsfähigkeit mehr den Zusammenhang wahrend.

Größer ist die trennende Weite; trotzdem war ihre Scheidekraft, einmal überwunden, dann eigentlich geringer, noch mächtiger die verbindende, einigende Idee des größten einheitlichen Seeraums, dem die Erweckung Eurasiens zum gleichen Gefühl als Festland nicht gefolgt ist, während die Australiens und Amerikas vorangingen. Dann kann von dort aus vielleicht die Organisation des Planeten ausgehen, mit Weltplanwirtschaft, Weltkultur und Weltpolitik, zu der das Mittelmeer, Europa, der atlantische Raum, die Größe der Anschauung bis jetzt nicht gefunden hat, und die vorhandenen Ansätze dazu im Weltkrieg, durch den Frieden von Versailles und das Zerrbild eines Völkerbundes verschüttet hat. Eine Verständigung aller Germanen unter sich wäre hier die Voraussetzung gewesen, wie dort der Germanen und Malaio-Mongolen, überall aber eine vorherige, möglichst vollkommene Durchorganisierung der Teilräume, der Volkheiten. Sichtlich geht die pazifische Entwicklung diesen Weg, der zuerst volkheitgeformten (national-organisierten) Zusammenschlüsse, nicht den der Atomisierung und Internationalisierung, der Volkheitszersetzung. Aber was vor dem Verkrüppelungs- und Selbstzerstörungskrieg Europas und dessen Krönung durch die räumliche Vernichtung seiner zentralen Lebensformen (Central Powers nannten sie sogar die Gegner!) vielleicht möglich gewesen wäre, das ist nun vertan! Verlorenes kehrt nie wieder in gleicher Weise zurück, auch nicht als Chance in der Politik: das ist ein Gesetz des Lebens auf der Erde.

Das deutsche Volk, an das sich diese Studien wenden, hat eine furchtbare geopolitische Entgliederungsoperation hinter sich und taumelte mit verstümmeltem Volkskörper bis 1932 in der Halbnarkose. Aber — wie schon Clémenceau richtig bemerkte — dieser Zustand konnte nicht dauern: es mußte entweder an den Folgen zugrunde gehen oder sich zum Weiterlebenwollen entschließen und dazu neue Lebensorgane bilden. Dringendste Voraussetzung dafür aber war, daß es die für seine Daseinsmöglichkeit so furchtbar veränderte Welt ohne Selbsttäuschung betrachten lernte und sich auch in seinen breiten, bis vor kurzem noch auf sozialistische Ideologien hörenden Schichten durch das Wort eines der berühmtesten Demokraten überzeugen ließe: „Narren könnt ihr alles Volk ein gut Teil der Zeit, und ein gut Teil Volkes alle Zeit, aber nicht alles Volk alle Zeit!" (9). Das Erwachen von 1932/33 allein brachte schon einen Ruck zum Bessern in den pazifischen Bereich.

Kraft der darin enthaltenen Wahrheit wird aus den Beziehungen Deutschlands zum größten geopolitischen Einheitsraum der Erde, dem pazifischen, und den sich darin bildenden riesigen Wirtschaftsmächten notwendig nach und nach der Rest von Lügendunst weichen. Er wird noch eher verschwinden, als im atlantischen der Trugnebel, den die Träger des wirklichen Imperialismus als Vergewaltiger der Natur aufsteigen lassen mußten, um die eigene Raffgier zu verschleiern und ihre Söldner glauben zu machen, Wilhelms II. Theatergesten seien der wahre Imperialismus gewesen. Aber wenn diese Klärung nicht nutzlos bleiben soll, muß Deutschland vom Geschick der Anpassung jener wirklich imperialistischen Mächte an die veränderte öffentliche Meinung der pazifischen Welt vieles lernen: das Handwerkliche der Kunst geopolitischer Ausführung und Durchführung nach entsprechender Vorbereitung! Es gilt auch nach der Reichserneuerung immer noch mehr zu erkennen, in welchen wechselnden Masken sich „struggle for life" und „survival of the fittest" verhüllen (absichtlich im Wortlaut der Sprache der Erfinder beider Prägungen ausgedrückt!), aber auch zu begreifen, besonders für die Prediger der Staatsvergottung nach Hegel, Stahl und Marx rings um den deutschen Volksboden, wie der grimmige Imperialismus von einst sich verschleiert, und ihn auch dann zu erkennen und als das zu nehmen, was er ist, wenn er statt des Löwenfells die Fuchshaut umnimmt, wohl gar mit edlem Augenaufschlag unter der Marke: „The passing of Imperialism" (10) die neue Heilsbotschaft dem heidnischen Japan überbringt. Dieses freilich fragt klug und mit höflichem Lächeln den Heilsbringer nicht allein nach seinen Worten, sondern auch nach seinen Taten, was auch wir bei Wilson-Botschaften, Lloyd-George- oder Curzon-Reden hätten tun sollen und künftig hoffentlich tun werden.

Dauernde Voraussetzungen für diese Worte, Werke und Taten erkennen zu lehren, danach Freund und Feind, Zukunftsgefahr und Zukunftshoffnung weltüber zu unterscheiden — nach dem japanischen Sprichwort: „Steru kami mo areba, taskeru kami mo aru": Sitzenlassende Götter gibt es, aber helfende Götter auch! — dazu will für das pazifische Kraftfeld und seine Geopolitik dieses Buch beitragen! Möchten ihm Leser beschieden sein, die auch verstehen, was zwischen seinen Zeilen steht und was die Not der Stunde beim ersten Entwurf dahin verbannte und die Lage von 1937 mit allen ihren Spannungen darin zu belassen riet!

I

GIBT ES EINE PAZIFISCHE GEOPOLITIK?

Mit dieser für die Daseinsberechtigung unserer Untersuchung entscheidenden Frage treten wir vor den Leser. Gibt es eine pazifische Geopolitik, so wesensverschieden von einer atlantischen, einer nordatlantischen, mediterranen, groß- oder kleineuropäischen, panamerikanischen oder rein ostasiatischen, daß sich ihre geographische Betrachtung rechtfertigt mit der Auswirkung ihrer geographischen Grundzüge in das geschichtliche Tun der beteiligten Kräfte und Mächte, und zwar in der räumlich vorbetonten Abgrenzung der Raumwissenschaft, der Geographie, nicht in der zeitlichen Vorbetonung der Geschichte?

Über die Zeitabschnitte, in denen der geographische Lagenwandel zutage trat, der eine panpazifische Geopolitik mit eigener Klangfarbe in das Konzert der Weltgeschichte fügt, wird es noch lange keine Einigung geben. Der Amerikaner N. Peffer (11) sieht die Frage wohl noch zu ausschließlich fernöstlich, wenn er sagt: „Ein neues Kapitel öffnet sich in der uralten Geschichte des Ostens, das dritte im neuen Buch des Ostens, das mit der Ankunft des Westens im fernen Asien begann. Das erste öffnete sich in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, als weiße Männer einen Eintritt erzwangen nicht als isolierte Abenteurer, sondern als organisierte Agenten des westlichen Nationalismus.“ Als ihr Prototyp erscheint uns der pazifische Erschließer Cook. „Das zweite Kapitel begann im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als Japan als Großmacht emportauchte und China besiegte; das dritte auf der Konferenz von Washington... Die Versuchung ist groß, zu sagen, dies sei das wichtigste Kapitel dieser ganzen Geschichte.“ Wir verstehen diese Auffassung, denn hier mündet tatsächlich die uralte und reiche Geschichte des Fernen Ostens in die zusammenwirkende des größeren Lebensraums, auf den er sich öffnet: aus ostasiatischer Geschichte wird von nun an panpazifische. Darum müssen wir auch den weiteren Satz billigen: „Der Westen ist nun unausweichlich verwickelt in die Verwirrungen des Ostens, und der langsamere Wandel des Ostens wird künftig zwingend den Rhythmus des Westens beeinflussen. Ob es zum Guten oder zum Schlimmen führe: wir haben alle Ozeane überbrückt und aus der künftigen Geschichte eine Einheit gemacht.“

Das ist sie aber erst geworden, nachdem der letzte, größte Scheideraum der Erde überwunden war. Weltkultur, Weltpolitik, Welthandel und Weltwirtschaft gab es erst, seit uns das zum Bewußtsein gekommen war, und auch sie sind wandelbare Begriffe. Freilich handelt es sich erst um Anfänge, die noch weit von der Vollendung sind und von gewaltigen Rückschlägen durchzuckt werden, denn der größte einheitliche Landraum, Eurasien, ist noch unorganisiert und zerrissen – daher Amerikas Überlegenheit – seine Ränder verstehen sich nicht, und er hat noch keine einheitliche Geopolitik, wie der größte Seeraum, der Pazifik, sie zu finden im Begriff ist, ebenso wie der zweitgrößte Landraum, Amerika.

Als Ganzes aber ist Peffers Meinung eine Probe großzügiger pazifischer Anschauung. Man sieht auch dort die Schärfe des Daseinskampfes, aber raumweiter und in größeren Zeitschwingungen, also ohne das kleineuropäische Raum- und Zeitgedränge; man sieht säkular und konstruktiv über den Wirrwarr des Augenblicks hinaus, eher raumüberbrückend, als belebte Großräume zerkleinernd. Das ist der Unterschied zwischen den kurzen Perspektiven der Vororte von Paris, wo man Europas Zukunft zerschlagen hat, und den weltweiten, von Wilsons ideologischer Enge wieder befreiten, des Kapitols von Washington wie auch der ehemaligen Shogunburg in Tokio, wo man beiderseits des größten Meeres aufbauende Zukunftsarbeit begriffen hat und nun, beiderseits dafür Opfer bringend, durchzuführen bestrebt ist. Der praktische Unterschied zwischen pazifischer und atlantischer Geopolitik also besteht, und zwar nicht erst seit der Konferenz von Washington 1921/22 und der panpazifischen in Honolulu 1922, ist aber seitdem auch dem Voreingenommenen sichtbar geworden. In der Praxis ist also tatsächlich die pazifische Geopolitik schon da, ohne die Wissenschaft vorher um ihre Zustimmung gefragt zu haben; aber wieweit ist die Frage nach ihrer geographischen Begründung schon für wissenschaftliche Beantwortung reif?

Die Wahrnehmung eines ausgesprochen zentripetalen Zuges bei den staatlichen Lebensformen der Neuen Welt im Gegensatz zu den ebenso ausgesprochen zentrifugalen, expansiven der ihnen vergleichend gegenübergestellten Staaten der Alten Welt, vor allem der mediterrano-atlantischen, habe ich zuerst in einer Amerikavorlesung von E. v. Drygalski betont gefunden. Als ich dann den Gedankengang in seiner scheidenden und ordnenden Fähigkeit, geopolitischen Tragweite und nachhaltigen Kraft auf meine Erfahrungen einwirken ließ, da erwies er mir seine geographische Fruchtbarkeit, wenn auch, wie mir schien, in einer etwas veränderten Lagerung. Ein für die Weiterentwicklung der Welt geradezu entscheidender Gegensatz stellte sich dar, zunächst zwischen atlantischen und pazifischen, dann erst innerhalb dieser Scheidung zwischen ozeanisch und kontinental bestimmten Lebensformen.

In allen pazifischen, d. h. mit ihrer Entstehung in ihrer natürlichen Landschaft ausschließlich am Großen Ozean verwurzelten staatlichen Gebilden steckt jener zusammendrängende und auf Zusammenhang bedachte, zur höchsten Auswirt-

schaftung des eigenen Lebensraums, zu Autarkie und Abschließung führende Zug, im Gegensatz zu den expansiven, zentrifugalen, unruhigen und überfließenden Neigungen der atlantischen und innereurasischen Welt. Der zentripetalere, mehr randkohärente Wesenszug der pazifischen ist unleugbar und unverkennbar und erklärt sich eben aus der zunächst überwältigenden und unüberwindlich scheinenden Raumweite und Scheidekraft des größten Meeres im Verhältnis zu seinem von Bergketten, Wüsten und Hochsteppengürteln dahinter eingeengten Einzugsgebiet. Er ist nicht nur die bezeichnende Note aller alten randständigen Kulturmächte des Großen Ozeans, die wir kennen: der altchinesischen und altjapanischen, der mittelamerikanischen und peruanischen. Er erklärt auch – seit der Erschließung der pazifischen Welt durch die Übergriffe und Überflutungen der atlantischen in sie hinein – viele Eigenheiten der durch diese Fermentierung entstandenen Lebensformen, so des neujapanischen Reichs und der Vereinigten Staaten, der Australischen Commonwealth und Jung-Chinas, die sich anders schwer erklären ließen.

Aus diesem pazifischen Wesenszug heraus begreift sich der immer wiederholte Versuch des Zurückziehens auf und in sich selbst nach angereizten Abwehrstößen, aus deren Wucht die atlantische Welt meist fälschlich schließt, daß der neue Gegenspieler nunmehr unwiderruflich ihrem eigenen unruhigen Kräftespiel verfallen sei. Man könnte dieser Auffassung entgegenhalten: die Besiedelungsgeschichte der Rand- und Inselwolkenräume des Stillen Ozeans selbst sei ein Beweis gegen diese Auffassung, namentlich die Ausbreitungsgeschichte der Malaio-Polynesier als einer der genialsten Kolonisatorenrassen nächst den Hellenen und Normannen. Zeichnet sie uns doch Ratzel (12) als Typ der erfolgreichen Seenomaden, die mit größter Ausdehnung im größten Raum kleinste Zahlen zur höchsten Wirkung brachten und noch bringen, und die sich ja selbst „orang malaiu", die schweifenden Menschen, nannten. Aber welcher Seenomadenstamm der atlantischen Welt hat so, wie die Besiedler der pazifischen Inselwolken, seinen Lebensraum geradezu zum soziologischen Probierfeld machend (wie das Stevenson [13] zeigt), alle Mittel ausprobiert, um den Bevölkerungszuwachs einzuschränken, ehe er ruckweise expansiv wurde und von den Verteilungszentren und Endpunkten aus die Siedelung und Rassenmischung weitertrug?

Und wo in der atlantischen Welt ist es vorgekommen, daß Kulturvölker wie die Chinesen und Japaner, in deren einem sicher, im anderen vielleicht malaio-polynesische Beimischung steckt, 2500 Jahre lang in friedlicher Symbiose und geistigem Güteraustausch nebeneinander hinleben? Das chinesische und das japanische Kulturreich haben das tatsächlich in diesen langen Jahrtausenden getan, mit einer einzigen feindlichen Berührung, dem Zug der Chinesen unter Kublai-Chan gegen Japan, die ein fremder Erobererstamm, nämlich der Kontinentmongolen, verschuldet hat.

Das Vorhandensein eigener pazifischer geopolitischer Sonderzüge wird also

nicht geleugnet werden können. Auch dann, wenn sie nur in Spuren erfaßbar wären, müßten sie wissenschaftlicher Beleuchtung ausgesetzt werden, dürfen sie nicht der Empirie überlassen bleiben. In der pazifischen Geopolitik liegt aber weit Greifbareres vor, als nur Spuren. Reichen die Erfahrungen wohl schon aus, ein zusammengestimmtes ganzes Bild aus ihnen zu schaffen? Zweifel daran sind sicher erlaubt!

Wenn es aber vorkommen kann, daß durch politische Praktiker mit keckem Zugriff ein solches Bild von außen her schwarz auf weiß, noch dazu sehr suggestiv aufgemacht, vor unsere Augen gestellt wird, so daß wir nur die Wahl haben, entweder das fremde Weltbild kritiklos anzunehmen, und — vielleicht zu unserm Schaden — wirken zu lassen oder ihm ein eigenes entgegenzusetzen: dann hat die heimische Wissenschaft die Pflicht, ihren politisch-geographischen Wächterdienst zu üben. Sie kann und darf in solchen Fällen nicht fragen, ob die von ihr zu leistende Schutzimpfung gegen geopolitische Beeinflussung von außen her das letzte, feinste, höchste Ergebnis wissenschaftlicher Durchbildung sei, sondern muß sich damit begnügen, zunächst etwas überhaupt zum Schutze Taugliches zu liefern.

So stellen wir hierher ein Diagramm über die Machtkurven im Pazifik (14), veröffentlicht in der „Japan Times and Mail" vom 23. März 1922, und geben unsere Erläuterungen zu diesem ungemein lehrreichen Blatt, um die Tatsache zu erhärten, daß der Begriff Pazifischer Geopolitik theoretisch zu Recht besteht und praktisch heute schon intensiv wirksam ist.

Dieser bemerkenswerte Versuch, Anstieg und Fall des Einflusses der Mächte im Großen Ozean graphisch darzustellen, gibt die Machtlinien des Steigens und Sinkens der politischen Kraft von zehn großen Mächten von 1500 bis zur Gegenwart in Kurven wieder, deren Einzelheiten gewiß angefochten werden können, die aber als Ganzes ein überaus belehrendes Bild der anglo-japanischen Anschauungen über den Verlauf dieser „lines of national power" bieten.

In dieser Darstellung spiegelt sich auch endlich wahrheitsgemäß, wer in Wirklichkeit die Randgebiete des Indischen und Großen Ozeans ihres Selbstbestimmungsrechtes im eigenen Raum beraubt hat, und wie ganz unwesentlich der deutsche Anteil an dieser Vergewaltigung war. Vor allem ist klar ersichtlich, wie sehr die Machtlinie Chinas schon vor jeder deutschen Einwirkung herabgedrückt war (vor allem durch die Opiumkriege und andere französische und englische Einmischungen), und wie wenig der japanische Anstieg gerade durch Deutschland hemmend beeinflußt wurde. Auch wenn man aber sonst gegen die Einzelheiten der Kurvenführung manches einzuwenden hat, so ist doch das Darstellungsprinzip überaus fruchtbar und ließe sich auch in wissenschaftlich einwandfreier und wohlbegründbarer Weise ähnlich durchführen. Manches liegt nicht so einfach, wie es hier hingestellt wird. So nähert sich die französische Kurve von 1854 bis 1868 der japanischen viel mehr, war überhaupt in der Südsee früher als steigend

anzusetzen und erfuhr einen entscheidenden Knick durch den bei der heutigen politischen Lage aus durchsichtigen Gründen absichtlich verschleierten englisch-französischen Zusammenstoß in Birma, ein asiatisches Faschoda. Immerhin ist es bemerkenswert, wie gering die französische Stellung von den Bundesgenossen angeschlagen wird, wie gleichläufig geraume Zeit die deutsche und amerikanische Kurve ansteigen, wie parallel die der Kontinentalmächte sinken!

Mit Recht wird betont, daß noch im 16. Jahrhundert China die einzige Macht ersten Ranges im Fernen Osten war, auf dem absteigenden Ast unter den letzten

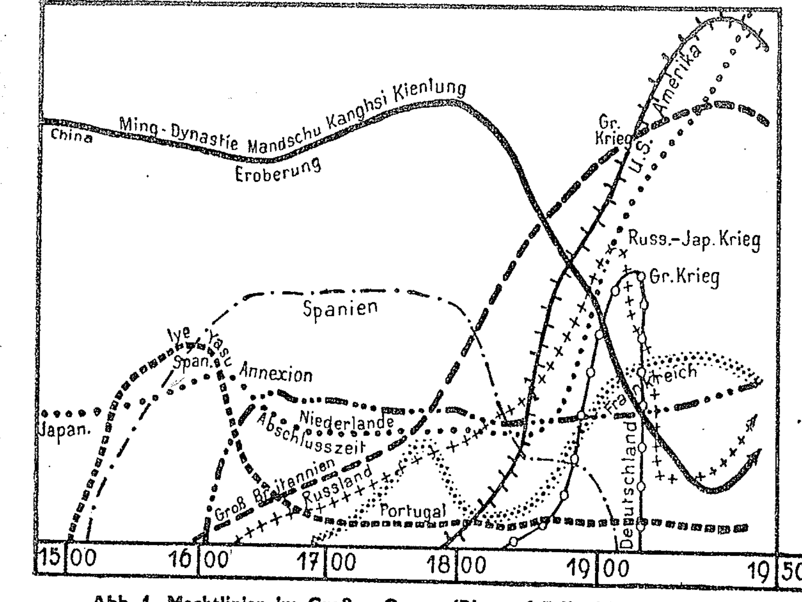


Abb. 1. Machtlinien im Großen Ozean (Rise and Fall of Powers in the Pacific)
Nach Japan Times vom 25. 3. 1922, ergänzt und weitergeführt

Ming-Kaisern, wieder ansteigend unter der Mandschu-Dynastie von 1644 ab, unter Khwanghsi und Kienlun. Man dürfte auch wohl die japanische Kurve zu Ende des 15. Jahrhunderts so tief ansetzen lassen, müßte aber wohl dem schnellen Ansteigen unter Hideyoshi und Jyeyasu mehr Rechnung tragen. Die Kurve der Niederlande senkt sich tief um 1800 und steigt erst wieder gegen 1825 und mit erneutem Impuls mit der tatsächlichen Durchdringung von Sumatra und Borneo.

Zweifellos ist durch diese Kurvenmethode, die von gutem geopolitischem Instinkt zeugt (eine Methode, die neuerdings u. a. durch Glockemeier (15) überzeugend vertreten worden ist), ein wertvoller neuer Darstellungsweg eröffnet. Gerade wegen seiner Kühnheit gewinnt der Versuch einen weit über den journalistischen Augenblickszweck hinausreichenden Dauerwert. An dem lehrreichen Begleittext des Kurvenblattes fällt zunächst auf, wie geschickt er an der Tatsache vorüberhuscht,

daß sich die Kurven der beiden angelsächsischen Mächte über alle andern randständigen heben, daß sich die britische und amerikanische im Weltkrieg überschneiden, die britische und japanische sicher noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts überschneiden werden, wie sie das schon bei verschiedenen Flottentagungen zwischen 1929 und 1936 getan haben, und daß das schroffe Absinken der chinesischen Kurve primär unter der Annäherung der britischen augenfällig wird, erst sekundär unter der russisch-amerikanischen, dann unter der japanischen, ganz zuletzt erst unter der deutschen. Vergleich zeigt, wie richtig die geopolitische Vorhersage der 1. Auflage von 1923 war.

Zur chinesischen Kurve wird etwa gesagt: Im 16. Jahrhundert war China die einzige Macht ersten Ranges im Fernen Osten. Wohl war es am Ausgang der Ming-Dynastie im Sinken, aber mit dem Aufkommen der Mandschu-Tatsing-Dynastie begann ein neuer Aufschwung. Erfolgreiche Eroberungen, großer dauernder Raumgewinn und Mehrung des Einflusses, hohe Entwicklung von Kunst und Literatur kennzeichnen die Herrscherzeit der großen Kaiser Khwanghsi und Kienlun. Obwohl die Portugiesen den Seeweg nach China 1516 eröffnet hatten, war der Einfluß Europas gering bis zum 19. Jahrhundert, d. h. bis zur Annäherung der englischen Kurve. Erst von da ab fiel Chinas Macht rasch infolge mehrerer schlecht vorbereiteter Versuche, dem wachsenden Druck des Westens zu begegnen. Landverlust, Entschädigungen, Einbuße an Selbstbestimmung, Verlust von Hoheitsrechten auf eignem Gebiet und verschiedene beschämende Zugeständnisse wurden ihm aufgezwungen, nach seiner Niederlage im Opiumkrieg 1842, den Kriegen gegen England und Frankreich 1857—1860, gegen Frankreich 1884 bis 1885, gegen Japan 1894 und 1896, den „Beutezugriffen" von Deutschland „und Anderen" 1898, dem Verzweiflungsausbruch des Boxeraufstandes 1900. So ging es weiter bis zur Gegenwart, wo Chinas innere Konflikte, die Folgeerscheinungen der von den sino-amerikanischen Studenten angestifteten glorreichen Revolution von 1911, es hilflos gegenüber den „Aggressionen von Japan" machen. Gilbert Reid (16) weist in verdienstvoller Weise nach, wie sehr China auch durch „Aggressionen" von anderwärts her zu dem sinnlosen Krieg mit Deutschland und anderen ihm nachteiligen Konzessionen gezwungen worden ist. Steigt die Kurve von 1927, von 1936 wieder? 1936 hat alle Anzeichen einer dramatischen Peripetie.

In der weiteren Darstellung ist klug und geschickt die Erklärung der japanischen, portugiesischen und spanischen Kurve zwischen die der chinesischen und englischen, die der niederländischen, russischen und französischen zwischen die der englischen und amerikanischen geschoben.

Bestimmend für die meisten andern, sehr aufschlußreich und auffallend ehrlich gezeichnet ist die Machtlinie des Britischen Reiches und ebenso die Erläuterungen dazu. Obwohl Drake nach der Plünderung der spanischen Kolonien schon 1577 bis 1580 über den Pazifik gesegelt war, begannen doch erst nach der Niederlage der spanischen Armada 1588 die Engländer und Niederländer der vereinten

Macht der Spanier und Portugiesen zum Trotz Handelsexpeditionen auszusenden. Angesichts des festen Halts der niederländisch-indischen Gesellschaft im Inselgebiet richtet die British-India Co. ihr Augenmerk mehr auf das indische Festland, wo sie schrittweise ihre Macht auf Kosten der Portugiesen und Franzosen erweitert und schließlich während des Siebenjährigen Krieges ganz Vorderindien überzieht. Gerade um die Zeit, als dann England seine dreizehn Kolonien in Nordamerika verlor, bereiteten die Reisen und Entdeckungen von James Cook 1768 bis 1778 die Bedingungen vor für die Errichtung dreier wichtiger neuer Zentren britischer Ausdehnung im Pazifik; seine Erforschung der Küsten von Neuseeland und Australien legten den Grund zu diesen sich selbst regierenden Dominien, und seine Entdeckung des Pelzhandels an der amerikanischen Nordwestküste lockte die englischen Pelzhändler dorthin und bewirkte zuletzt die Ausdehnung Kanadas bis zum Pazifik.

Britischer Landraum und britischer Einfluß fuhren im 19. und 20. Jahrhundert fort, sich auszudehnen durch den Erwerb von Ceylon 1796, Hongkong 1842, durch mehrfache erfolgreiche Feldzüge in Indien und China, die Angliederung verschiedener Südseeinselgruppen, schließlich die Mandate für die früheren deutschen Besitzungen südlich des Äquators 1919. „Zusammen mit den Vereinigten Staaten und Japan ist es heute eine von den drei stärksten Mächten im Pazifik"; aber doch die dritte im Bunde, nicht mehr die erste, auch nicht mehr die zweite. Das verrät die Kurve, deren unheilvolle Wirkung auf China, auf Spanien (Kolonialraub, Südamerika-Emanzipation!), dessen zweimal auf die französische drückender, sich im Weltkrieg unter die der Vereinigten Staaten duckender, die russische und deutsche knickender Lauf, mit dem schließlichen Zubiegen auf die Überschneidungsstelle mit der japanischen eine deutliche Sprache führt.

Von den beiden iberischen Kurven zeigt die portugiesische denselben jähen Fall wie die deutsche, nicht einen solchen in Absätzen wie die russische und spanische. Portugiesen waren die Entdecker der Überseeroute um Afrika nach Indien 1498, nach China 1516, nach Japan 1542, und diese Entdeckung revolutionierte den europäischen Handel mit dem Fernen Osten, eröffnete den Pazifik als Tummelplatz für europäischen Einfluß und ermöglichte es Portugal, ein blühendes Handelsreich in Indien, Malakka und auf den Gewürzinseln aufzurichten. Aber während der Jahre, in denen Portugal von Spanien annektiert war (1580—1640), ging sein prächtiges ostindisches Reich an die Niederländer verloren, und als Portugal wieder unabhängig wurde, gewann es nur den Hafen von Macao in China, einen Teil von Timor und Goa in Indien zurück.

Die spanische Kurve schwingt sich für den ersten Augenschein zu lang und zu hoch, was aber berechtigt scheint, wenn man bedenkt, daß Spanien zweihundert Jahre lang den Alleinbesitz der Ostküste des Pazifik hatte und auch den Besitz der Philippinen von dort her, also über die ganze Weite des Ozeans hinweg, festhielt.

Im Gegensatz zu den Portugiesen hatten die Spanier, der Richtung des Kolumbus folgend, den Großen Ozean von Amerika her befahren, und Balboa ahnte 1513 zuerst die Ausdehnung des neu entdeckten Meeres. Das Verdienst, die Größe der Aufgabe des noch zu erforschenden Ozeans erfaßt zu haben, gebührt dem Kurvenzeichner zufolge hauptsächlich Magellan, dessen abenteuerliche Fahrt 1519 bis 1521 der Welt zuerst bewies, daß das zunächst an einzelnen Stellen bekanntgewordene Mar del Sur ein besonderer und weiter Ozean sei, der Amerika von Asien trennte. Auf seinen Ufern wurde nun ein großes spanisches Reich erbaut, und unbeschreibliche Reichtümer an Gold und Silber flossen nach Spanien, als Cortez Mexiko und Pizarro Peru erobert hatte. Diesem Kolonialreich fügte Legaspi 1564/65 die Philippinen hinzu und verband sie über Mexiko administrativ mit dem Mutterlande. Trotz dem Niedergang Spaniens in Europa erhielt es sich das Überseereich bis zum 19. Jahrhundert. Aber zu Anfang dieses Jahrhunderts erlangten die amerikanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit (wobei England fördernd mitwirkte — Schnittpunkt der spanischen und englischen Kurve), und an seinem Ende wurden die Philippinen, der letzte spanische Außenbesitz, an die Vereinigten Staaten „übergeben".

So haben die Angelsachsen dem Imperium pacificum der spanischen Rasse sowohl den ersten Stoß gegeben durch die pazifische Reise Drakes, wie auch den Gnadenstoß durch die Wegnahme der Philippinen. Die Erinnerung daran hat vielleicht doch diese stolze Rasse, die heute noch die zahlenstärkste lateinische ist, davor bewahrt, sich dem gleichen Vernichtungskrieg gegen deutsche Überseegeltung bedingungslos anzuschließen.

Wie betrachtet nun im wesentlichen der angelsächsische Imperialismus die von ihm mit japanischer Hilfe zurückgedrängte Ausdehnung der Russen am Küstensaum und im Seeraum des Großen Ozeans? Er betont zunächst den grundlegenden Unterschied dieser russischen Ausdehnung von der aller anderen Mächte, die ebenfalls Imperien am Pazifik gegründet haben: nämlich, daß die Russen seine Ufer zu Land erreichten, so daß ihre Besitzungen auf zwei Kontinenten ganz, auf drei fast ganz zusammenhingen, vom europäischen Rußland durch Sibirien in Asien und, nur durch die 92 km schmale Beringstraße getrennt, mit Alaska in Amerika. Dann rühmt er die Tatsache, daß die Kosaken und die russischen Kolonialpioniere in der kurzen Zeitspanne von nur 60 Jahren den russischen Wild East vom Ural bis an die Ochotskische See durchdrangen. Das geschah aber eben längs des so gut wie widerstandsunfähigen, auch von anderen Mächten unbeobachteten Nordrandes der Ökumene, der für die Russen wegen ihrer mehr nordischen Klimagewöhnung nördlicher lag als für Chinesen und Japaner, was für ihr Vordringen ans Meer entscheidend wurde. (Um einen taktischen Vergleich zu gebrauchen: wie die Japaner den einen Sturm auf Tsingtau in der Wattenzone versuchten, wo er aber vorhergesehen war und abgeschlagen wurde.) Die Südausdehnung bricht sich dann schnell an dem Wiederaufleben der chinesischen Kraft

und an der Heeresmacht des nordstämmigen Mandschukaisers Kwanghsi, im Vertrag von Nertschinsk. Die Ostrichtung aber wird weiterverfolgt. Bering (Däne, als Seeoffizier in russischen Diensten) entdeckte die Straße, die seinen Namen trägt, 1728, und Alaska 1741. Es ist kennzeichnend, daß in der angelsächsischen Betrachtung die bedeutenden russischen Leistungen in der Erschließung gegen die Anökumene zu, also nach Norden, das nordische Gesicht der Erschließung, zu kurz kommen.

Dagegen erscheint als nächste Zahl das Jahr 1823 mit der erfolgreichen Anwendung der Monroedoktrin gegen die weitere Ausdehnung Rußlands längs der pazifischen Küste Amerikas in der Frage von Alaska, das hier als abgelegene, kostspielige und unfruchtbare Besitzung auftritt, die 1867 Amerika angeboten und verkauft wird (für eine Summe, die kleiner ist als das jährliche Lachsfangergebnis der Kolonie, so daß von Holz und Gold gar nicht gesprochen zu werden braucht). Bezeichnend aber ist es für die Umsicht geopolitischer Darstellung in angelsächsischer Aufmachung, daß heute noch durch solche Abtönung unnötiges Ressentiment abgebogen, auch wohl der starke amerikanische Bruder in den Vordergrund geschoben wird, wo man das glücklich aus dem Pazifischen Ozean hinausgedrängte und vom eisfreien Meer zurückmanövrierte Rußland in seinen Gefühlen schonen will.

1858 und 1860 wird die russische Ausdehnung im Fernen Osten mit neuem Impuls wieder begonnen. Daß sie seitdem zum Teil auf ozeanischen Wegen zu gehen versucht hatte, wie sie dabei in Berührung mit dem Inselreich Japan gekommen und früh instinktivem englischem Widerstand begegnet war, das wird verschwiegen. Erwähnt dagegen wird die Erlangung der weiten Provinzen am Amurstrom und längs der Küste bis Wladiwostok, der schicksalsschwer und herausfordernd „Beherrscherin des Ostens" benannten Zwingfeste, die aber von den Japanern „Urashiwo", die Hintersee, benannt wird, ein Wortspiel, das den Beigeschmack von Hinterwäldlern hat und eine Umwertung andeutet. Die Konstruktion der transsibirischen Bahn und Errichtung einer Flottenbasis in Port-Arthur setzte Rußland instand, „unerträglichen Druck auf China zu üben". (To bring unbearable pressure to bear on China!) So schroffe Ausdrücke werden für Hongkong und die Vorgänge von 1842 vermieden, denn unerträglich ist immer nur der Druck, den Nichtbriten ausüben. Rußland übte Herrenrechte in der Mandschurei und schob sich nach Korea vor, als Japan es plötzlich 1904/05 von dort zurückwarf. Dann wurde die russische Machtstellung erschüttert durch den großen Krieg, den sie selbst entfesselt hatte, durch die bolschewistische Revolution und schließlich das Dazwischentreten Japans und Amerikas in Sibirien. Die fortgesetzte japanische Besetzung gewisser Teile von Sibirien scheint weitere russische Gebietsverluste „voraus zu überschatten", während die Errichtung der Fernostrepublik auf eine Neusicherung der russischen Autorität hinweist.

Die deutsche Ausdehnung und ihr Zusammenbruch spiegelt sich in der anglo-

japanischen Darstellung etwa folgendermaßen: „Während Deutsche als Walfischfänger, Händler und Siedler schon 50 Jahre früher im Pazifik erschienen waren" (das ist nicht alles; denn schon an Magellans Fahrt waren deutsche Firmen erweislich beteiligt, ebenso an portugiesischen und niederländischen Unternehmungen wie an der Erforschung des Gesamtraumes: Forster, Kämpfer, Chamisso, Humboldt), „unternahm Deutschland erst 1884, einige Zeit nach der Errichtung des neuen Reiches, den Versuch einer aggressiven" (das Wort kommt nirgends auf Amerika und England angewendet vor, die nur höchstens „expansiv" sind) „Kolonialpolitik durch die Annexion von Teilen Neu-Guineas und der benachbarten Inseln. Bald darauf wurden auch die Marschall- und Samoa-Inseln weggenommen... 1897 wurde die Kiautschaubucht und das umgebende Land China für eine große Flotten- und Handelsbasis abgenommen. 1899 wurde der deutsche Anteil an den Samoa-Inseln abgetrennt und die Karolinen, Palau- und Marianen-Inseln von Spanien gekauft. Alle diese Besitzungen wurden in den ersten Monaten des großen Krieges 1914 verloren. Sie werden jetzt in Ausübung von Mandaten durch das Japanische und Britische Reich regiert." (Das Japanische Reich steht in diesem Zusammenhang voran, gegen den sonst sorgfältig gewahrten alphabetischen Vorgang, obwohl den Löwenanteil des Raubes das britische Dominiongebiet an sich gerissen hat, das Reich selber nur im Kondominium mit seinen eigenen Tochterstaaten die Phosphatinsel Nauru, Neuseeland Deutsch-Samoa verwaltet, Japan die Inseln nördlich des Äquators. Den ganzen Rest hat Australien geraubt!)

Kürzer als Deutschland wird in diesem Kommentar Frankreich abgetan. Die Basen, von denen aus es eine beherrschende Stellung im Großen Ozean hätte erlangen können, Indien und „Neufrankreich" (Kanada und Louisiana westlich des Mississippi), verlor es praktisch an die Briten schon im Siebenjährigen Krieg. Dann begann Frankreich von neuem zu kolonisieren in dem Raum, der nun Französisch-Indochina heißt, und ein Krieg zwang China 1885, das französische Protektorat über Tongking anzuerkennen. Neukaledonien und mehrere kleinere Inselgruppen wurden dazu annektiert (das ist alles, was über das französische Auftreten gesagt ist: die deutsche Kurve wird also stärker als die französische gesehen!).

Die amerikanischen Interessen am Pazifik begannen — im anglo-japanischen Spiegel gesehen — mit dem Chinahandel, dem Pelzhandel der Nordwestküste und der Walfischerei. Amerikas älteste Ansprüche auf eine pazifische Stellung gründen sich auf Kapitän Grays Entdeckung des Columbia-Flusses 1792, den Kauf von Louisiana 1803, die Forscherfahrten von Lewis und Clarke 1804/05 und auf die Besitzergreifung von Oregon. Unbestrittenes Fußfassen am Pazifik wurde gesichert durch Abgrenzung mit den spanischen Ansprüchen 1819, den russischen (nach Geltendmachung der Monroedoktrin!) 1824 und den englischen erst 1846. Der nächstwichtige Schritt in der Aufrichtung amerikanischer Macht am Pazifik war die Erwerbung Kaliforniens von Mexiko 1848, im Jahr der Goldfunde, der Kauf Alaskas von Rußland 1867, die Annexion von Hawaii und den Philippinen

1898. Dann die Annahme der Open-door-Politik 1899, der Bau des Panamakanals 1904–1914 nach der Übernahme des Protektorats in Panama 1903 und Nicaragua 1916, dann die Versuche, die Freundschaft mit den anderen amerikanischen Staaten zu pflegen (wobei die imperialistische Grundidee der geplanten amerikanischen Längsbahn verschleiert wird!) und schließlich die „Vorbereitung der Philippinos für Selbstregierung"!

Die Entschleierung des „tremendous power" Amerikas im jüngsten Weltkrieg, ein Sinn für gewisse gemeinsame Interessen mit den sich selbst regierenden britischen Dominions und eine neue Wertung und Einschätzung der Wichtigkeit, Bedeutung und Gefahr der ungelösten Probleme des Pazifik brachten dann die Vereinigten Staaten in eine Lage von Macht und Einfluß, die in der Vorstellung des Schreibers „unsurpassed" ist — was auch aus seiner Kurvenführung hervorgeht.

Besonders interessant ist diese Kurvenführung weiterhin für die Niederlande, den europäischen Annex zu einem Inselreich voll märchenhafter Zukunftsaussichten. Die Niederländer, im Kampf um ihre politische Unabhängigkeit von Spanien und zugleich „for commercial opportunity" gegen Portugal, erfaßten klug ihren Vorteil aus Spaniens Annexion Portugals 1580–1640, um die früher portugiesischen Kolonien im Malaiischen Inselraum wegzunehmen und so die Grundlage für ihr weites heutiges Inselreich zu gewinnen. Von 1624–1662 besaßen sie sogar noch Formosa, wo sie von dem Malajo-Mongolen Toxinga ausgetrieben wurden. Es ist bezeichnend, daß der Darsteller in der Zeit des Besitzes von Formosa den Höhepunkt des holländischen Einflusses sieht, denn von da an verläuft die Kurve eben — weil sie eben nun keine Gefahr für den anglo-pazifischen Imperialismus mehr bildet, weit eher ein Pfand für das Wohlverhalten der Niederlande, bis „the rising tide of colour" vielleicht sogar in Zukunft Interessengemeinschaft erzwingt. Gerade für die niederländische Entfaltung im Pazifik erkennt der scharfsichtige angelsächsische Kurvenkonstrukteur genau, daß es sich von nun an mehr um das autonome Weiterwerden des Insulinde-Reiches handelt, den Kern einer großen geopolitischen Zukunftsentwicklung, deren Treuhänder die Niederländer sind, deren malaio-mongolische Weiterbildung aber zwingend sein wird.

Wohl hätten Tasman und andere niederländische Entdecker noch vielen Stellen in Australien Namen gegeben, aber mit Ausnahme des Verlustes unklarer Ansprüche in Australien und Neuseeland an die Briten und des ernster zu nehmenden Verlustes von Ceylon 1796 habe sich die niederländische Macht im Far East seit dem 17. Jahrhundert nicht wesentlich oder sichtbar geändert.

Der merkwürdigen 300jährigen Handelsmonopolbeziehungen mit Japan und des großen Einflusses der Niederlande auf dessen Erneuerung ist dabei ungerechterweise nicht gedacht, während doch die niederländische Kurve, wie schon ihr bloßer Verlauf zeigt und dem Zeichner hätte verraten müssen, wichtige Beziehungen einerseits zur iberischen, andererseits zur japanischen (malaio-mongolischen) hat. Deshalb sei hier die Erläuterung zur japanischen eingefügt.

Japan ist zuerst in Berührung mit dem Westen gebracht worden durch die Ankunft des Abenteurers, nicht „Kapitäns" Pinto 1542; aber nach einem Jahrhundert des Verkehrs mit dem Westen verschloß es seine Küsten aufs neue (was ein anderer Angelsachse „Jyeayasu's mistake" genannt hat) und öffnete sie erst wieder 1853, nachdem bis dahin alle Fremden, mit einziger Ausnahme der Niederländer, aufs strengste ferngehalten worden waren. Seit der Zeit der gewaltsamen Öffnung Japans durch den Amerikaner Commodore Perry war Japan geschäftig bemüht, das Wissen des Westens zu erwerben, und in bewundernswert kurzer Frist erhob es sich zu einer Macht ersten Ranges. Eine aufsteigende Reihe von Ereignissen sicherte Japan dann einen Platz unter den herrschenden Mächten des Pazifik: Sieg über China 1894/95, wodurch es Formosa erlangte, Hilfe bei der Unterdrückung des Boxeraufstandes 1900, entscheidender Sieg über Rußland 1904/05, wodurch es die Kontrolle von Korea und der Mandschurei gewann, Erwerbung von Teilen des deutschen Inselreichs in der Südsee, fortgesetzte „aggressions" gegen China und Sibirien: das gibt die scharf ansteigende Kurve wieder.

Diese eine Probe für viele muß genügen, um zu beweisen, daß solche „Probleme pazifischer Geopolitik" nicht als wissenschaftliche Hirngespinste anzusehen sind, sondern die öffentliche Meinung, die Welt der Macht, des Schaffens und der Tatsachen weiterhin bewegen. Wir haben also keine Wahl: ob es uns genehm ist oder nicht, pazifische Geopolitik beweist uns in solchen Darstellungen ihrer Praxis, daß sie heute schon zu Recht besteht und daß sie in ihrem Geltungsbereich das von Ratzel aufgestellte Gesetz der Entwicklung auf die wachsenden Räume zu anerkennt.

So bleibt uns nur die zweite Wahl, ob wir eine unbestreitbar vorhandene Lebenserscheinung verneinen wollen, die Anpassung an sie, mindestens ihr Stellen in Rechnung verweigern und dadurch an dieser Stelle der Erde unseren biologischen Rückgang mitverschulden wollen, oder uns ihr fügen und sie nutzen. Dazu müssen wir sie aber als Voraussetzung kennenlernen, am besten auf genetischem Weg, zuerst das physische Raum- und Wesensbild, dann den geschichtlichen Aufbau der Siedlung ihrer Grenzräume und endlich den Werdegang der Verteilung der Macht innerhalb ihrer natürlichen Großlandschaft uns zu eigen zu machen (17).

II

RAUMBILD DES GROSSEN OZEANS NACH FLÄCHEN, GRENZEN UND LAGE

Je mehr wir Deutsche zurückgedrängt sind vom „Meer als Quelle der Völkergröße" (18) und dennoch mehr als je auf seine Hilfe für unsere bloße Lebensmöglichkeit angewiesen sind, wenn auch an schmale Ausfuhr- und Einfuhrpforten gebunden, um so mehr erhebt sich mahnend vor uns die Forderung nach einer „politischen Ozeanographie", die das Bedürfnis befriedigen würde, die Meere als politische Lebensräume anzusehen, nicht nur als Domänen anorganischer oder biogeographischer Einzeluntersuchungen und Zusammenfassungen. Ansätze dazu finden sich wohl: das Mittelmeer ist von Philippson (19), die Ägäis von Maull (20) so betrachtet worden, Nord- und Ostsee von Briten wie Mackinder (21), während des Krieges und unter seinem erzieherischen Zwang auch von Deutschen wie Merz und Foß (22). Aber noch fehlen uns, verbunden mit vergleichender Landeskunde ihrer Randgebiete, großzügige Darstellungen des Indischen, des Atlantischen oder nur Nordatlantischen wie des Großen Ozeans, als politische Lebensräume aufgefaßt, die dann einen Vergleich untereinander ermöglichen würden; und zwar Darstellungen, die im Gegensatz zu den bisherigen, vorwiegend von den Festländern ausgehenden Betrachtungen, vom Meere in seinen völkerverbindenden Eigenschaften ausgehen müßten. Gegenüber den bedeutenden physisch-geographischen ozeanischen Standwerken gibt es zu politisch-geographischen nur glänzende Skizzen und Ansätze, so für den Pazifik die von Wilczek-Weule (23). Jeder solche Versuch setzt allerdings als Grundlage die Vorarbeit der physischen Erforschung voraus, die erst das letzte Menschenalter seit Murray, Sueß, Groll und Schott genug ausgebaut hat, um das Daraufsetzen politischer und kulturgeographischer Abschlüsse zu gestatten.

Eine prachtvolle Skizze auf zwei Seiten schenkte uns Ratzel 1900. Eine gute, freilich (abgesehen von einem kurzen Absatz über den Verkehr) rein physisch eingestellte Übersicht des Pazifischen Ozeans findet sich in Banses Geographischem Lexikon. Seltsamerweise wird dort eine grundlegende Vorarbeit nicht erwähnt, ohne die doch ein Raumbild des Großen Ozeans kaum gewonnen werden

kann, nämlich Grolls Tiefenkarten der Ozeane (24), auch nicht die wichtigen Arbeiten von Murray und Dickinson (25). Das Raumbild von Groll faßt alles zusammen, was vor 1914 erkannt war und dazu beitragen konnte, die natürliche Unterlage für ein möglichst vollkommenes geopolitisches Bild vom pazifischen Erdraum zu gewinnen. Pet. Mitt. haben dann 1915 noch eine sehr wünschenswerte Ergänzung in der Karte von Langhans (26) gebracht, und einige wertvolle Skizzen haben Admiral Hollweg und Bowman dazu beigesteuert (27). Eine gediegene Überschau gibt endlich Schott in seinem Werk: „Geographie des Indischen und Pazifischen Ozeans".

Dieses Raumbild, das allzulange ein Mosaik aus den Ergebnissen anorganischer oder biogeographischer Teiluntersuchungen geblieben war, hat lange gebraucht, bis es, den Forderungen einer politischen Ozeanographie genügend, das größte Meer auch als politischen Lebensraum durchgearbeitet hatte, mit vergleichender Länderkunde seiner Randgebiete, so daß er dem Atlantischen und Indischen Ozean auf gleicher Erkenntnisstufe gegenübergestellt werden konnte. Der Wesenszug, der ihn von beiden nach Lage, Raum und Grenzen unterscheidet, ist zunächst seine überwältigende Größe von 168 Millionen qkm. Er ist damit in seiner gewaltigen Dreiecksform der größte einheitliche Lebensraum der Erde überhaupt, mit der stärksten Scheidekraft, die ein Meer als solches äußern kann, aber auch mit der größten Insularität, die wiederum verbindend wirkt: so trennt und lockt er zugleich. Nähern sich doch auch die wichtigsten Gegenufer an der Nordspitze des Dreiecks bis auf Sichtweite (wenn auch in fast anökumenischem Gebiet), während sie im Süden gegen die Antarktis zu weit auseinanderstreben. Nahe dem Äquator aber treten sie am meisten auseinander, gerade an den Stellen, wo wichtige Wasserverbindungen zum Indischen und Atlantischen Ozean führen, und geben somit der weiten Wasserfläche Raum, die dadurch zu 52% in die Tropen zu liegen kommt; wie denn überhaupt der Große Ozean mit seiner reichen Korallenbildung der tropischste aller Ozeane ist, trotz der (gegenüber dem Atlantischen Ozean) um fast zehn Grad südlich herabgedrückten nördlichen Antizyklone und geringerer Wasserwärme, die aber in ihrer Wirkung kompensiert wird durch die gleichfalls geringere Eisbildung. So sehen wir den Gegenraum Europas, nicht nur den ozeanisch bestimmten Gegenraum einer nur durch einen meridionalen Graben getrennten Landmasse, mit dem Indischen Ozean zusammen eine in manchem verwandte Lebenseinheit bilden, wie ja auch der pazifische Küstentyp durch die Sundasee und das australasiatische Mittelmeer hinüber in den Indischen Ozean greift, wie auch die Tiergeographie ein indo-pazifisches Verbreitungsgebiet dem atlantischen gegenüberstellt.

Am ganzen Umzug des Pazifik fällt die Sonderart seines Ufertyps, die schon Sueß hervorgehoben hat, bei einer Schilderung der Grenzen zuerst ins Auge, dann die starke Vulkanität, endlich der Kontrast des östlichen Wallufers gegen die gelockerte, durchbrochene Küste Ostasiens mit ihren „Zerrungsbögen". Ihre Hochinselreihen schwingen sich als Girlanden um den menschenwimmelnden südostasiatischen Erdraum von der siedlungsleeren Nordschwelle herum. Dem Pazifik als Charakterform allein eigen ist schließlich der meridionale Küstenmeerkorridor, der sie mit dem Festlandrand verbindet, und die Eigenart des australisch-ozeanischen Grenzraumes, der Züge vom asiatischen wie vom amerikanischen hat und politisch zwischen beiden hin und her gerissen ist.

So umrahmt ein einheitlicher Küstentyp — regelmäßig gegliedert in Vortiefe, überfalteten Rand und vulkanische Lockerzone — innerhalb dieser Wesensart kontrastiert in verschiedener westlicher und östlicher Ausprägung einen Lebensraum, den wir bei aller Naivität instinktsicherer nennen möchten als den atlantisch-mediterranen. Das scheint berechtigt, weil die überwältigende Größe des Seeraums gegenüber der im Verhältnis zu ihm meist schmal geratenen Küste, mit dem überall näheren, rein kontinentale Hochflächen abscheidenden Gebirgskamm, den ozeanisch-kontinentalen Gegensatz reinlicher betont, den einzelnen Lebensformen also klarere Verhältnisse verschafft, als in den potamisch gebrochenen Landschaften der tief in den Festlandkörper hineinreichenden atlantischen Einzugsgebiete.

Das lange Festhalten der einzelnen natürlichen Landschaften des Pazifik an ihrer selbstgenügenden politischen Art und Wirtschaft erklärt sich zum Teil auch aus ihrer Furcht vor dem einmal eingetretenen unaufhaltsamen Einlenken in die Größe ihrer ozeanischen Bestimmung — eine Scheu, die wir nicht nur bei Japan und den Vereinigten Staaten, auch bei China und Australien wiederholt auf große Zeiträume hemmend wirken sehen, in einer Stärke, die auf den atlantischen Ufern nicht im gleichen Grad zu beobachten ist.

Sobald aber einmal die Scheidekraft des Großen Ozeans durch die technische Schiffahrtsentwicklung, die emporschnellende Tonnagegröße, die damit gegebene Bewältigung des Massenverkehrs überwunden ist, äußert sich das geopolitische Schicksal aus Fläche, Form, Grenzen und Lage zwingender und führt schneller als anderwärts zu einem gewissen Solidaritätsgefühl. Ein solches zeigt sich, trotz allen Spannungen, immer wieder in einer von der atlantischen unterschiedenen pazifischen Note im Verkehr zwischen seinen Randmächten untereinander, im Verhältnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, in der Politik der Vereinigten Staaten gegenüber China, in ihrem Gegensatz zu den europäisch-chinesischen Beziehungen, aber auch im Verhalten der beiden ostasiatischen Mächte zueinander.

Die große, von den einzelnen Randlebensformen unbeherrschbare, auch von ihnen allen als unbeherrschbar anerkannte Fläche wirkt mit ihrem Raumdruck zu geopolitischer Synthese ausgleichend, und zwar mehr ausgleichend als in dem seine Lebensformen sich mehr gegenüberstellenden Atlantik. So wird das physische und das geopolitische Vorstellungsbild gleichmäßig von der überwältigenden Raumgröße des verbindenden Meeres gegenüber jeder der Küstenlebens-

formen auszugehen haben, auch der nordamerikanischen, deren atlantische Teile doch durch Schienenwege über weite neutrale Strecken hinweg an die andersartigen, wesensverschiedenen pazifischen gebunden sind.

Auch die relative Unbekanntheit (über den kartographisch feststellbaren Grad vgl. IV) ist nur als Folge der überwältigenden, noch nicht besiegten, nicht einmal ausreichend erforschten Raumgröße verständlich. Nur so ist es begreiflich, daß dort noch wirkliche Neuentdeckungen und Besitzergreifungen vorkommen können, wie die von Kingmansreef Island am 10. Mai 1922, oder die Tatsache, daß das völlige Verschwinden der Osterinsel infolge einer Erdbebenkatastrophe gemeldet und monatelang weltüber geglaubt werden konnte, nur weil die funkentelegraphische Verbindung versagt hatte, und daß man solchen Landgewinn wie Landverlust gleichmütig hinnahm.

Wohl ist die Raumüberwindung im Großen Ozean durch die wissenschaftliche und wirtschaftliche Ausnützung von Dampfkraft und Flugtechnik in ein beschleunigtes Tempo geraten, das in geometrischer Progression kaum mehr anschaulich zu machen ist. Schon der Fortschritt in den Segelanweisungen hat den Abstand des bis dahin weit zurückliegenden Großen Ozeans gegenüber den beiden anderen in der Meereskunde schnell verringert; er wurde veranlaßt dadurch, daß dem Segler gerade im Pazifik ein weites Feld offen stand, in dem er die überlegene Billigkeit seiner kosmischen Kraft zur Geltung bringen konnte, vor allem beim Verkehr mit Reis, Weizen und Salpeter, wobei ihn Passate und zuverlässige Westwinde begünstigten. In jüngster Zeit war es das die Unternehmungslust lokkende Problem des Überfliegens, der Gedanke einer wegsparenden Nordfluglinie um die Erde, die zunehmende Kenntnis von ungeheuren Schätzen an Rohstoffen am Rande des unbewohnbaren Nordens, die indirekt der Verbesserung des Raumbildes dienten. (Bureja-Wehr-Industrie.)

Schon hat Thomas Ince aus Los Angeles einen Preis von 10 000 £ auf die erste Überfliegung von San Francisco nach Sidney ausgesetzt, schon haben Major Morgan und Kapitän Haslam den Flug über Honolulu, Samoa und Fiji vorzubereiten unternommen, nachdem sie den Oktober als die günstigste Jahreszeit dafür erkundet hatten. Und nun liegt eine feste Fluglinienverbindung von San Francisco über Hawai—Guam—Manila nach Schanghai, Australien und Neuseeland. Der Nordpazifik ist mit einem Bestand von 20 000-Tonnen-Dampfern der schnellsten Linien, die 20 Knoten in der Stunde, 460 Meilen im Tag laufen, zu einer Überseerennbahn geworden, die in zwei Wochen überwunden wird. Auch seine Flugüberwindung ist im Gange. Weiter nördlich rückend schließen sich die Weltreiserouten mit immer mehr umwegsparender, kürzender Tendenz zusammen, die geplante kürzeste gerade noch praktikable Nordroute um die Erde anstrebend. Der Entwurf einer Yukon-Beringstraße-Lena-Bahn, der schon einmal von amerikanischen Geldgebern dem alten Zarenrußland umsonst angeboten worden war, „nur" gegen Ausbeutung von 50 Werst rechts und links der Eisenbahn,

damals aber abgelehnt worden war, taucht nunmehr wieder auf. Die Erforschung von Kamtschatka und Alaska wurde neu belebt und damit die Entdeckung der großen nordostsibirischen Gebirge. Der Streit um den Besitz von Wrangelland zwischen den Vereinigten Staaten, Kanada und Rußland, zeitweilig anscheinend für Kanada und das hinter ihm stehende Britische Reich dann für die Sowjets entschieden, warf ein Licht darauf, wie ernst heute schon die Frage des Nordflugverkehrs um die Erde zu betrachten ist.

Um die Größenverhältnisse vor mitteleuropäische Augen zu führen, die zu richtigem Denken in pazifischen Räumen wachgerufen werden müssen, sind wir genötigt, an das Gewohnte anknüpfend, die fremden Räume mit bestimmten Abmessungen uns vertrauter zu verbinden. Doch ist selbst die Größe des eigenen Vaterlandes keine so selbstverständlich vertraute und anschauliche Vorstellung für den Deutschen, wie sie es sein sollte, namentlich nicht in seiner jetzigen verzerrten und verstümmelten Form. Eher noch hat er einen bestimmten Begriff von der Größe Europas mit rund 10 Mill. qkm. Europa aber würde vom Großen Ozean mit seinen Randmeeren (rund 168 Mill. qkm) nicht weniger als 17½mal aufgenommen werden können; und die Durchschnittshöhe der Alten Welt mit 720 m ertrinkt mehr als fünfmal in den 3850 m seiner Durchschnittstiefe. (Höchsttiefen: 9184 Tonga-Graben; 9427 Kermadec-Graben; 9636 Marianengraben; 9788 Philippinen-Graben; 10430 Planet-Tief. — Größte Tiefe von „Emden" 1927 gemessen 10790.) Selbst wenn man Eurasien mit seinen 54 Mill. qkm zusammennimmt und als einheitlichen Erdraum ansieht, oder Nord- und Südamerika mit 24 und 18 Mill. qkm zusammenfügt, oder gar die ganze Alte Welt mit insgesamt 93 Mill. qkm als Ganzes betrachtet, übertrifft der Große Ozean alles mit seinem überlegenen Raumgewicht von 168 Mill. qkm (nach Schott 177,3 = 17,7mal Europa) — fast 48mal das deutsche Vorkriegsreich und 336mal das Deutsche Reich von heute. Anders wird es erst, wenn man das Einzugsgebiet dazurechnet. Während der Atlantische Ozean die Flüsse der halben Festlandoberfläche an sich zieht, verengen die nah herantretenden großen Randkettengebirge der Ufer des Großen Ozeans dessen Einzugsgebiet so sehr, daß es nur ein Siebentel der Festlandoberfläche umfaßt. Das des Indischen beträgt nur ein Achtel, während fast ein Fünftel der Festlandoberfläche von abflußlosen, also rein kontinental bestimmten Räumen gebildet wird. Umlagert wird der Stille Ozean von der asiatischen (44 Mill. qkm), der amerikanischen (42) und der australischen (9) Landmasse, aber von allen dreien sind ihm nur die durch Wüsten abgetrennten, sehr viel kleineren Randgebiete zugewendet. Mehr als bei anderen Ozeanen beherrscht also sein Gebiet der Ufereindruck der Randräume.

Das wäre etwa, zusammen mit der Betrachtung von Grolls Karte, zum physischen Raumbild des größten Meeres zu sagen, wenn wir dem politischen Wollen und Tun seiner Anrainer innerhalb seines naturgegebenen Rahmens gerecht werden wollen. Damit ist freilich noch keine Vorstellung gewonnen. Schöpferische

Phantasie schafft das allein, von ihr muß die richtige Raumeinstellung unseres Weltblicks geschenkt werden. Eine großartige Hilfe für die Vorstellung gewährt dabei die Anschauung Alfred Wegeners: die abtriftende Festlandmasse im Westen, die wallartig anrückende im Osten, dazwischen Zerrungsbögen, endlich Inselwolken in einem unveränderlichen Ozeanbecken. Es stecken in dieser physischen Anschauung seltsame Analogien mit der geopolitischen Vorstellung, die wir nötig haben und deshalb erzeugen möchten.

Aber freilich, das geopolitische Raumbild ist nicht dasselbe wie das physikalische. Es hat ja auch tatsächlich einen ganz anderen Zweck, und man könnte sagen, es sei ein Grundirrtum der deutschen kartographischen Wissenschaft gewesen, daß sie das verkannte — trotz ihrer hohen Entwicklung und Leistung für die geographische und damit auch politische Erziehung unseres Volkes im Daseinskampf durch das Denken in weiten Räumen. Das geopolitische Raumbild muß zu dynamischen Vorstellungen hinleiten, das physische kann auf statischen beruhen, trotzdem dann auch das physische — sobald es einmal fixiert ist — leicht dazu verleitet, zu übersehen, wie sehr es beständig durch die unausgesetzt an seiner Umformung arbeitenden endogenen und exogenen Kräfte geändert wird, so daß es tatsächlich im Augenblick der endgültigen Darstellung schon veraltet ist.

Auch das geopolitische Raumbild des Großen Ozeans ist zunächst bestimmt durch seine Umrahmung.

Die Nordschwelle (s. Kapitel X) reicht mit ihren Randräumen von der Juan de Fuca-Straße im Osten bis zur Tsugarustraße im Westen. Sie ist nur auf Sichtweite durch die 92 km breite, 90 m tiefe Beringstraße unterbrochen und schließt sonst den Pazifik gegen die nordische, ozeanische, aber größtenteils eisbedeckte Anökumene ab. Politisch-geographisch ist dieses ganze Gebiet der Selbstbestimmung fast völlig beraubt, soweit es nicht die passive Weite des unwirtlichen großen Raumes noch schützt; kulturgeographisch ist es durch Früh- und Wanderstadien, wirtschaftsgeographisch durch Sammel- und Raubwirtschaft bestimmt, fast durchweg ganz dünn besiedelt, mit bodenvagen Bevölkerungsresten, die ehedem gut angepaßt waren, aber nun bei Vergewaltigung durch eine wesensfremde Zivilisation zum Untergang verdammt scheinen. (Das böse Wort gilt auch hier: „More syphilised than civilised".)

Weit ausgeschwungen gegen den Äquator zu setzen an diese Nordschwelle das Ost- und das Westufer an, in denen wir gewohnt sind, geopolitisch die größten Gegensätze unseres Erdballs zu sehen, weit weniger die auch vorhandenen wichtigen Wesensverwandtschaften, die einen friedlichen und konstruktiven Ausgleich ermöglichen. Allerdings stehen sich gegenüber die ältesten, am meisten autarkischen Kulturräume der Erde und die jüngst erschlossenen, großenteils von außen her neubevölkerten und kulturell umgeprägten. Auf der einen Seite herrscht Übervölkerung, Siedlungsenge und Raumnot, auf der anderen dünne Besiedlung und

Raumweite. Hier scheint die Erde unter dem Menschendruck zu stöhnen, die Landschaft ist übermäßig kulturverwandelt, ja fast schon stellenweise zur Ruinenlandschaft geworden, durch raffiniertes Werkzeug sogar der Wurzeln ihres Pflanzenkleides beraubt — dort ist sie noch überwuchert von ungebändigter Pflanzendecke und scheint geradezu nach arbeitsfreudigen Händen zu rufen. Uralte, formerstarrte Sitte der ehrwürdigsten Kultur der Welt blickt voll Unbehagen und Mißtrauen auf die ungestümen Hemdärmelmethoden eines erst werdenden Kulturvolks. So stehen sich in der Vorstellung der meisten Abendländer das Ostufer der geschlossenen Kordillere und das Westufer der zerbrochenen Küstenkette mit dem Randmeerkorridor und den vorgelagerten Zerrungsbogengirlanden gegenüber. Dieser Vorstellung entspricht als Bild des Gesamtraumes am besten das Wegeners von der Wanderung der Kontinente. Für das Ostufer des amerikanischen Fernen Westens ist — wie physisch nach dieser Theorie — so auch anthropogeographisch bezeichnend das aggressive Heranrücken, ebenso für das pazifische Westufer, das des asiatischen Fernen Ostens das Zurückweichen, die Abwanderung, mit Hinterlassung von Landrückständen, geopolitisch in Abwehr, im Zusammen- und Wegziehen in Jujits'-Haltung gegenüber dem aufkommenden, geopolitisch gleichsinnigen Republikenwall vor der vulkanüberragten Kordillere: der älteste Teil der Alten, gegenüber der transatlantischen Erneuerung der Neuen Welt.

Das ist geopolitisch nur eine Vorstellungsaushilfe, vielleicht nur eine Vorstellungsmöglichkeit unter vielen, aber eine großartige!

Die gezerrten Südausläufer des Sonnenaufgangs- und Sonnenuntergangsufers zu verbinden und auszugleichen gelingt nur unvollkommen der ozeanischen Südschwelle (die aber in zwei untermeerischen Fortsetzungen am eisüberdeckten, anökumenischen Südkontinent der Antarktis angeschlossen ist). Sie ist die im Abendland am wenigsten bekannte, kontrastreichste Stelle des pazifischen Raumbildes in ihrer Zusammensetzung aus der freien Berührung zweier Ozeane, dem am meisten ozeanischen Zukunftsinselreich der Erde (Neuseeland), einer Inselflur, und dem trotz seiner Kleinheit so höchst kontinentalen Festland Australiens.

Als kontrastreichsten Teil in der Rahmung des pazifischen Raumbildes haben wir die Südschwelle bezeichnet. Das wäre sie nicht, wenn wir sie rein ozeanographisch ziehen könnten oder wollten! „Physikalisch" wäre ihre äußerste Grenze ganz klar und auch einheitlich: sie müßte gebildet werden von der Westaustralien-Strömung, der Westwind-Drift-Strömung und Cap-Horn-Strömung, wenn wir die Natur danach befragen könnten, wo sie die meisten Lebensgebiete dort, indem sie harmonisch zusammenfallende Grenzen des Lebens zieht, anorganisch und biogeographisch voneinander abhebt. Jenseits von diesen Strömungen befährt man auch praktisch geopolitisch solche Meeresräume, die dem pazifischen Treiben fremd sind, nämlich südindische, antarktische und atlantische.

Die konventionelle Gradgrenze läuft beim 40. Grad südlicher Breite. Aber mit einer solchen konventionellen Grenzführung werden die größten Gegensätze un-

mittelbar innerhalb und außerhalb des abzugrenzenden Raumes berührt. Die Antarktis ist tatsächlich ein Kontinent; dennoch wirkt die ihr zugekehrte Südgrenze des pazifischen Lebensraumes als die am meisten ozeanische, aber in ihrem Umzug (Peripherie) liegt der ozeanisch unbewältigte, spröde Fremdkörper des höchst kontinentalen australischen Festlandes. Es gibt also innerhalb des Grenzlaufes schärfste, geopolitisch stark wirkende Gegenüberstellungen. Nicht umsonst ist Neuseeland der australischen Commonwealth ferngeblieben, ja, hat sogar seinen inneren Aufbau, der kontinental organisiert war, abgeändert und der englischen und japanischen Binnenstruktur ähnlich gestaltet, wodurch sich das am meisten ozeanständige Inselreich der Zukunft den beiden randständigen mehr angeglichen hat.

Es entsteht hier die Frage, ob nicht Australien selbst für das politisch-geographische Raumbild besser dem Westufer anzugliedern wäre, wie das auf kartographischen Gegenüberstellungen häufig geschieht. Sie muß verneint werden, denn nicht umsonst ist, um bei Wegeners Bild zu bleiben, Australien bei der Wanderung der Kontinente „zurückgeblieben". Hier sehen wir, wie uns Europäer die Raumvorstellung des Atlantikgrabens mit seiner verhältnismäßigen Einförmigkeit, seiner „expansiven Monotonie" beherrscht. Wohl hat der Atlantik ein tieferes, größeres Einzugsgebiet als der Indische und Pazifische Ozean (das Verhältnis ist 19 zu 5 zu 8,66), aber er ist eben deshalb auch mehr potamisch, weniger ozeanisch bestimmt. Meeresweite und Eigenart der Küstenlandschaft (Küstentyp) herrschen dagegen im Pazifik vor. Er wirkt nicht wie der Atlantische Ozean als Graben, sondern mit seiner Fläche, also mehrseitig, als „Pacific triangle".

Das geopolitische Problem der Südschwelle bleibt daher die vom britischen Inselvolk im Grunde unbewältigt gelassene Kontinentalzelle und Scholle im ozeanischen Rahmen. Darum ist die australische so lange Randpolitik und Randkultur geblieben. Der Randcharakter der australischen Siedlung, die Städtehypertrophie an der Küste, der unausgenützte tropische Norden, der wenige Tausende ernährt, wo er dreißig Millionen erhalten könnte, die Neidpolitik gegenüber den deutschen Kolonialerfolgen — all das hängt damit zusammen. „Wir malten es rot auf der Karte und ließen es leer!" Weitere Symptome der angelsächsischen Erkenntnis jenes andersartigen geopolitischen Problems sind die Versuche einer ozeanischen Südabgrenzung der Engländer in der Zone der „braven Westwinde", ihre Monopolisierungsversuche des Okeanosrestes um die Antarktis, die Abriegelung der Südanökumene und der Rundschiffahrt um sie durch einen Kranz von Inselbesitzungen, das Abheben einer vom indischen Reich losgelösten, neuen Kolonialprovinz, in der Mauritius, Seychellen, Ceylon, Andamanen, Malaya zu einem eigenen Verwaltungskörper zusammengefaßt werden. Aus dieser Erkenntnis entsteigt auch, neben den Neuanlagen auf Neuseeland, für die Flotte die Zukunftseeburg Singapore mit dem Aufwand von mehr als 20 Mill. £, die 1936 fertig geworden ist.

Es gilt also, die grundlegende Verschiedenheit des atlantischen und pazifischen Raumbildes dauernd festzuhalten. Nichts darf unwillkürlich aus dem einen in das andere übertragen werden. Okeanos im alten Sinn ist nur mehr das den eisvergrabenen Urkontinent der Antarktis umschließende Südliche Eismeer. Auch ihm ist sein wissenschaftliches Geheimnis durch die Südpolarexpeditionen größtenteils entrissen worden. Aber mit diesem Sieg der wissenschaftlichen Erkenntnis erging es ähnlich wie mit der Erforschung der Nordwestpassage. Das Ringen um die Erkenntnis hat große geopolitische Folgen; das erreichte Ziel aber erweist sich als geopolitisch fast wesenlos und entgleitet, wie die praktisch unbrauchbare Nordwestpassage, in den kühlen, dünnen Äther, in dem rein wissenschaftliche Ergebnisse, nicht mehr national umstrittene, dann als Gemeingut der Gesamtmenschheit schweben. Es wird ihrem unruhigen Wollen und Machtstreben entrückt.

III
EIGENWÜCHSIGE WESENSZÜGE IM PAZIFISCHEN LEBENSRAUM

Was werden wir eigenwüchsige (autochthone) Wesenszüge nennen dürfen, die sich also schon im seiner selbst unbewußten, von außen unbeeinflußten Dasein des pazifischen Lebensraums äußern mußten, ehe wir uns auch nur mit der bewußten Entstehung des pazifischen Raumbildes in seinem geschichtlichen Werden beschäftigen und geopolitische Folgerungen daraus ziehen? Das wären Züge, wie sie das Kindesalter einer werdenden riesigen Bildung gestalten – unbewußt von der Mutter Erde ihr mitgegeben –, die sich aber doch schon triebhaft, bald gütig, bald gewalttätig in die Schicksale hinein auswirken, noch ehe wir die Lebensform selbst kultur- oder machtpolitisch eigentlich für ihr Handeln und Werden verantwortlich machen können, Züge, die aber gerade deshalb für ihre zukünftige bewußte Weiterentwicklung von größter Bedeutung sind.

Um solche Wesenszüge herauszufinden, werden wir zunächst den Einfluß der Strömungen in der Lufthülle untersuchen, soweit sie dem pazifischen Erdraum eigentümlich sind und nicht Gemeingut der kreisenden Erde, dann die Strömungen des Meeres, die Einflüsse, die aus besonderen Bewegungen der Erde stammen, aus seismischen und vulkanischen, und endlich die von der Formenwelt der Ufer im einzelnen, der Ausstattung mit besonderen Bodenschätzen oder von besonderen Klimaeinflüssen herrühren und auf die Entstehung gesonderter pazifischer geopolitischer Vorstellungen und Typen einwirken.

Haben wir schon großzügigere, weitere Lagen- und Raumeinflüsse im reinen Naturbild erkannt, so tritt hier noch ein Zeit- und Rhythmusgegensatz hinzu, von übermächtiger Regelmäßigkeit, der seinen deutlichsten Ausdruck im Monsunklima findet, durchbrochen von klimatischen und morphologischen Katastrophen zu Land und zur See. Dieser Rhythmus und seine gewaltsamen Störungen haben auf der einen Seite das natürliche Abhängigkeitsgefühl der Menschen von einer übergewaltigen Natur noch unterstrichen und ihn zu größerer politischer Fügsamkeit in weitere Rahmen und Verbände, zur „Unpersönlichkeit" erzogen. Er hat sie auf der anderen Seite gelehrt, Katastrophenvorzeichen sorgfältiger zu beachten und ihnen, wenn möglich, vorzubeugen, aber auch Unvermeidliches gelassener

hinzunehmen, wie das Hinausspülen blühender Küstenorte durch Flutwellen (Kamakura, Kamaishi, Arica, Jquique...), Sprengung und Untergang ganzer Inseln (Krakatau), Verwüstung großer Bevölkerungs- und Machtmittelpunkte durch Erdbeben, Drehstürme, und die unvermeidliche Folge der Feuersbrünste (San Franzisko, Valparaiso, Tokyo, Kamakura, Gifu-Mino-Owari; Swatau), dauernde Störung durch vulkanische Tätigkeit, wie seismische (Japan rechnet alle $2^1/_2$ Jahre, Chile alle 9 Jahre mit einem größeren Erdbeben, und ähnlich ist es in Mittelamerika, Mexiko und Ecuador). So ist also einerseits zu beobachten der tiefgehende anthropogeographische und politische Einfluß des regelmäßigen Spieles konstanter oder periodisch, aber genau auf Wochen und Tage berechenbarer Winde und Einbrüche von Niederschlägen in weite Räume: „Brave" Westwinde, Gegenspiel von Passaten und Monsunen, das regelmäßige Riesenuhrwerk der Monsune mit ihrem zwingenden Rhythmus; – das Warburg veranlaßte, von Monsunia als einem eigenen Erdteil zu sprechen, das mir nahelegte, in einer Arbeit über den Wiederaufstieg Südostasiens zur Selbstbestimmung das Monsungebiet auch als politische Einheit aufzufassen (28).

Zuverlässig beobachtet, wenn auch nicht endgültig erforscht, ist ferner ein regelmäßig wiederkehrender Zusammenhang von Dürren und Unruhen in Indien und China, auf das W. Krebs (29) in seinen Untersuchungen über die politische Kompetenz der Klimatologie hinwies. Andererseits werden auch gewisse Exzesse durch günstige Gegenwirkungen ausgewogen, so wird die südliche Lage der nordpazifischen Antizyklone in ihren hindernden Folgen für den Seeverkehr wettgemacht durch die schützende, eisabwehrende Nordschwelle der Beringsee. Ein seltsames, politisch und kulturgeographisch wirkendes Gewebe von Regel und Laune zeigt sich im Auftreten des Drehsturmphänomens, zweimal im Jahr, zur Zeit des Monsunwechsels, vorwiegend im herbstlichen (Japan) oder spätsommerlichen (Südchina), wie durch Zyklone und Taifune der südostasiatischen Randmeere oder in den winterlichen Einbrüchen der Burane.

Niemand, der den Osten kennt, wird leugnen können, welche politische und wirtschaftliche Tragweite auch diese Einbrüche der Drehstürme haben, wie sie durch einen einheitlichen Überwachungsdienst zwingend den Weg zu übernationaler Zusammenarbeit weisen, wie sie die Vorbedingungen der Kriegführung und Machtausübung beeinflussen und ändern können (Verkehrsunterbindung, Landung der II. Japanischen Armee, Russischer Kriegsplan 1904!, Rückzug der chinesischen Kräfte aus der Mongolei 1921, Staatsstreich der Kaiserinwitwe unter Benutzung der depressiven Wirkung eines Burans, dessen Einwirkung sie allein mit ihren eisernen Nerven nicht erlag!, Abwehr des Mongoleneinbruchs in Japan mit Hilfe eines Taifuns, Erschütterung der deutschen Stellung in Samoa durch den Samoa-Orkan und den Verlust von drei Kriegsschiffen durch ihn!) – lauter Ereignisse, die vorübergehend oder dauernd entscheidend den Gang der pazifischen Geschichte beeinflußt haben. Nicht minder eingreifend als das regelmäßige

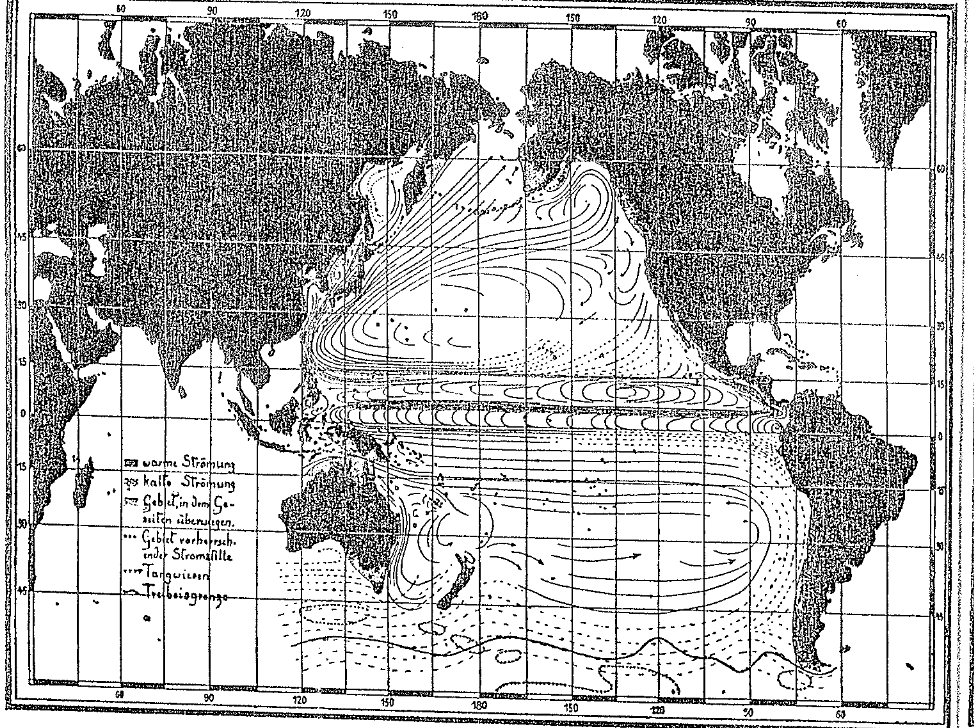


Abb. 2. Skizze der Meeresströmungen, Juli—September

und außergewöhnliche Strömungsspiel der Lufthülle wirkt das der großen Meeresströmungen, so z. B. in der Besiedlung von Polynesien, Melanesien und Japan.

Geradezu im gleichen Stärkeverhältnis, wie sie selbst die Küsten Japans berühren, haben Kuroshiwo und Oyashiwo (die dunkle, warme Strömung von Südwesten nach Nordosten und die kalte von Norden nach Süden), wie die Tsushimaströmung die Siedlerströme herbeigeführt, aus denen das japanische Rassengemenge erwuchs, und ähnlich wirksam war der Einfluß der Meeresströmungen bei der Besiedlung des polynesischen und melanesischen Inselwolkenraums, wie sie Thilenius (30) nachgewiesen hat.

Nicht kühne Hypothesen allein, sondern durch praktische Erfahrungen belegbare Schlüsse ermutigen uns dazu, die frühesten Wanderwege über den Großen Ozean nicht nur längs des nördlichen Inselkranzes in Küstenfühlung, sondern über die große Weite selbst hinweg zu suchen und zu verfolgen, wie es schon R. Simmersbach (31) getan hat. Wer jemals Polynesier auf ihren primitiven Fahrzeugen unglaublich weite Strecken zurücklegen sah — dabei von der See lebend (allerdings auch für äußerste Notfälle ihre eigenen Fahrtgenossen als

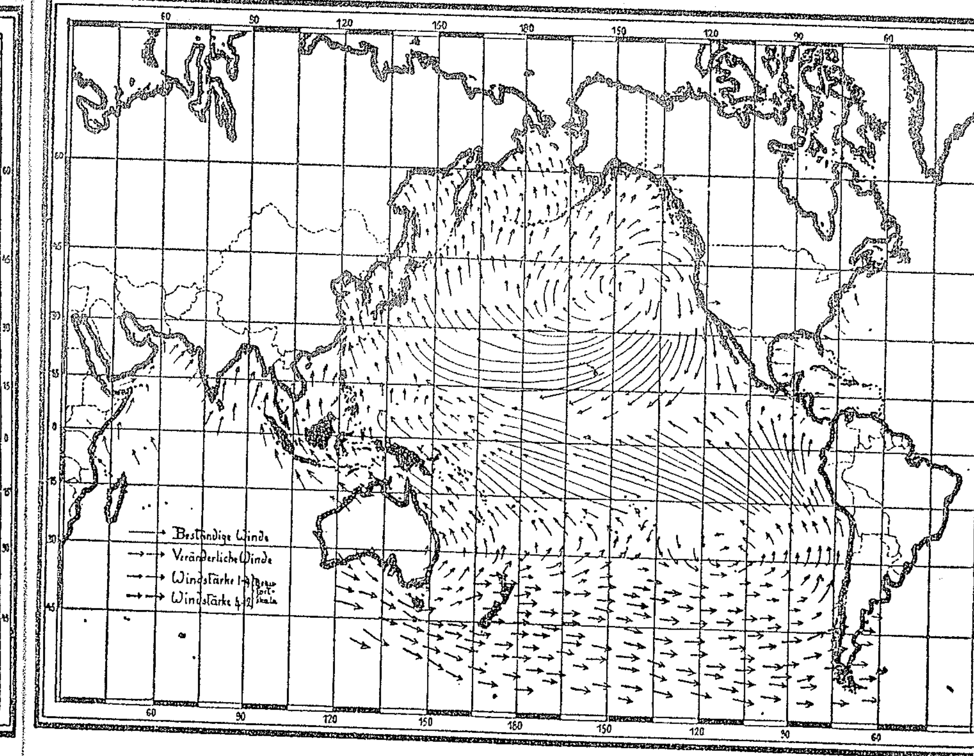


Abb. 3. Skizze der Winde, Juli—August

mögliche Nahrungsreserve betrachtend), wird an der Möglichkeit solcher Überquerungen nicht zweifeln. Geschichtlich beglaubigt werden sie auch durch die Tatsache, daß unter der Regierung von Jyeyasu, kurz vor der Abschließung von Japan, 1610 und 1613 japanische Schiffe nach Mexiko gelangt sind. Und schließlich hat, um die Möglichkeit der Überwindung nachzuweisen, eine Handvoll beherzter Leute das Experiment nachgemacht, in einer chinesischen Dschunke von 23 t mit Mattensegeln eine solche Fahrt zu wagen. Ward und Kavaltschuk fuhren am 22. Juni 1922 mit noch drei Amoychinesen von Schanghai ab und erreichten ihr Ziel Vancouver nach stürmischer und abenteuerreicher Fahrt am 10. September. Der Seeweg war verfolgt worden zunächst bis zur koreanischen Küste in Küstensicht, dann auf Hakodate. Schwere Nebel, Stürme und widrige Ostwinde hatten die Fahrt erschwert. Zwei Tagreisen außerhalb Hakodate mußte die Dschunke stark nach Süden laufen, um einem Taifun zu entgehen, und wurde dann wieder nördlich verschlagen. Am 6. August brach das Ruder, ein Notruder wurde gesetzt, auf einer Insel frisches Wasser genommen, ein zweiter Ruderbruch wurde auf offener See repariert. Im dicken Nebel rannte ein Dampfer nur

einen Meter weit am Bug vorbei. Dann aber, als die Dschunke als ungewohnter Gast im Hafen Viktoria einlief, war der Beweis geliefert, daß rein ostasiatische, voreuropäische Fahrzeuge die große Längswandermulde des pazifischen Amerika zwischen der Küstenkordillere und den Wasserscheiden erreichen konnten, in der sich die großen Völker- und Kulturbewegungen des amerikanischen Pazifikufers vollzogen. Dieses kühnen Unternehmens wird hier so eingehend gedacht wegen der Bedeutung, die ein solcher Versuch für die vergangene, aber auch künftige Geopolitik des Großen Ozeans hat. Was eine Dschunke leisten kann, die bei ihrem Kurs mit dem Absetzen der großen Meeresströmung Kuroshiwo von der mitteljapanischen Küste (das mit der Jahreszeit wechselt) richtig rechnet, das hat das gleiche Fahrzeug, wie das große Ausliegerboot und die Prau auch vor Jahrtausenden leisten können. Natürlich wird es in Zukunft auch das U-Boot und das Flugzeugmutterschiff leisten können, ganz abgesehen von dem kleinen windschnellen Kreuzer, dem wohl überhaupt im Pazifik die Zukunft gehört, nachdem es wohl noch dieses Geschlecht erleben wird, daß ein solcher Kreuzer in neun Tagen längs der asiatischen Nordküste von den Murmanhäfen nach Kamtschatka dampft, wie umgekehrt 1935 Handelsschiffe der Sowjets aus Wladiwostok nach nordenglischen Häfen.

Der Stille Ozean ist trotz seiner größeren Weite in der frühen Geschichte der Menschheit nie in gleichem Maße trennend gewesen wie der atlantische Graben für lange Zeit. Verbindende Züge von Frühkultur greifen über ihn hinweg: Tierkalender, Stäbchenpanzer, die Rolle der Zahlen zwei, drei und vier bis acht im Kulturgebrauch, männliche und weibliche Sonnenanschauung und dem entgegengesetzte Mondauffassung. Sie alle lagern in ihrer kulturmorphologischen Schichtung quer über den Großen Ozean hinweg, verfolgbar von der indischen Inselwelt bis in die frühamerikanischen Kulturreiche. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er verbreitendes Mittel war bei der ersten Pendelbewegung der Kultur zwischen paläolithischer und Bronzekultur, was vielleicht noch einmal aus der Mythenbildung nachgewiesen werden kann, sowie aus der noch zu entschleiernden Frühgeschichte der malaio-polynesischen Wanderungen und ihrer Heldensage. Für diese Vorgänge ist der Pazifik ein zentrales Becken gewesen, wie der Atlantische Ozean es niemals war, wobei sich das weite indopazifische Ausbreitungsgebiet so vieler verwandter Einflüsse zwischen Howa-madagassischer und amerikano-pazifischer Kultur kartographisch erfassen läßt. So lange, bis wir darüber Genaueres erfahren werden, sind wir sicher berechtigt, das über diese feinen und verwickelten Fragen bereits Bekannte, besonders durch die Forschungen von Frobenius (32) neu zutage Getretene an der Stelle einzureihen, wo wir autochthone Wesensunterschiede der großen Lebensräume der Erde anerkennen müssen, auch wenn wir ihren Platz im Gesamtcharakter und ihre Entstehungsgründe noch nicht genau einsehen.

Zu den autochthonen Wesenszügen, die das unbewußte Dasein des pazifischen

Lebensraums beeinflußten, noch ehe er sich über seine geschichtliche Sonderart klar wurde, gehört aber auch das, was sich an seismischen und vulkanischen Erscheinungen in ihm vollzog, an Bewegungen der scheinbar festen Erdrinde, die viel großräumiger und tiefgreifender waren und sind als ähnliche im atlantischen Raum. Es ist ein tief berechtigtes Symbol, wenn sich in den Flaggen, Wappen und Staatsabzeichen der pazifischen Staaten neben Sonne und Gestirnen so häufig der Feuerberg findet. Nirgends im atlantischen Gebiet hat der Vulkanismus die Wahl wichtiger Routen des Weltverkehrs entscheidend beeinflußt, wie z. B. im pazifischen bei der Wahl der Panamalinie statt der Nicaragualinie für den Kanalbau. Säkulare wie momentane katastrophale Küstenversetzungen, Verschiebungen und Oberflächenveränderungen durch seismische und vulkanische Vorgänge, die den verfügbaren Lebensraum entscheidend beeinflussen, kommen zwar auch im atlantischen Gebiet vor (Island, Santorin, Unteritalien u. a.; der Mont Pelée gehört vulkanologisch zum pazifischen Gebiet), niemals aber in dem Ausmaß räumlicher und zeitlicher Verbreitung, wie im pazifischen (Hawaii, Samoa, Sundainseln [Tamboro, Krakatau, Keloet], Philippinen, Japan [Bandaisan, Sakurashima u. a.], Kurilen, Alaska, Mittelamerika usw.). Säkularer Landgewinn und Landverlust, im atlantischen und mediterranen Gebiet nur an seltenen Stellen, bei sorgfältigster Beobachtung wahrnehmbar (Nordseeküste, Schweden, Pozzuoli), in Sagen vom utopischen Staatsroman verwertet, aber praktisch geopolitisch gegenwärtig ohne Bedeutung, wird der pazifischen Menschheit in ihrem Kampf um Macht, Wirtschaft und Kultur empfindlich zum Bewußtsein gebracht als ein ständig zu berücksichtigendes Mitreden der Natur. Es genügt, als Beispiel für katastrophale momentane Küsten- und Landflächenveränderung durch seismische und vulkanische Tätigkeit an die Katastrophe der Sundastraßen zu erinnern, oder an die Flutwellen von Kamaishi und Kamakura, von denen die letztere eine Verlegung der japanischen Hauptstadt und damit des Machtmittelpunkts zur Folge gehabt hat, oder an die Oberflächenveränderung, die der Karolinen- und der Marschalltaifun verursacht haben, die Verwüstungen durch das Erdbeben von Mino-Gifu-Owari, vor allem die Oberflächenveränderung der Sagami-Bucht und des Festlandes rings um Tokyo durch das große Kwanto-Erdbeben 1933; das plötzliche Verschwinden des Naturwunders von Neuseeland, der Sinterterrassen, durch einen großen Ausbruch des Talavera. Auch manche durch potamische Einwirkungen veranlaßte Veränderungen des Lebensraums im pazifischen Gebiet sind ungewöhnlich einschneidend. Es braucht nur erinnert zu werden an die Veränderlichkeit der Yangtsemündung, die sie zu einem dauernden Gegenstand zähen wassertechnischen und wirtschaftlichen Ringens mit dem gewaltigen anschüttenden Strom macht (Heidenstamm), oder gar an die gewaltsamen Laufänderungen des Hoangho, der in geschichtlicher Zeit mehrmals sein Bett um Hunderte von Kilometern durch bewohnte Landschaften verlegte, jede Vernachlässigung dreitausendjährigen Strombaudienstes in größtem Maßstab rächend (33).

Das anthropogeographisch Bedeutsame an alledem ist, wie sich die Biogeographie diesen hauptsächlich führenden Leitzügen angepaßt hat mit den Wanderungen von Mensch, Tier und Pflanze und dem unausgesetzten Ringen aller untereinander an den Grenzen ihrer Verbreitungsgebiete. Welche Lehren können, müssen und dürfen wir daraus ziehen? Wo werden wir von vollendeter Anpassung sprechen müssen, wo von Unpersönlichkeit oder für unsere Ansicht zu widerstandslosem Hineinfügen in einen gewaltigeren, herrischeren, zwingenderen Rhyth-

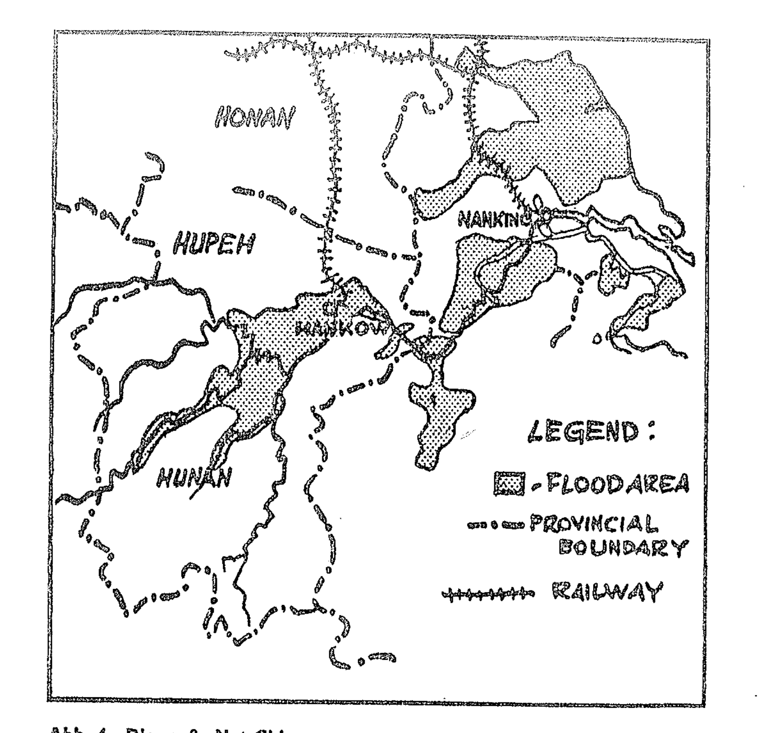


Abb. 4. Die große Not Chinas
Die Riesenüberschwemmungen (gerastert: Überschwemmungsgebiete 1931)

mus der See- und Landesnatur, der Sonderart der pazifischen Lufthülle? Schwierigkeiten für unsere Urteilsbildung darüber entstehen ja auch aus der Tatsache, daß zwar einzelne der pazifischen Erdräume von alters her sorgfältig auf alle diese Erscheinungen hin beobachtet wurden, aber nach ganz anderen Grundsätzen und Methoden als bei uns üblich, und daß wir noch nicht annähernd vollständigen Einblick in das von den Kulturvölkern des Ostens aufgespeicherte Beobachtungsmaterial haben. Die mit den uns vertrauten Methoden vorgehende moderne wissenschaftliche Beobachtung hingegen ist noch zu jung, um zu schlüssigen Ergeb-

nissen zu kommen, wenn sie auch zum Teil mit überlegenen materiellen Mitteln arbeitet, wie die amerikanische.

So kommt es, daß eine der sorgfältigsten, bis in spätrömische Zeiten zurücklaufenden Vulkanbeobachtungen (die aber erst aus einem Wust abergläubischer und mythischer Beimengungen herausgeschält werden mußten), der Bericht über das Verhalten des Feuerberges Asosan auf Kiushiu, in der Chronik eines japanischen Klosters enthalten ist (Friedländer). Andererseits findet ein Werk wie Holdens Erdbebenkatalog (34), ein Stück amerikanischer Forscherarbeit, in seiner systematischen Vollständigkeit kein Gegenstück auf dem asiatischen Gegenufer, obwohl Japan in Omori einen der bedeutendsten Seismologen der Gegenwart besitzt. Tatsächlich ist bisher, soweit ich die Literatur überschaue, keinem der örtlich Hauptbeteiligten eine solche überzeugende Synthese geglückt, wie E. Sueß (35), der in seinem „Antlitz der Erde" auch für den politischen Geographen unübertrefflich eine großartige Vergleichung der atlantischen und pazifischen Umrisse durchgeführt hat. So äußert sich auch E. Kayser über die beiden größten Vulkanzonen, die Umrahmung des pazifischen Beckens ähnlich aus der Ferne überschauend, mit dem Distanzgefühl, das offenbar dem Anlieger schwerer wird: über die westpazifische, etwa 16000 km mit über 150 tätigen Vulkanen, also fast der Hälfte aller auf der Erde vorhandenen, die ostpazifische mit etwa 100, Zahlen, die uns eher zu niedrig als zu hoch gegriffen scheinen. So oder so zeigen sie, welche Rolle der Vulkanismus im ganzen geschichtlichen Leben spielen muß, und wie seine Erscheinungen auch das Verhältnis zur Macht über einen so bewegten Boden mitbestimmen müssen, nicht weniger als das rhythmische und katastrophale Fluten in Lufthülle und Meer.

Für den japanischen Teilraum hat E. Scheibener (36) diese Wirkung des Vulkanismus auf die Anthropogeographie herauszuarbeiten versucht: 223 Katastrophen in 1500 Jahren, alle zweieinhalb Jahre ein verheerendes Großbeben, im Tag durchschnittlich vier leichte Stöße! Ein solches beständiges Sich-in-Erinnerung-Bringen der Unsicherheit des Grundes, auf dem man lebt, muß tiefe Wirkungen auf die Gesamtlebensstimmung haben, es muß auch politische Wirkungen äußern, indem es Verständnis für gleich heimgesuchte, gleichartig gebaute Lebensräume schafft und eine Art Leidensgenossenschaft zwischen ihnen bewirkt, die sie von den nicht Betroffenen unterscheidet.

Eine weitere geographische Gegebenheit beeinflußt tief und nachhaltig das Wirtschaftsleben und damit das geopolitische Dasein: die Lagerung der Bodenschätze zur Küste in der pazifischen Welt. Vier große Gruppen sind als geopolitisch leitend zu unterscheiden:

Die Kohlen- und Ölvorräte; die Grundlagen der Schwerindustrie, vor allem der Eisenerze; die Edelmetalle; die Rohstoffe, die hauptsächlich Entstehung chemischer Veredelungsindustrien bedingen, wie Kali, Salpeter, Schwefel, Porzellanerde usw.

Von ihrer Lage zueinander und den Massenverkehr verbilligenden Wasserwegen hängt offenbar die Möglichkeit der Industrialisierung und Bevölkerungsverdichtung über das natürliche Optimum hinaus ab.

Im ganzen pazifischen Gebiet liegen die Kohlenbestände im allgemeinen bis jetzt von der Küste aus schwer greifbar, die Ölvorräte, noch unzulänglich erforscht, bis auf bescheidene gesicherte Reserven, die noch im Besitz pazifischer Mächte sind, an politischen Schnittflächen. Beide sind meist getrennt von den Eisenvorkommen und diese wieder getrennt von den Edelmetallschätzen. Die größten Kupfererzeuger der Welt, abgesehen von Spanien, nämlich die Vereinigten Staaten, die Andenstaaten und Japan, gehören alle dem pazifischen Machtbereich an.

Die von der Küste aus greifbaren Kohlenbestände sind heute kaum zu schätzen, viel weniger zu berechnen. Der russische Ferne Osten wird allgemein auf 750 Mill. Tonnen geschätzt, was aber wohl zu gering ist, weil wichtige Vorkommen, z. B. an Uda und Chikoy, noch nicht untersucht sind und es wegen ihrer Abgelegenheit kaum so bald sein werden. Die greifbaren Kohlenvorräte Japans werden auf höchstens 1750 Millionen Tonnen, mindestens 1238 anzuschlagen sein. Die künstliche Hochzüchtung der Schwerindustrie bedeutet also einen Raubbau an den Notreserven des Reiches, das auch eisenarm und mit Öl nur mäßig ausgestattet ist und nur an Kupfer, Schwefel und Chemikalien Überfluß hat. In Korea fängt die Pyong-Yang-Kohle an, mehr als örtliche Bedeutung zu erlangen; von den wahrscheinlich sehr reichen Beständen der Mandschurei werden zur Zeit hauptsächlich die Felder von Fushun, Yentai und Pönsihu ausgenützt (4 Millionen Tonnen Ausfuhr 1921), diese im Verein mit benachbarten Eisenvorkommen. Drake und Inouye (37) schätzen die Vorräte von China auf 45000 Millionen Tonnen (Australien nur auf 4000 und Japan ähnlich), die vorwiegend in Tschili, Mukden und Schansi im Norden, in Kiangsi im Süden lagern, sämtliche küstenfern, aber auf Wasserwegen erreichbar, getrennt von den über das ganze Reich verteilten Eisenvorkommen, wie auch von den Zinnlagern des Südens, auch sie aber vielfach durch Wasserwege zu verbinden.

Stattliche Ausrüstung mit Edelmetallen und Kupfer, verhältnismäßig spärliche mit Eisen und Kohle, deren größere Vorkommen alle abseits von ozeanischer Reichweite liegen, schaffen ähnliche wirtschaftliche Verhältnisse, wie für die westlichen Inselkränze, so auch für das Ostufer der geschlossenen Kordillere. Eine gute Charakteristik der Bergbauverhältnisse in den westlichen der Vereinigten Staaten und in Alaska gibt die Sammelmappe des Auswärtigen Amts (38). In Utah, Alaska und Washington ist Kohle in abbauwürdigen, zum Teil reichen Lagern festgestellt, der Abbau steckt aber noch in den Anfängen, trotz dem Kupfer- und Bleierzreichtum von Arizona, Nevada, Utah und Idaho, wie Alaska, der eine Hüttenindustrie geradezu fordern würde. Die Vorräte von Utah allein wurden auf 11 Milliarden Tonnen geschätzt, 1919 wurden 4,6 Millionen Tonnen gefördert, weniger als 1% der raubbaumäßigen Gesamterzeugung der Vereinigten Staaten. In Kalifornien erzielte der Erzbau 1920 die Hälfte, 1921 ein Drittel des Ertrages der Bodenfrüchte, überstieg 1920 die Petroleumerzeugung noch um ein Viertel und wurde 1921 von ihr um die doppelte Ertragswertsteigerung überholt.

Von den vier pazifischen Erzstaaten wurden zur Zeit der Hochkonjunktur an Kupfer drei Zehntel und an Blei ein Sechstel der Welterzeugung auf den Markt geworfen, und zwar bei eingeschränkter Produktion. Mit der Beendigung des Massenverbrauchs durch den Krieg sank auch die Hochkonjunktur für tötende Metalle zusammen. Da Kalifornien der einzige unter den beteiligten Staaten ist, der sich nicht ausgesprochener Monokultur ergeben hat und damit einseitiger Einstellung der Gesamtwirtschaft auf ein einziges Stapelgut des Weltmarkts, ist er auch der einzige, den die Nachkriegskrise nicht völlig erschüttert hat, wie etwa Arizona. Raubbau auf Edelmetall, gewaltsames Hineindrängen in Monokulturverhältnisse — die im Grunde doch eine Abhängigkeit von fremden Erdräumen bedingen — aus dem wirtschaftsgeographischen Gleichgewicht hinaus, in dem die atlantischen Konquistadoren sie fanden: das ist noch mehr das Los des andinen Zentral- und Südamerika am Großen Ozean in spanischer Hand gewesen. Daneben traten solche Bodenschätze wie Eisen und Kohle, die Selbstbestimmung und Wirtschaftskraft auf eine gewisse Dauer gewährleisten, in den Hintergrund, wenn auch Vorkommen bekannt sind und einzelne Felder abgebaut werden, wie landeinwärts von Truxillo, östlich Lima und Antofagasta, im südlichen Chile und nördlich von Punta Arenas.

Welche geopolitische Bedeutung die Salpeterlager an der nordchilenischen und südperuanischen Küste hatten, bezeugt am besten der Salpeterkrieg zwischen Chile, Bolivia und Peru und die ausschließliche Basierung der chilenischen Finanzen auf ihren Ertrag, mit dem erst spät gelösten Rest der Tacna-Arica-Frage zwischen Chile und Peru und dem Abdrängen Bolivias von der Küste unter Beteiligung an einem Hafen mit Bahnverbindung.

Auf der ursprünglich naturgegebenen Entwicklungslinie der Randländer oder gar der Inseln des Großen Ozeans liegt also sicher nicht die Massenindustrialisierung und die aufdringliche Expansion der durch sie hergestellten Massen- und Schwergüter. Sie ist nicht in ihrer Ausstattung mit Berggut begründet und ist ihnen auch ursprünglich wesensfremd und antipathisch. Weit mehr liegt ihnen nahe die Vertiefung in den Boden, mäßige Binnenverschiebung von Gütern, und bedächtiger Überschußaustausch, wenn auch nur mit vereinzelten Güterarten (Chilesalpeter z. B.).

Auf der gleichen Entwicklungslinie lagen früher, nach einer lang festgehaltenen Steinzeitkultur, hochausgebildete, durchgearbeitete Weichmetallkulturen (Gold, Bronze), denen spät und keineswegs so beherrschend wie bei uns das Eisen nachfolgt, vielfach erst gewaltsam von außen aufgezwungen, wie alle schwere und Massenwirkung.

Wo sie mit Bronze und Kupfer auskommen konnte, hat die altjapanische Kultur noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts sie dem Eisen vorgezogen, mit einziger Ausnahme der Waffenpflege. Deren Feinheit und Reiz beruht großenteils auf der Holzkohlenfeuerung und der sparsamen Fundgelegenheit der Eisensande. Aus ihnen entsteht das Schwertstichblatt, die Tsuba, das in seiner Geschlossenheit und Vollendung vielleicht am höchsten stehende Erzeugnis der Metallkleinkunst neben der griechischen Bronze und dem gotischen Eisenschmuck: eine vollendete und doch den Werkstoff nie verleugnende Veredelung des Rohstoffes zur bewußten (praemeditierten) Kulturform.

Da eine erschöpfende Behandlung der geopolitischen Tragweite pflanzengeographischer und tiergeographischer autochthoner Wesenszüge den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, können hier dafür nur einige Streiflichter gegeben werden. Hierher gehören die pflanzenbiogeographische Autarkie Chinas und Japans vor ihrer „Erschließung", die überwiegende Symbiose zwischen Mensch und Pflanze, unter fast völliger Ausschaltung der Großviehzucht, die Bedeutung der Begleitwanderpflanzen für die Völkerverschiebungen. So ist z. B. der die Malaien begleitende Bambus, heute zu einer Charakterpflanze der japanischen Inseln geworden, ihnen ursprünglich fremd, wie auch Reis und Tee, also gerade die Dreiheit, die heutzutage in der japanischen Pflanzenwirtschaft zu Leitpflanzen geworden ist. Gerade der Bambus, ehedem ein Fremdling, ist in ihr so unentbehrlich geworden, daß man sich japanische Kultur und Wirtschaft ohne ihn nicht mehr vorzustellen vermag.

Diese Bedeutung dargetan zu haben, ist vor allem das Verdienst von H. Spörry (39), durch seine Schriften, wie durch eine ganz einzigartige Bambussammlung, die dessen vielseitige Verwendbarkeit zeigt, wie die Rückwirkung seiner anmutigen Formen auf Gewerbe und Kunst. Floß, Schiff und Fischereigerät, Rohstoff für Hausbau, Bedachung, Zaun, Wasserleitung, Gefäße und Behälter aller Art, Waffen (Lanze, Pfeil, Fahnenschaft), Flechtwerk zu Körben, Eßgerät, Speise, Gewand, Feuerung und Streu: das alles liefert die nützliche Grasart, die in drei Jahren aus ihrem Rhizom zu voller Verwertbarkeit aufschießt.

Alle andern Kulturpflanzen, so wertvoll sie sind, können an Vielseitigkeit der Verwendung nicht mit dem Bambus wetteifern (der allerdings ein großer Bodenräuber ist und reicher Feuchtigkeit bedarf): so Rhus succedania, die vegetabilisches Wachs liefert, Rhus vernicifera, deren Rinde der Lack entströmt, sie und die andern mannigfaltigen Gebrauchs- und Zierholzarten bis zu den heiligen Bäumen von Shinto (Sakaki) und Buddhismus (Ficus religiosa), dann die für Seidenzucht unentbehrlichen Maulbeerbäume und koreanischen Eichen bilden mit vielen andern zusammen jene Wirtschaftspflanzengemeinschaft. An ihr hing die vollkommene pflanzenwirtschaftliche Autarkie des Inselreichs und damit ein gut Teil seiner geopolitischen Sicherheit, wie anderwärts solche Daseinsbedingungen sich mit Kokospalme, Brotfruchtbaum, Taro verbanden.

Im Gegensatz zu den langsamen, nur historisch feststellbaren Wanderzügen der Pflanzen als Begleiter des Menschen und ihrer im Pazifik verfolgbaren Neigung zu autarkischer Gruppenbildung steht die heute noch zu beobachtende Gewöhnung der pazifischen Meerestiere an ungemein weite Wanderungen, durch die schon vielfach geopolitische Reibungen geschaffen worden sind, so erst 1936 der erneute japanisch-russische Fischereistreit um die Küstengewässer-Abgrenzung von Kamtschatka (Sealfrage, Hochseefischerei, Schutzverträge für Brutgebiete, Muschel- und Perlenbänke). B. W. Everman, der Direktor des Museums der kalifornischen Akademie für Wissenschaften, hat für die panpazifische Konferenz in Honolulu 1922 eine Liste von 44 großen Seesäugern aufgestellt, deren biogeographische Daseinsbedingungen so gut wie unbekannt sind und dringend ermittelt werden müßten, wenn sie nicht verschwinden sollen. 1742 ist die Seekuh von Vitus Bering auf der nach ihm benannten Insel entdeckt worden, und so schnell erreichte die Kunde von dem fabelhaften Reichtum des neu entdeckten Gebiets an Pelztieren die Raubfischer, daß 1754 schon die Seekuh so gut wie vertilgt war. 1768 soll die letzte getötet worden sein, womit ein wertvoller Beitrag für menschliche Meerernährung der Raubwirtschaft zum Opfer gefallen war. Man könnte fragen, ob nicht vielleicht die Wanderungen der Seehunde als Führer, Anreiz oder Beispiel für die Besiedlung der amerikanischen Küsten von Asien aus gewirkt haben könnten, jene Wanderungen, die doch von der Beringsee bis zu den niederkalifornischen und mexikanischen Kósteninseln führten, wo übrigens auch 1803 bis 1806 noch 9726 Seeottern gefangen wurden und 1914 der letzte gesehen ward.

Feine Beobachtungen finden sich über pazifische Wesenszüge in J. Friedels Beiträgen zur Kenntnis der Wirtschaftsformen der Ozeanier P. M. 1903 (40). Namentlich II „Der Fischfang" ist als Ausgangsstudie sehr wertvoll und kann zeigen, welches riesige Arbeitsgebiet an der Schwelle des Übergangs von den unbewußten Wesenszügen des pazifischen Lebensraumes zu seinem bewußten Dasein (wie es Frobenius in seinen Studien über die Frühkultur dort zeichnet) noch der Erschließung und geopolitischen Würdigung harrt. (Neue Arbeiten von Schepers u. a.)

IV

GESCHICHTLICHE ENTSTEHUNG DES BEWUSSTEN PAZIFISCHEN RAUMBILDES

Hatten wir bisher versucht, das rein physische Raumbild und die autochthonen Wesenszüge des Großen Ozeans und seiner Randländer zu erfassen, wie sie sich etwa im Kindesalter eines jungen Riesen dem von außen Beobachtenden darstellen, so führt uns der Versuch, in großen Zügen die geschichtliche Entstehung des bewußten pazifischen Raumbildes geopolitisch darzustellen, um einen Schritt weiter. Er könnte uns lehren, wie aus dem triebhaften Leben späterhin, und zwar zunächst unter keineswegs immer wohltätiger Erziehung von außen her, in dem für die übrige Welt neu erschlossenen Erdraum das Bewußtsein seiner eigenartigen Wesenszüge erwacht, bis er anfängt, diese Züge selbst zu begreifen und dann, seinerseits auf die Welt einwirkend, sie in ihr durchzusetzen. Vielleicht unterscheiden wir dabei mit Recht sehr scharf zwischen der Rolle, die ein neu den alten Macht- und Raumbegriffen der Erde hinzugesellter Raum im Weltbewußtsein und im eigenen Erdraumsbewußtsein spielt. In jedem Fall aber muß ungemein aufschlußreich für unser politisches Denken der Entwicklungsgang desjenigen Großlebensraums der Erde werden, der am längsten seine Scheidekraft behielt, der dann aber in einem Menschenalter zum verbindenden Mittel größten Stiles wurde; um so mehr, als er in dieser Rolle lange Zeit erst von einem ganz kleinen Teil unserer Landsleute erkannt wurde, keineswegs von ihrer von 1919 bis 1933 politisch schicksalbestimmenden Mehrheit.

Um so größer mußte, bei einer solchen allgemeinen Verkennung, der Reiz für den Wissenden, aber auch sein politischer Vorteil sein, wenn er sich rechtzeitig klarmachte, wie sich im Bewußtsein der Zeitgenossen — trotz allen objektiven Bemühungen der Wissenschaft — ein solcher Wechsel im Weltbild vollzieht. Merkwürdigerweise vollzog er sich zunächst von außen her; das pazifische Weltbild in annähernd richtigen Zügen entsteht zuerst in anderen Erdräumen, und dann erst setzt es sich im eigenen durch.

Der Art und Weise, wie man einen Wandel des Raumbildes der Anschauung vermitteln kann, und welcher Reichtum an Darstellungsmöglichkeiten dabei zur Verfügung steht, läßt sich am besten nachgehen durch ein Werk von der Art

des Atlas von Teleki (41) über die Entwicklung des Kartenbildes von Japan. Es ist der Weg vergleichender Atlantenbetrachtung, gegründet auf die Seekarten der spanischen, portugiesischen, niederländischen und englischen Archive, ausgehend also zunächst von den Randberührungen. Welche wertvolle historische Vorarbeit dabei gegenüber jedem einzelnen Stück geleistet werden könnte, eigentlich geleistet werden müßte, das zeigt eine so feine Darstellung wie Nachods (42) Kartenkritik, die meines Wissens das Vollendetste ist, was wohl überhaupt einer geopolitischen Betrachtung als Werkstück eingefügt werden kann, aber eben deshalb etwas ganz Seltenes. Wer selbst einmal versucht hat, wie ich es in meiner Arbeit über den deutschen Anteil an der geographischen Erschließung Japans (43) getan habe, für den Handgebrauch der Politik solche Ergebnisse auch nur für einen Teilraum des Großen Ozeans zusammenzutragen, der weiß, wie dünn gesät solche Wegweiser sind, wie die von Nachod oder Teleki aufgestellten, oder der von Wood (44) für Australien aufgerichtete, der u. a. zeigt, wie der Fabel vom großen Südkontinent, die bis dahin in allen Erdkarten spukte, erst durch Cook 1775 ein Ende bereitet worden ist. Erst von da an besteht eine annähernd richtige Vorstellung der Großform des Stillen Ozeans im Bewußtsein der Welt; für die Kleinformen fehlt sie noch heute. Wertvolle Beiträge zu ihrer Klärung lieferten die Kartenwerke von I. G. Bartholomew (45), die Betrachtungen über die Mercator-Weltkarte (45), die aufschlußreiche Studie von Carrière über unsere Kenntnis der Erde (46), aber auch praktische Erfahrungen, die man in kleinasiatisch-mesopotamischer und fernöstlicher Kriegspraxis mit bunten, schön ausgeführten Phantasiekarten machen konnte. Es bedarf eben wirklich beständig wiederholter gewissenhafter Arbeit, um die Menschheit zu gebührender Bescheidenheit zu erziehen und über ihre tatsächlich ungenügende Kenntnis des so leichthin bemalten Balls nicht im unklaren zu lassen, ihr immer wieder zu zeigen, wie neu und wie selten, auf wie wenige beschränkt eine einigermaßen genügende, heute schon erlangbare Kenntnis der Erde ist. Die Unwissenheit des deutschen Volkes und seiner erwählten und berufenen Vertreter über seinen eigenen nicht geringen Anteil am Großen Ozean war jedenfalls erschreckend.

Wieweit dabei die jahrhundertelange Raumunterschätzung des Großen Ozeans nachwirkte, die natürlich in den binnenländischen Köpfen Mitteleuropas fester gewurzelt war als in den randständigen des Ozeans selbst, läßt sich schwer entscheiden. Sicher ist aber, daß veraltete Raumanschauungen ein viel zäheres Leben im Geiste der Völker haben, als es sich der vorzustellen vermag, der selbst über richtige verfügt. Damit muß der Geopolitiker r e c h n e n und muß die veralteten Bilder durch ständige Wiederholung richtiger, schlagender, nicht zu sehr überfüllter Kartenbilder und durch gute Farb- oder Schwarzweißskizzen bekämpfen. Vgl. Forderung der suggestiven Karte!

Gerade für die geopolitische Erschließung des Großen Ozeans sind uns heute unverständliche Raumirrtümer von entscheidender Bedeutung gewesen, und zwar

nicht nur bei Spießbürgern, sondern bei den großen Erforschern selbst, wie Marco Polo und Christoph Columbus, bei den klugen Diplomaten der Kurie, die Papst Alexanders VI. berühmte Scheidelinie zwischen spanischem und portugiesischem Kolonialbesitz ziehen halfen, also bei den bestunterrichteten Männern ihrer Zeit. Das Zusammenwirken zweier Irrtümer: der Raumunterschätzung des Großen Ozeans und des grundfalschen Berichtes Marco Polos vom „Goldland Zipangu", waren mit ausschlaggebend für die Entdeckungsfahrt des Columbus, dem eines der goldärmsten Länder durch die Beschreibung des Renommierstückchens, des Goldpavillons eines japanischen Shoguns, als lockendes Ziel erscheinen konnte.

Eine solche Selbsterkenntnis rechtfertigt es wohl, dem Leser in einer Art Periodeneinteilung den geschichtlichen Erschließungsweg als Raumproblem noch einmal abgekürzt zuzumuten.

In der Erdkarte des Ptolemäus aus dem 2. Jahrhundert fehlt der Große Ozean noch völlig. Sein Magnus Sinus ist der Golf von Siam, bestenfalls ein Ahnungsbild von einem Teil des australasiatischen Mittelmeers. Der riesige Raum aber, dessen vitalster Teil dieses größte Mittelmeer ist, dämmert noch jenseits des Bewußtseins der abendländischen Welt. Erst langsam hat er durch die chinesisch-arabischen Beziehungen seinen Weg hinein gefunden (Seespiegel Mohit), nachweisbar kaum, ehe der arabische Kaufmann Suleiman ihn im 9. Jahrhundert befuhr, und mit voller Sicherheit erst, als 1275—81 Marco Polo an der Westküste des Pazifik erschien und ihn als Meer Cin samt der Monsunerscheinung zum erstenmal dem Abendlande beschrieb. Von diesem Zeitpunkt an erst geht das Ahnungszeitalter, der Mythos vom Pazifik, zu Ende; das geopolitische Sehen des pazifischen Raumproblems beginnt aufzudämmern, und helleres Licht darauf auch vom Gegenufer bricht durch an dem Tag, den man um den ganzen Ozean als Balboa-Day zu feiern anfängt, dem St. Michaelstag, 29. September 1513, an dem Vasco Nuñez de Balboa mit der kastilischen Fahne in seine Fluten schritt, offenbar bewußt die Größe seiner Entdeckung autoptisch erfassend. Er erschaute wohl als erster im Mar del Sur den Ozean, in den dann, von der atlantischen Küste gekommen, am 27. November 1520 als in das Mar Pacifico die Schiffe des Magellan schaukeln. Schnell erreicht das dadurch geschaffene iberische Monopol seinen Höhepunkt: 1511 reißt Portugal die Pforte von Malakka auf, 1526 erliegt einer Handvoll Spaniern das Goldland Peru. Papst Alexander VI. im Jahre 1494, Papst Clemens VII. im Jahre 1529 teilen zwischen Spanien und Portugal die pazifische Welt.

Fast gleichzeitig mit dem kühnen Griff, mit dem Legaspi 1572 die pazifische Stellung Spaniens durch seine Errichtung des Machtmittelpunkts in Manila auch für das Gegenufer zu krönen vermeint, durchbricht Sir Francis Drake im September 1577 das iberische Monopol und entreißt der spanischen Geopolitik die Schlüssel (wofür er in den Fuggerzeitungen seiner Zeit noch als „Pirat" hingestellt wird). Mit diesem Eindringen beginnt das 200jährige Abenteuerzeitalter

der Randberührungen und Durchstöße aller Überseevölker vom Atlantik her, ihres Ringens um das Imperium maris pacifici. Raubbau und Zufall spielen eine große Rolle bei diesem langsamen Durchdringen der Westvölker zu geopolitischen Handlungen, die zumeist noch instinktiv den ganzen pazifischen Raum überspannen und aus denen sich nur selten solche herausheben, die als weitsichtige bewußte Besitzergreifung des Seeraums gelten können. Zwei wichtige Handlungen von bewußter geopolitischer Größe gehen als Vorläufer einem bewußter handelnden späteren Zeitalter voraus.

Die bedeutsamste Instinkthandlung, und zwar diesmal zur Abwehr, die wir in jener Periode erkennen können, ist nach einem Zeitraum bereitwilliger Öffnung von 1549—1600 die völlige Abschließung des japanischen Reiches unter dem Shogun Jyeyasu, über deren Zweckmäßigkeit man verschieden denken kann, die zwar von einem Australier „Jyeyasu's mistake" genannt wurde, die aber vielleicht Japan vor dem Schicksal Indiens bewahrt hat. (Übrigens wurde sie ernsthaft erst 1636/38 von seinem zweiten Nachfolger durchgeführt.) Die erste Übergangshandlung von instinktiver zu bewußter geopolitischer Seeraumerschließung im Angriff sehen wir im Zeitalter Cooks 1768—79. Für ihre gegenseitige Ergänzung aber ist bezeichnend Cooks gewaltsamer Tod auf Hawai und die als Rückschlag auf den durch ihn verursachten Eingriff erfolgte letzte Aufrichtung eines endogenen pazifischen Südseereiches unter Kamehameha I., dem „Napoleon" der Südsee.

Nach einer auf Cook folgenden Übergangszeit gibt endlich das Eindringen der Amerikaner, Russen und Franzosen mit stärkeren Seekräften etwa gegen 1841 den Anstoß zur bewußten geopolitischen Erschließung und Aufteilung des Großen Ozeans von außen her. Diese Periode scheint 1898 vorerst abgeschlossen, und das deutlichste Symptom dafür ist die Beseitigung des politisch spannungsreichsten unter den Kondominien, nämlich des samoanischen zwischen Amerika, Deutschland und England, durch die erstmalige Aufteilung der Inselgruppe.

Dieser Periode folgt wieder eine Übergangszeit von 1901—1919, und dann beginnt an der Jahreswende 1921/22 ein neues Zeitalter, das der Selbstorganisation des Großen Ozeans, der nun seine eigenen Gesetze gefunden zu haben scheint, unter deren Geltung das endgültige Ausschiffen aller noch nicht ausgestoßenen Fremdkörper nur mehr eine Frage kurzer Zeit sein dürfte.

Eine künftige weltgeschichtliche Betrachtung wird wahrscheinlich das Ende des rein atlantischen Zeitalters an die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert legen und das Scheitern des Chinabeutezuges der kaukasischen Mächte als den Beginn, den Niederbruch Europas als das Ende der Übergangsperiode ansehen. Sie wird die Umstellung des britischen und amerikanischen Angelsachsenreiches auf pazifische Daseinsbedingungen Symptome richtigen Instinkts und vorbeugender Anpassung nennen, die bei anderen großen Mächten fehlten.

Unter diesen Symptomen, die in der Geschichte der Umstellung der Vereinigten Staaten aus einer ausschließlich atlantischen zu einer stark pazifisch und amerikano-mediterran betonten Macht so charakteristisch sind, gibt es kaum ein überzeugenderes als die Reihenfolge der diese Umgruppierung abschließenden Kongresse und die Bedeutung, die sie als solche Abschlüsse in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten gewonnen haben. Versailles und was drum und dran hing, hatte eine absolut schlechte Presse und ist als Abschluß nicht „honoriert" worden, weder in den Staaten, noch in China, noch in Japan. Ganz anders die Konferenz von Washington und ihr Nachklang in den Panpazifischen Tagungen von Honolulu über Schanghai, Batavia, Banff und Yosemite, die eine ganze Reihe von fruchtbaren Teilabkommen und nach der pazifischen Richtung vollwertigen Abschlüssen gebracht haben, die trotz den damit verbundenen Opfern beiderseits des Pazifik anerkannt worden sind und es weiterhin werden. Das gleiche ist der Fall von dem 1923 durchgeführten Panamerikanischen Kongreß in Santiago bis zu dem von Buenos Aires und der Panpazifischen Gelehrtenkonferenz in San Franzisko und Sidney. Demgegenüber tritt die endgültige atlantische Neuordnung an Stelle von Versailles unter Beteiligung von Amerika und Japan als fraglich zurück — als ein Problem, das für sie nicht in erster Reihe steht.

Dabei sind noch um 1800 die Vereinigten Staaten vom Pazifik ausgeschlossen gewesen, und den Japanern war noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Überseefahrt verboten. Die erste große europäische Umwälzung der neuesten Zeit erst öffnete den Vereinigten Staaten den Weg zum Stillen Ozean, wie, ein Jahrhundert später, die zweite den Weg zur Vormacht darin. 1853 erfolgt Perrys Ostasienfahrt; 1841 schon die Hawai-Erklärung der Amerikaner, das pazifische Gegenstück zur Monroe-Doktrin. Gerade sie ist ein seither erfülltes Programm von weitaussehender geopolitischer Tragweite gewesen, als solches noch weniger von den anderen Beteiligten erkannt, als manche weiter ausschauenden Pläne, weil von einem zuerst ganz kleinen Kreise getragen, aber mit der zähen Energie verfolgt, die zum Ziele führt.

Auch bei ihrer Ausführung ist die Zielstrebigkeit, aber auch die ruckweise Erreichung des Erfolges bezeichnend. 1890 präludieren Mahan machtpolitisch und Brooks-Adams wirtschaftspolitisch. 1893 kommt ein Rückschlag (Präsident Cleveland wagte nicht den letzten Zugriff auf Hawai); 1894—98 folgt das schnelle und weittragende Ringen um Hawai und die Philippinen; das Zerschmettern der atlantischen (Spanien), das Zurückdrängen der pazifischen Macht (Japan), die dazwischentreten; und gleichzeitig erfolgte in Amerika im Zusammenhang mit dem Auftreten deutscher Flottenteile in Manila ein so warnender Haßausbruch an die deutsche Adresse, daß er viel aufmerksamere Würdigung verdient hätte, als er tatsächlich fand.

War diese ganze Entwicklung eine Überraschung für Europa? Zum mindesten hätte sie es nicht sein dürfen.

Hatte man noch immer nicht das kleine Raumbild des Pazifik, mit überbreitem Nord- und Südamerika, in Mercators Nova et aucta orbis descriptio von 1569 vergessen? (45) Wirkte die atlantozentrische Darstellung so hemmend auf das richtige Weltbild, wie durch das 16., 17. und 18. Jahrhundert hindurch die Vorstellung von der Terra Australis, die noch Tasman in der Westküste Neuseelands gefunden zu haben glaubte und die erst 1775 durch Cook überwunden wurde, wie die Mercatorvorstellung durch Mackinders kecke Umzeichnung von 1904? Mackinders Weltdarstellung, mit einem Amerika am Ost- wie am Westrand der Karte, die es ermöglicht, sowohl den atlantisch-eurasischen wie den pazifischen Raum als G a n z e s zu betrachten, ist heute weltläufig — nur in Deutschland erst neuerdings üblich.

Sicher ist aber die Nachfrage nach zeitgemäßer politisch- und wirtschaftsgeographischer Darstellung und der Grad, in dem die heimische Kartographie dem Bedarf genügen kann, ein Wertmesser für das Verständnis, dem ein Erdraum im darstellenden Lande begegnet, wie sicher auch der Genauigkeitsgrad, den die bodenständige Kartendarstellung fremder Erdräume zum Gesamtweltbild liefert, ein Anhalt für die Höhe ihres geopolitischen und kulturgeographischen Fein- und Raumgefühls.

Legen wir die zweckmäßigen grundsätzlichen Wertbestimmungen der Arbeit von L. Carrière (46) einer Betrachtung des Genauigkeitsstandes des pazifischen Küstenbildes vor dem Weltkriege zugrunde, so ist der kartographisch für sein Gebiet führende Staat Japan (wie er auch der erste war, der — in der geheimen japanischen Küstenkarte von 1807? bis 1827 — ein ziemlich befriedigendes Bild seines eigenen Küstenanteils besaß). Dann erst folgen die Vereinigten Staaten mit einem tatsächlich viel geringeren Genauigkeitsgrad.

Solche kartographische Erschließung, wie Japan sie geleistet hat (es bestehen eine recht gute Einzelaufnahme in 1:20000, eine gute [für Landwirtschaftszwecke angefertigte] Karte der Bodenarten in 1:100000, eine Übersichtskarte 1:200000, eine geologische Karte 1:400000 und der Weltkartenanteil in 1:1000000), kann vorläufig keine andere der pazifischen Anliegermächte aufweisen, so hochwertig einzelne Teile der Vereinigten Staaten (vor allem ihre eigentliche pazifische Küste) und Teile des englischen Seekarteninhalts sowie weite Gebiete von Indonesien aufgenommen sind.

Danach könnte man sagen, daß die Ausschließlichkeit des Lagebewußtseins am Pazifik auch das gediegenste Raumbild am Pazifik bedingte. Beim niederländischen wie beim australischen Inselreich gehen die zu großen Räume, wie über die kolonisatorische Erschließungskraft so auch über die kartographische hinaus — wenn auch neuerdings das Flugzeug und seine optischen Aufnahmemittel sowie die Reliefübertragung neue Möglichkeiten schaffen. Was unserer heutigen Kartographie in Mitteleuropa für den Aufgabenkreis pazifischer Geopolitik aber fehlt, das ist das pazifisch zentrierte Bild der Erde, das, wenn es überhaupt einmal in

unseren Atlanten gegeben wurde, sich meist nur an einer Stelle findet, nämlich beim physischen Raumbild des Großen Ozeans, und dann bis vor kurzem ganz auf politische Wirkung verzichtet. Dadurch entsteht allzu leicht ein Eindruck, der oft dauernd haftet, als ob mit Ostasien einerseits, mit der pazifischen Küste Amerikas andererseits ein Abschluß gegeben, etwas „zu Ende" sei, was der Wirklichkeit nicht entspricht. Solche vereinzelte Versuche, wie der von Langhans in Pet. Mitt. 1915, kämpfen vergebens gegen ein allzu fest in Anschauung und Phantasie eingegrabenes, darin dauernd wirkendes Bild, das weder der Amerikaner noch der Ostasiate kennt oder gar, wie man am liebsten möchte, als Fable convenue anerkennt.

Wir wollen nicht das überwundene bunte Flächenbild der alten politisch-geographischen Karten wiederbeleben — nichts liegt uns ferner! Es müßte zum mindesten nach der geopolitischen Kraft, nach der Siedlungs- oder Volksdichte in der Farbintensität abgestuft sein, um auf den ersten Blick zu zeigen, wo der Wille durch Siedlungs-, Verkehrs- und Kulturintensität den Raum besiegt hat und wo nicht. Aber es müßten auch die anthropogeographischen Karten, die des Rassengefüges, der Kultur, der Machtverteilung und des Verkehrs die einzelnen großen Meere als Lebensmittelpunkte der sie umspannenden Lebensformen zeigen, nicht nur die physischen, damit man den Aufbau des Lebens in ihnen von den primitiven Unterlagen an geradeso auf den ersten Blick erkennen könne wie ihre anorganischen Formen.

V

TRAGENDE UNTERSCHICHTEN IM RASSENBAU

„Primitiv" und „Heiden", das seien zwei von den Worten, die er nie in den Mund nehme, sagte mir einmal ein scharfsinniger Ethnologe; und Kipling (47) spricht von der „dreifach ringgepanzerten Verständnislosigkeit des Glaubens, der neun Zehntel der Welt unter dem Titel Heiden zusammenwirft" und von dem „Hochmut westeuropäischer Welt- und Kirchenanschauung".

Dennoch ist es unumgänglich, die beiden verpönten Worte hier zu gebrauchen und nicht nur von primitiven Rassen, sondern sogar von primitiven Heiden zu sprechen (da immerhin zwischen Heiden und Heiden ein Unterschied gemacht werden muß und man nicht, wie Kipling es rügt, den Konfutseanhänger oder Buddhagläubigen mit dem Fetischanbeter in einen Topf werfen darf). Solche primitiven Rassen stecken im Unterbau aller pazifischen Mächte (so z. B. Negritos im südlichen, Paläoasiaten im nördlichen Teil des Ozeans). Sie machen sich geltend als Ainozusatz in Japan, beim südchinesischen Hakka, bisweilen als Macht, die immer wieder an ihr Dasein erinnert wie in Mexiko, Peru, Bolivia, Ecuador, Papua, Fiji, als Moros auf den Philippinen. Wo sie aber der fremde Eroberer unvorsichtig ausgerottet hat, da hat er dauernde Not mit der Arbeiterfrage und sieht sich genötigt, die selbstverursachten Lücken nachträglich aufzufüllen, so beim Wechselspiel zwischen Hawai und den südlichen Inselgruppen, auf den Salomonen, in Australien und Tasmanien. So erscheint der Grad der mehr oder weniger vollkommenen und dauerhaften Einfügung tragender Unterschichten in den Rassenaufbau einer staatlichen Lebensform als eine geopolitische Lebensfrage. Ihre richtige Beurteilung aber gehört — wie die Zersetzung Mitteleuropas im Gegensatz zu den homogenen Massenbildungen Indiens und Ostasiens beweist — zu den heikelsten Aufgaben einer konstruktiven Staatskunst.

Schon zur Zeit der ersten Entstehung eines bewußten Raumbildes vom größten Meer im Abendland sind die primitiven, tragenden Unterschichten des Rassenbaues an den Insel- und Küstenrändern überwältigt und überwandert, ins Innere zurückgedrängt gewesen. Nur an wenigen Stellen sind unmittelbare Berührungen von Neuankömmlingen mit ihnen erfolgt (auf Fiji, Teilen der Philippinen, Sumatra,

Borneo und Celebes). Alle Beobachter erwähnen neben den starren, wilden und mißtrauischen Charakterzügen der Verfolgten und Verdrängten auch liebenswürdige, gütige und rührende Eigenschaften und Anlagen, so Familiensinn, Rechtsgefühl und Gastfreundschaft, auch ein bemerkenswertes Geschick, durch Fischerei, Sammelkultur und Hackbau die Gaben des Erdenraumes zu einem Optimum für ihre Lebensbedürfnisse zu entwickeln und durch Kunstübung zu verschönen, so besonders durch ihre Holzskulptur. Aber fast immer wurde das Bild dieser untersten Schichten nur gebrochen und entstellt vermittelt durch feindliche Küstenbevölkerungen. Seine Wiederherstellung aus Funden, Restbeobachtungen, nach Sagen und lückenhafter Überlieferung ist schwierig und steckt noch in den Anfängen. Selten fanden sich so liebevolle geduldige Beobachter wie die Brüder Sarasin für Celebes, wie Geiger für die Weddas auf Ceylon und Martin für die Senoi und Semang auf Malakka, dann Schebesta und Bernatzik, selten auch so konstruktive Erfasser des Problems, wie Whitman mit seinen Ordnungs- und Stammbaumversuchen, wie Frobenius und Friedel. Leider erschienen auch die Schilderungen letzter Augenzeugen eines Steinzeitalters in größeren Erdräumen, wie in Tasmanien, erst dann auf dem Plan, als deren letzte Vertreter gerade lebensmüde dahingingen (48), wie H. Ling Roth. Immer seltener wird es, daß gute Beobachter, wie Evans (49) und Detzner (50) von heute noch Erlebtem und Erlebbarem anschaulich berichten können, nicht nur, wie Hambruch (51), Stevenson, Van Zanten u. a., in „Steinzeitdichtungen" von früherer Heimattreue, Rachsucht, Grausamkeit, Unwahrhaftigkeit und ungezügelter Naturmacht vergangener Zeiten.

Doch nicht um anthropologische Erkenntnis handelt es sich für uns, sondern um geopolitische; darum, wieweit durch Bodenform und Klima, also durch erdgegebene Bedingungen unterstützt, diese primitiven Einschläge die Staatslenker noch heute dazu zwingen, bei der Erhaltung und Neuverteilung der Macht mit ihnen zu rechnen. Freilich muß zunächst die Anthropologie und Ethnologie eine entscheidende Vorfrage beantworten: wieweit es sich bei dem Mischungsverhältnis darum handelt, daß etwa Papua oder Paläoasiaten in der Basis stecken, oder aber daß sie als spätere Unterwanderung sich zugesellen. Denn wir haben den geopolitisch sehr wichtigen Begriff der späteren Unterwanderung und Zumischung scharf von den ursprünglichen Grundelementen und darauf zurückgehenden Rückschlagserscheinungen zu scheiden. Unterwanderungen und Neubildungen kommen aber an vielen Stellen unseres Gebietes vor, so in der Mandschurei die Mansen, der Rassenbrei auf Hawai, das Mischungserzeugnis von Madrassi und Birmesen, von Singhalesen und Tamilen, und die vielfachen Kreuzungen in den mittel- und südamerikanischen Tropenstaaten.

Sehr bezeichnend werden uns die „Menschen des Innern" („Toradja, Toriadja", Sarasin), als geopolitischer Begriff im Gegensatz zur Randkultur und Randpolitik der pazifischen Inselwelt und ihrer Seenomaden genannt. Je weiter wir die

subtropischen Inselräume daraufhin betrachten, die sich durch ihre schwankende Siedlungsdichte als noch in sehr labilem Bevölkerungsgleichgewicht befindlich verraten, desto mehr muß uns auf ihnen die Scheidung zwischen malaio-polynesischen und weiß durchsprenkelten Randbevölkerungen und dunklen Innenbevölkerungen auffallen.

Wie aber steht es mit dem Stärkeanteil im Unterbau, der sich in Rückschlägen sehr wirksam geopolitisch äußern kann (Wahlrechtsverschiebung, Massenselbstbestimmung, Machtverlagerung — Japan, Hawaii, Peru)? Die Ainu- und Eta-Frage in Japan, das Hin- und Herpendeln der Macht zwischen der Mitte, dem mehr malaiisch bestimmten Südwesten und dem mehr paläoasiatisch unterbauten Nordosten dort, die Verschiedenheit des Mittel- und Südchinesen vom Nordchinesen des ältesten eigentlichen Kulturreichs sind lauter Erscheinungen, die im Grunde auf Unterschiede im Rassengefüge zurückgeführt werden können. Sie zeigen, daß solche Grundkräfte als Rückschlagserscheinungen wieder unerwartetes Leben und große politische Wirksamkeit gewinnen können, namentlich (wie das Wiederaufleben der Kelten und Romanen im germanisch überschobenen französischen und britischen Rassengemisch), wenn, wie in der Eta-Frage, Rassenscheidungen sich mit Klassenkämpfen verbinden.

Solche innere Umlagerungen im Rassengefüge können sich wirtschaftlich äußern, wie das Verhältnis von dunklem Bevölkerungsanteil zur Arbeiterfrage in der Südsee beweist; aber sie können auch auf dem Gebiete der feinsten Kultur- und Machtimponderabilen zutag treten, wie das Ausstrahlen von Animismus, Dämonenglauben und ihre Umformung zu Staatsreligionen moderner Großmächte und Weiterwirkung in diesen dartut, und gewisse Schlagrichtungen des Imperialismus in Japan und anderwärts (Chinesische Südrepublik!) erkennen lassen. Vieles am Shinto des Japan von heute, vieles an seiner sozial-aristokratischen Prädisposition (Veranlagung) stammt doch in gerader Linie aus dem Südseezusatz im Rassengemisch des Inselreiches! Viele Schwierigkeiten bei der angestrebten Wiedervereinigung des chinesischen Reiches, viele seiner provinzialen Reibungen (Setschwan) sind auf fremdrassige Bestandteile ganz verschiedenen Grades zurückzuführen.

Eine recht weittragende Frage für die Zukunftsdauer großer pazifischer Reiche ist ferner: sind die dunklen Menschen des Südens und die Paläoasiaten, die beiderseits des schmalen Hochkulturgürtels im Rassenunterbau stecken, nur auseinandergedrängt worden, wie die Ural-Altaier, oder so wesensverschieden, ursprungfeindlich, daß eine dauernde Wiederverschmelzung in großen, von den Tropen bis zur nordischen Anökumene sich erstreckenden Reichsbildungen unwahrscheinlich und aussichtslos ist? Sie ist eine Daseinsfrage der heutigen chinesischen Lebensform, wie des groß-japanischen Reiches, aber sie überschattet auch bereits die Vereinigten Staaten.

Die große geopolitische und zugleich geschichtsphilosophische Entscheidung

steht auch hier wieder vor uns: ob einmaliger Ablauf des Lebensprozesses, mit Knospen, Frühblüte, Reife, Frucht, unvermeidlichem Verfall und Untergang — oder Rhythmus, Pendelbewegung, das buddhistische Rad der ewigen Wiederkehr mit Erneuerungs- und Verjüngungsmöglichkeit? Beim Versuch einer Antwort im pazifischen Sonderfall enthüllt er eine verjüngende Kraft neben manchen erschlaffenden Zügen. Die nachweisbaren Verjüngungserscheinungen an staatlichen Lebensformen offenbaren einen Zusammenhang mit der Entstehung aus mehrtypischen Gebilden, bei denen den Urrassen im Unterbau große Bedeutung zukommt. Im Vordergrund steht dabei für China und Japan ein gewisser Zwang zur baldigen Wahl, ob die Ostasiaten entweder auf den Schlachtfeldern der Macht und Wirtschaft, oder im Ehebett und Familiengefüge die Entscheidung über den Zufluß ihrer Eigenart zur Weltstruktur ausfechten und ihre Angleichung an die Weltzivilisation vollziehen wollen.

In den Beobachtungen darüber, namentlich über das auffallende Wiederaufflackern der japanischen Vitalität, die sich in einem Bevölkerungssprung der Inseln von einem Trägestauungsgleichgewicht von 27 Millionen auf 70 Millionen im eigentlichen Stamm-Inselreich äußert, im Emporschnellen der Bevölkerung von Java und Ceylon, wie der Maori auf Neuseeland, der südchinesischen Volksvermehrung, — kurz überall da, wo eine primitive Rasse noch sichtbar im Unterbau steckt, da scheint auch eine geopolitisch bedeutsame Eigennote, eine besondere kulturgeographische Wesensart des pazifischen Gebietes erfaßbar zu sein. Das ist höchstmögliche Entwicklung des Bestrebens, einander zu ertragen, sich schiedlich-friedlich auseinanderzusetzen, das Abzielen auf ein Kompromisse der Vitalität suchendes Nebeneinander anthropologischer Formen und Typen; ein Zug größerer gegenseitiger Duldung, der den pazifischen Lebensformen gemeinsam zu sein scheint, trotz allem „virilen Adel" im Unterbau, der nicht nur den Malaien, sondern in geringerem Maße auch den dunklen Negritostämmen und den Paläoasiaten des pazifischen Lebensraums nachgerühmt wird.

Ferner scheint eine besonders zu beachtende Eigenart des pazifisch-polynesischen Bevölkerungsproblems, soweit es die tragenden Unterschichten betrifft, eine positive Entwicklung des Kontrastes zwischen Binnen- und Randbevölkerung der Inseln aus geographischem Instinkt zu sein: das Bewußtsein einer gewissen Polarität, aus der man sogar eine Stärke machen kann. Diese für jede künftige pazifische Geopolitik wichtige Unterscheidung ist aber bei der ersten Aufteilung des polynesischen Inselraums unter die Weltmächte sträflich vernachlässigt worden, obwohl es von einzelnen guten Beobachtern, namentlich von Cook und einigen Missionaren, immer wieder betont wurde. Bei der Aufteilung, beginnend 1841 mit der französischen Besitznahme der Marquesas und erstmals abgeschlossen mit der Unterdrückung von Hawai 1893/98 und der Teilung von Samoa 1899, ist diesem Umstand so gut wie gar nicht Rechnung getragen worden, indem man z. B. zusammengehörige, sich ergänzende Gebiete auseinanderriß, willkürlich Inseln aus

ganzen Reihen nahm, wie Guam, Yap, Tutuila, andere teilte, wie Sachalin, Riukiu und Kurilen, ja ein Herausnehmen japanischer Inseln, wie Tsushima und Hokkaido, aus dem so überaus homogenen Inselbogen plante. Verhältnismäßig am verständnisvollsten wurde die Flurbereinigung zwischen Deutschland und England in der Salomonengruppe vorgenommen.

Es ist lehrreich, sich klarzumachen, um wie kleine Menschenzahlen in den weiten Inselräumen es sich bei solchen Fragen handelt, verschwindend klein neben den 110—120 Millionen Malaiomongolen oder den chinesischen Massen. Um die Jahrhundertwende war in der pazifischen Kleininselwelt die eingeborene Bevölkerung im Anteil Englands 71 000, Frankreichs 32 000, Deutschlands 42 000, der Vereinigten Staaten 113 000 und Chiles nur 100 Einwohner (auf der Osterinsel, die noch 1860 eine Bevölkerung von 3000 hatte). Auch überall da, wo in weiten subarktischen Landschaften die Zahlen der übriggebliebenen Paläoasiaten noch gefaßt werden können, verschwinden sie neben den Zahlen moderner Stadtbevölkerungen; nur anthropologische Karten lassen sie noch über Gebühr hervortreten; in der politischen Wirklichkeit zählen sie kaum mehr und sind als Reintypen zum Museumsgegenstand geworden, so vor allem in der Besiedelungsfrage der Mandschurei neben den 85% chinesischer Einwanderer. Auch die noch stärksten Zahlengruppen in geschlossenen Räumen, so die 20 000 japanischen Ainu, die 130 000 Moro der Philippinen, die dunklen Arbeiter des Hochinselwanderzugs von Papua nach Fiji lösen sich zunehmend in größeren Verbänden auf. So ertrinken z. B. die Ainu im Hokkaido in dem zähflüssigen Wanderstrom, der langsam und unlustig, aber doch unwiderstehlich auch die Nordinseln mit Malaiomongolen erfüllt. Die Moro auf den Philippinen wurden von den Amerikanern künstlich gegen die Tagalen und ihre Unabhängigkeitsbewegung ausgespielt, und ähnlich durchsichtige Motive mögen auch an anderen Stellen der malaiopolynesischen Welt dazu führen, Rassenleichen zu galvanisieren.

Um eine Galvanisierung aber handelt es sich bei solchem Aufziehen, bei so betonter Aufmachung des Problems in den Unterbau eingemauerter Rassen. Ganz anders stark aber macht sich ihr Einfluß wieder geltend, sobald es sich um Rückschlagserscheinungen handelt. So betrachtet sind die pazifischen Fragen mit ihrem ernstesten Gesicht nichts anderes als ein Regenerationsproblem der farbigen Rassen. Denn nur Menschen mit dunkel pigmentierter Haut sind unter der Sonne des reichsten Inselgebiets der Erde auf die Dauer für Arbeit im Freien konkurrenzfähig, so in dem Nordraum von Australien, der 30 Millionen nähren könnte und nur einige Tausende nährt, im weit untersiedelten Neuguinea-Papua und in vielen anderen Gebieten, die einfach ohne dunkle Arbeiter nicht voll zu entwickeln sind. Diese Arbeitskraft aber liefern die primitiven Unterschichten, die ihrer Wiederaufstehung im neuen Rassengemisch deshalb sicher sein können und die darum wohl auch das Recht auf einen eigenen Abschnitt in einer geopolitischen Betrachtung des pazifischen Erdraums haben.

Solche tragenden Unterschichten mit ihrer Aufnahmefähigkeit, Vorliebe oder Abneigung für gewisse kulturmorphologische Erscheinungen, die auch politisch wirksam werden können, stecken in den rezenten Machtformen in ganz verschiedenem Anteil, in der einen Landschaft mehr, in der anderen weniger. Das kulturmorphologische Institut München, jetzt Frankfurt, hat auf Grund seiner reichen Stoffsammlung eine Kartenreihe ausgearbeitet, in der an zahlreichen Einzelerscheinungen nachgewiesen wird, wie der Geltungsbereich des Vorwiegens von Mutterrecht und Vatermacht, der vorwaltenden Bedeutung der Zahlen Zwei, Vier, Acht (in der Malaienwelt) und Drei (in der mediterran-nordischen), sowie des Tierkalenders sich über den ganzen pazifischen Erdraum hinweg fortsetzt, durch den Ozean nicht aufgehalten, sondern ihn überspannend, während der Atlantische Ozean bis in ganz junge geschichtliche Zeit vollkommen trennend gewirkt hat. Wir werden diese merkwürdigen Erscheinungen in der pazifischen Soziologie einstweilen als Tatsache anerkennen und würdigen müssen, wenn wir sie auch in ihrem Zusammenhang mit Rassenfragen noch nicht überzeugend erklären können. Nur in einem bestimmten Rassenmischgebiet, dem japanischen, sind wir durch sorgfältige einheimische Beobachtung und wissenschaftliche Tätigkeit bodenständiger Gelehrter um einen Schritt weiter und können bei aller gebotenen Vorsicht die Behauptung wagen, daß sich im japanischen Rassengemisch gewisse Fluktuationen verfolgen lassen. Im Südwesten und Süden ist der Anteil der Südsee stärker, der nach gewissen Rassenmerkmalen heute noch etwa (an verhältnismäßig reinrassigen Exemplaren) ein Siebentel der Bevölkerung beträgt. Im Nordosten wiegt der Anteil der Paläoasiaten im Unterbau vor und nur in wenigen bestimmten Landschaften der Mitte und des Nordwestens (Izumo, Echigo), in denen man das Einströmen vom Festland her geschichtlich nachweisen kann, der chinesische, mongolische und koreanische.

Vielleicht lassen sich sogar im geschichtlich-politischen Leben Rückschlüsse aus diesen Rassenmischungen ziehen. Wenn in Japan die mehr nordischen, binnensteten Landschaften mit dem starken Einschlag von Paläoasiaten politisch zur Vorherrschaft gelangen, wird Konsolidierung angestrebt, zieht man sich aus dem Südmeer zurück und kolonisiert still und unauffällig in nordischer Richtung weiter; wenn hingegen die südwestlichen Klane oder (durch Wahlrechtsveränderung) die temperamentvolleren, lauteren Südländer die Vorhand gewinnen, gibt es Ausbreitung, Druck und Drang nach Süden, Eroberungsstöße über See.

Derartige Züge lassen sich beobachten und in Zusammenhang bringen, wenn auch naturgemäß ihre Spuren durch beständiges Hereinspielen politischer Absichten und Zwecke getrübt sind. Sie können aber ausschlaggebend werden bei den inneren Bewegungen und Kraftumlagerungen so wichtiger Staatsbildungen wie Japan oder China, bei den zukünftigen Folgen einer etwaigen Aufnahme Hawais oder der Philippinen in den Rassenkörper anderer Mächte, bei dem Vorwiegen südlicher oder nordischer Elemente dort wie in Mexiko. Sie gewinnen besonderes

Gewicht, wenn tragende Unterschichten, die bisher keine Ausdrucksmittel für ihren Willen besaßen, plötzlich zu Wort und Einfluß kommen, wie z. B. durch die Wahlrechtserweiterung in Japan oder die Reformversuche in Chile. Deshalb sollten die bis jetzt erreichbaren Kenntnisse in diesen Fragen, wie sie z. B. Schallmayer (52) für China liefert, dem politisch Tätigen nicht weiterhin so fremd bleiben dürfen, wie bisher. Sicher ist jedenfalls, daß die geopolitischen Fragen der Einschmelzung der Frührassen in die Rassen- und Staatsformen von heute in den drei großen Menschenverdichtungsgebieten Eurasiens, dem atlantischen, indischen und pazifischen, ganz verschieden gelöst worden sind; und die Ergebnisse des Weltkriegs, namentlich die Werke der vorläufigen Friedensschlüsse, lassen nicht a priori den Schluß zu, daß die atlantischen Methoden immer den Vorzug verdienten, momentan überwältigte Unterschichten, Minderheiten oder Mehrheiten einzustampfen. Wir wenden uns nun der Veränderung des bodenwüchsigen Rassenbaus im Pazifik durch Fermentierung und Wanderung zu (53).

Aus ihr erwuchs die stärkste Stütze der staatsrechtlichen Stellung des japanischen Kaisers als Ahnenhohenpriesters des ganzen Millionenvolks, das sich heute noch bis zu einem gewissen Grad als vermehrte Stammgefolgschaft fühlt, und in dem das Geschwistergefühl der Gesamtrasse erst jetzt dem von außen hereingetragenen Zersetzungsmotiv des Klassenkampfes zu weichen beginnt (z. B. Sen Katayama, 56).

Auf einzelne typische Staatsbildungen kleineren Umfangs wird später noch zurückzukommen sein, so auf die geschichtlich besonders hervorgetretenen Reiche von Makassar, Ternate und Tidore (Ratzel!), sowie das heute noch als Einschluß in das britische Weltreich bestehende Tonga und das Problem von Hawai. In diesem Zusammenhang sind zunächst die zwei rassenpolitisch lehrreichsten Erscheinungen zu behandeln: das Rassenbild des Japaners, wie es doch wohl am besten Baelz (57) herausgearbeitet hat (leider in vielen zerstreuten Einzeldarstellungen), als der geopolitisch stärksten reinpazifischen Rassenbildung, und das Rassenbild des Südmalaien als des geopolitisch zerfahrensten, am meisten umgetriebenen unter ihnen, wie es nach Cunningham und Swettenham Jensen (58) besonders treffend schildert.

Dieser hellsichtige Beobachter zeigt auch mit einer Blickschärfe, die sonst nur bei einigen neueren Japanern in gleichem Maße zu finden ist (gegenüber einem gewissen, fast wie absichtlich wirkenden Vorbeisehen an dem Problem bei andern Schriftstellern), die heutige Bedeutung der Malaienfrage, die uns berechtigt, ihr so viel Raum zu widmen. Könnte sie zur malaio-mongolischen erweitert werden? Oder wird sie sich zwangsläufig dazu erweitern müssen? Dann würde sie mit überraschend schneller Entwicklung in einem ganz unvergleichlich begünstigten Naturraum mindestens 130 Millionen Menschen von seltener Einheit des Rassentyps, mit einer modernen Großmacht als Kern – von Sympathien verwandter Millionen umgeben –, eine gemeinsam zu meisternde Zukunft vor Augen führen! Die durch Interessengemeinschaft verbundenen Gegner dieser Zukunftsentwicklung sind heute die beiden Angelsachsenreiche und Frankreich, vielleicht auch Rußland.

Die Erinnerung an das ahnungsvolle Wort Richthofens (59) von den früheren Zuständen einer großgewordenen Inselmacht zuckt vor uns auf; wir sehen neben der indischen und chinesischen Selbstbestimmung, wohl vereinbar mit beiden, den Umriß einer dritten, höchst lebensfähigen, durch überlegene Seetüchtigkeit ausgezeichneten, aus Zusammenballung genialer, nur zerfahrener Seenomaden zu schaffenden Lebensform, des Inselgroßreichs der malaio-mongolischen Zerrungsbögen, von den Kurilen bis Singapore, Sumatra und Tonga. Ein solches Reich, so meinte Sun Yat Sen, hätte Japan, zugleich mit der asiatischen Selbstbestimmung, schon jetzt schaffen können, wenn es am Weltkrieg auf der Seite der Mitteleuropäer teilgenommen hätte – was er zu Beginn dieses Krieges durch einen Brief an den japanischen Abgeordneten Jnukai vergeblich als die Forderung der Stunde an Japan herbeizuführen suchte. Nun, meinte er, müsse China diese Idee zusammen

mit Rußland aufnehmen, nachdem Japan die günstige Gelegenheit nicht begriffen oder aus Angst versäumt habe. Der Brief an Jnukai, wie auch an andere leitende Staatsmänner der Kriegsanfangszeit existiert tatsächlich, und Sun Yat Sen ist, wenn auch ein reichlich phantasiebegabter Mann, doch der Abgott der chinesischen Intellektuellen wie heute des Volkes, war geraume Zeit Präsident des reichen Südens und als Kandidat für die Präsidentschaft Gesamtchinas keineswegs ohne Aussichten. Da er 1922 die gewiß Aufsehen erregenden Äußerungen einem Vertreter der japanischen Zeitung „Jiji" in Schanghai gegenüber machte, sind sie gewiß nicht als die bedeutungslose Meinung eines beliebigen Privatmannes aufzufassen. Es zeigen sich hier Zusammenhänge uralter Stammwanderungen durch die Südsee, des so vielfach betonten Rassenverwandtschaftsgefühls der malaio-mongolischen Japaner mit den Trägern panasiatischer Ideen im übrigen Malaysien, in China, Indien und sogar in Rußland.

Werfen wir von den immerhin theoretisierenden Betrachtungen Sun Yat Sens einen Blick auf das gärende Völkergemisch in Singapore, einem Fermentierungsherd erster Ordnung, so sehen wir, wie es sich in diesem Welthandelszentrum von heute und 1936 fertig gewordenem britischem Großflotten-Stützpunkt von morgen aufbaut: mit einer weißen Gemeinde von achttausend Köpfen über einer Gesamtbevölkerung von mehr als einer halben Million (511 500 Einwohner 1927), die sich zu zwei Dritteln aus Chinesen, im letzten Drittel zur Hälfte aus Malaien, zur andern aus Tamilen und andern Südindern, aus Arabern, Armeniern und Japanern zusammensetzt – diese letzteren allein die Weißen an Kopfzahl übersteigend. Dieses Gemisch verändert sich ständig unter dem Einfluß einer rastlos zuströmenden Einwanderung. Wenn dort „eine neue malaiische Nationalität entsteht, wie eine amerikanische entstanden ist, die alle diese Einwanderer zusammenbindet und nach der höchsten Tradition der britischen Commonwealth formt . . .", so gehört der starke Optimismus der „Times" dazu, zu hoffen, daß diese Nationalität anders empfinden werde, als malaio-mongolisch – entsprechend dem Ursprung von mehr als fünf Sechsteln ihrer Rassenzusammensetzung. An der kühnen Fiktion einer britisch-malaiischen Symbiose wird freilich geschickt gebaut, aber es fehlt doch nicht an einer wirksamen Gegenströmung. Wer wird zuletzt die zwischen beiden Polen Schwankenden zu sich herüberreißen? Doch wohl der, den auf die Dauer die Gunst des Standorts, der Akklimatisation unterstützt, der mehr Bodenständige, für den Raum und Zeit arbeiten.

Nicht das, was als letzte Einsicht gerade auf dem Gebiete der Rassenverwandtschaft als winziger Kern phantasiedurchwobener Gewebe bleibt, gibt im Völkergeschehen, im Ringen um die Macht auf der Erde, oft den Ausschlag, sondern was einem großen Teil der Menschheit, einer Volkheit, wirklich lebendiger Glaube und treibende Kraft ist. In rassenpolitischen Fragen ist das Wirksame oft mehr, was die Menschen sich einbilden zu sein, als was sie wirklich sind. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es nötig, sich die bestehenden Theorien zur Erklärung der poly-

nesischen Wanderungen klarzumachen, wenn man sich mit geopolitischen Unterströmungen im Pazifik befassen will.

Die erste solche Theorie vertrat die Meinung von der Herkunft der Malaio-Polynesier von einem alten, allmählich ertrunkenen Festland; ihre Vertreter sind unter andern Cook, Vancouver, Dumont d'Urville und Moerenhaupt gewesen. Sie ist heute so gut wie aufgegeben. Edmond Perrier läßt allenfalls die Möglichkeit eines ursprünglichen Festlandzusammenhanges zwischen Celebes—Neu-Guinea—Australien—Tasmanien—Neu-Seeland—Neu-Kaledonien gelten.

Eine zweite Theorie behauptete die Herkunft von Amerika, die J. Garnier aus Winden und Strömungen zu erklären und zu stützen versucht. Nord- und Südäquatorialströmung sollten danach, die nördliche durch Hawai—Marianen—Formosa, die südliche durch Marquesas, mit einem Arm Neu-Guinea, mit dem andern Paumotu—Tahiti—Samoa—Tonga—Fiji berührend, eine Art von Trottoir roulant von 16 bis 36 Meilen Fortbewegung im Tag gebildet haben. Die Mitwirkung der Passate wurde zur Erklärung herangezogen. Die Seetüchtigkeit der Rasse hätte solche Wanderungsleistungen an sich wohl vollbringen können, denn sie hält auch in primitiven Fahrzeugen gut zwanzig bis dreißig Tage die hohe See. Kotzebue traf schon 1816 in Ratak einen 2700 km weit verschlagenen Karoliner. Die Sprachbeweise dieser Theorie sind freilich ganz dürftig; und fragwürdig, wie diese, ist auch die von Lesson unvollkommen verstützte Hypothese des Neu-Seeland-Ursprungs, die schon Quatrefages bekämpfte.

Von allen Anschauungen über die pazifische Frühsiedelung und Frühkultur bleibt die verhältnismäßig am besten untermauerte die von ihrer asiatischen Herkunft; zu ihr bekennen sich La Pérouse, Molina, Rienzi, Chamisso, Quatrefages und fast alle neueren Forscher, vor allem aber die Hauptbeteiligten im Erdraum selbst.

Der Zusammenhang zwischen Ostmalaien und Polynesiern ist unbestreitbar. Vom zweiten bis zum achten Grad vermittelt ihn auch die äquatoriale Gegenströmung, unterstützen ihn drei- bis vierzehntägige regelmäßige Westwinde. Zwischen Monsun und Passat ist z. B. die Fahrt von Raiatea nach Tahiti gut ausführbar. Auch linguistische Zusammenhänge fehlen nicht: Hlavaiki, Sawaiki (Samoa), Avaii (Raiatea), Avaiki-Raro (Tonga), Avaiki-Runga (Tahiti), Avaiki-Tautan (Neuseeland) sind z. B. lauter Wanderetappen der Sprache von Sonnenuntergang her, von Asien aus.

Gewiß tritt die Südseelust, zu fabulieren (siehe Kapitel XXII) vielfach störend dazwischen und umrankt historisch erfaßbare Zusammenhänge mit mystischem Beiwerk; aber gewiß sind auch viele wirklich zusammenhängende Reihen von Geschehnissen aus der Geschlechterrechnung der Malaio-Polynesier erweisbar, und kritische Auswertungen ihrer Stammsagen können uns noch Aufschlüsse bringen, wie sie Frobenius und neuere Amerikaner begreiflich zu machen suchen. Für uns ist heute geopolitisch vor allem das daraus entsprechende Einheitsbewußtsein

wichtig und die Frage, ob es stark genug ist, um die autochthonen Rassen des Gebiets aus eigenem Antrieb oder als Gegenwirkung auf den Druck von außen zur Regeneration zu führen.

Eine solche Regeneration wäre natürlich die Voraussetzung für jede zukünftige geopolitische Bedeutung der zur Zeit zweifellos von schlimmen Rückgangserscheinungen betroffenen Südseebevölkerung. Auf allen Gebieten des Kulturlebens, in denen sich die Rasse früher hervorgetan hatte, so bei der Seefahrt, im Bootbau, in der Gestirnbeobachtung, in der Legendendichtung, ja sogar im Geschmack des Alltags und seinen technischen Leistungen zeigen sich solche Erschöpfungsmerkmale. Die ganze sogenannte Sawajorirasse, wie die englische Anthropologie das braune Polynesiertum zusammenfassend benennt, steht vor einem kritischen Wendepunkt. Auch die Geschichte der Singhalesen und ihres wiederholten Überranntwerdens durch die Tamilen zeigt, wie gefährlich allzu günstige Daseinsbedingungen die Entartung beschleunigen können. Andrerseits ist es Tatsache, daß auch in einem überzüchteten Kulturboden Erneuerung der Keimkraft und Regeneration in überraschend kurzer Zeit möglich ist; dafür liefern die tropischen und subtropischen Räume Südostasiens eine Reihe überzeugender Beweise, und zwar durch das ganze Gebiet der Biogeographie, von der Erneuerung des triebkräftigen Urdschungels aus dem sich selbst überlassenen Kulturdschungel, (die in den Sundainseln nach zuverlässiger Beobachtung im Verlauf etwa eines Jahrhunderts erfolgt), bis zur Wiederbelebung der japanischen Volksvermehrung in historischer Zeit, von 1850 bis heute. Daß sich solche Trägestauungszustände schnell wandeln können, steht also fest; und wie bei diesem Neuaufflammen der japanischen Rassenvitalität, der Bevölkerungszunahme von Java, Ceylon oder den Philippinen die Frage, ob Rückgang oder Verjüngung eine unerwartete Antwort durch ein Anschwellen von dreißig Millionen auf über siebzig in einem biblischen Menschenalter auf dem geschonten Boden Japans erfahren hat, so könnten auch andere Stellen der größten Inselflur der Erde verwandte Erscheinungen hervorbringen. Es gehört in diesem Zusammenhang zu unseren schwierigsten Aufgaben, die Bevölkerungsschwankungen in den pazifischen Inselrassen und Reichen, ihren Volksdichte-Rhythmus zu erfassen. Aber es ist ein Versuch, der, mit entsprechender Vorsicht angegangen, höchst lehrreich ist wegen der Werte, die hinter den Zahlen stehen, vor allem wegen des Zusammenhangs zwischen Freiheitsgefühl, Bodenbesitz, Lebensfreude und Vitalität; freilich auch der Gegenreihe zwischen Abhängigkeitsgefühl, Lebensüberdruß und Herabsetzung der Zeugungslust und -kraft.

Auch in allen Fragen der Bevölkerungsbewegung muß der schon oft erwähnte Zug im Auge behalten werden, daß im pazifischen Gebiet die Verantwortung mehr betont wird als Vorrechte und Ansprüche. Auch der Feudalismus der Südsee baut sich über frühgeschichtlicher Gemeinwirtschaft auf. Aristokratie und Gemeinbesitz auf idealistischer Grundlage brauchen sich nicht immer zu bekämpfen;

auch extreme Rechte und Linke können einmal gegen juste milieu um der Macht willen zusammengehen (wie z. B. in Japan bei der Bildung der Kenseikail). Aus solcher sozialaristokratischer Grundstimmung einer Rasse erklären sich die bewußten Regulierungsversuche, ordnend und, wenn nötig, hemmend einzugreifen. Neumalthusianismus ist auf den Südseeinseln mit ihrem beschränkten Lebensraum eine uralte Einrichtung, und der ausgezeichnete Kenner Baelz behauptet das gleiche von Japan. Dort hatte das Gleichgewicht ein Vierteljahrtausend lang nur zwischen 27 und 33 Millionen hin und her geschwankt, und so hat z. B. die Bevölkerung in einem ganzen Jahrhundert nur um 900 000, in einem andern sogar nur um 100 000 zugenommen. Erst nach der Landöffnung schnellt die Bevölkerung unter dem Eindruck des westlichen freien Kräftespiels überraschend empor, auf 70 Millionen im alten Inselstammland, auf 100 im ganzen Reich und schafft sich in einem Jahr eine Vermehrung, die ehedem in Jahrhunderten nicht erreicht wurde. Auch die Volkszahl der Philippinen ist im raschen Steigen von 6 auf 13 Millionen begriffen. Die Marianen (1521 entdeckt und Ladronen benannt) wurden 1668 auf 40—60 000 Einwohner geschätzt; das war vor dem Beginn des Vernichtungskriegs gegen die Chamorros, ein Halbkulturvolk, von dem uns edle und liebenswürdige Charakterzüge überliefert worden sind, und die durch einen dreißigjährigen Vertilgungskrieg der Spanier 1741 auf 1816 Köpfe zusammengeschmolzen waren. Bis 1856 waren sie wieder auf 9500 angewachsen, wurden aber im gleichen Jahr auf 6000 verringert und Ende des 19. Jahrhunderts mit ihren Inseln, noch 1950 an der Zahl, an Deutschland verkauft.

Hawai ist 1778 von Cook auf 3—400 000 Einwohner geschätzt, aber damit wohl überschätzt worden, war jedenfalls nach der Schilderung des Entdeckers in blühendem Zustand und von glücklichen Menschen bewohnt. Nachdem es so von der abendländischen Kultur übernommen worden war, ging die Einwohnerzahl ständig zurück: 1832 waren es noch 130 000, 1878 nur mehr 40 000 — also zum hundertjährigen Jubelfest der Entdeckung noch ein Zehntel! —, 1900 noch 30 000 unter der Gesamtzahl von 154 000 Einwohnern, und in den 360 000 der Gesamteinwohner von heute stecken allein 152 000 Japaner, das Vielfache der einheimischen Polynesier.

Tonga, ursprünglich unter einer ähnlich geistig-weltlichen Doppelherrschaft wie Japan, trat 1643 als stattliches Reich in unser Gesichtsfeld, auch über Nine und Samoa gebietend, raffte sich den Eindringlingen gegenüber rechtzeitig zu der rettenden Maßregel auf, ihnen Land nur gegen Pacht, nicht in Kauf abzugeben und erhielt so wenigstens auf seinen 150 kleinen Eilanden seine Bevölkerungszahl von 20—25 000 annähernd, so daß es um die Jahrhundertwende noch 19 000 waren, die bis 1931 auf 29 610 anstiegen, darunter nur 481 Weiße.

Anders die 250 Fidschi-Inseln, von denen etwa 80 bewohnt sind. Ihre Einwohnerzahl wurde auf 200 000 geschätzt und wurde durch zwei Bevölkerungskatastrophen furchtbar herabgesetzt: eine Masernepidemie raffte 40 000 dahin,

und 1874 waren nur mehr 140 000 Einwohner vorhanden. Eine weitere Herabminderung ergab sich infolge des Aufkaufs von einem Fünftel des besten Landes durch Weiße, und 1900 hatte die Inselgruppe nur mehr 123 000 Einwohner, darunter aber 100 000 Papua und polynesische Mischlinge. 1925 wurden 160 000 Einwohner gezählt, darunter 4000 Weiße, 11 000 Chinesen und 60 000 Inder. Tahiti mit der wahrscheinlich kulturweichsten Bevölkerung, wie auch dem weichsten der polynesischen Dialekte, ist in vollem Bevölkerungsverfall begriffen; dasselbe schien auch bei Samoa der Fall zu sein, doch war dort der Rückgang noch nicht unaufhaltsam, da um die Jahrhundertwende eine leichte Aufwärtsbewegung eingetreten ist. Wo also nicht Rassenzumischung und Fermentation von außen dazugekommen ist, sind die kleineren Inselreichbildungen samt und sonders in Rückgang, Entartung und Bevölkerungsschwund verfallen. Nur im Inselkönigreich Tonga lebt verkapselt die letzte der noch übriggebliebenen Kleinwelten; es bildet mit seinen etwa 100 Inseln den einzigen ganz schuldenfreien Staat der Welt.

Aber die staatenbildende Kraft scheint einstweilen ganz an die Randbildungen übergegangen zu sein, zu denen auch das japanische Reich gezählt werden muß, festlandverhaftet, wie es ist. Das letzte unter den nicht randständigen, sich selbst bestimmenden Reichen malaio-polynesischer Herkunft war Hawai, dessen Geschichte deshalb das Bestreben widerspiegelt, das politische Schicksal des Großen Ozeans aus seiner Inselwelt heraus zu bestimmen. Wenn die Inselgruppe auch wahrscheinlich vorher schon von Spaniern besucht worden war, so gilt doch Cook als ihr eigentlicher Entdecker, der 1778 dort umgebracht wurde, dem aber dann am Ort seines Todes göttliche Ehren erwiesen wurden. Hawai war dann Ausgangspunkt der Versuche der Polynesier geworden, zu einer politischen Vereinigung zu gelangen, und in diesem Bestreben brachte es Kamehameha I., der Einiger und Beherrscher des bis dahin bitter verfeindeten Archipels, sogar zu einer Flotte von 20 Fahrzeugen und wurde bei seinem Tode 1819 als Napoleon der Südsee gefeiert. Noch bis 1840 erhielt sich die aus alter Gemeinschaftswirtschaft entstandene Feudalorganisation in der schon mehrfach als für den Pazifik charakteristisch geschilderten Ausbildung. 1820 traten die amerikanischen Missionare auf den Plan und trafen in Kamehameha II. im Gegensatz zu seinem Vorgänger einen milden Pazifisten, mit dem sie leichtes Spiel hatten; 1823 herrschte er noch über 142 000 Hawaier, die 1832 schon auf 130 000 zusammengeschmolzen waren. 1848 wurden Tabu und Idolatrie abgeschafft, eine neue Landorganisation aufgedrängt, nachdem unter dem Druck eines englisch-französischen Machtschachers um die Inselgruppe und des „Hands off" der Vereinigten Staaten von 1841 im Jahre 1844 eine sogenannte Unabhängigkeitserklärung erlassen worden war, der zum Trotz es mit der wirklichen Unabhängigkeit rasch zu Ende ging. 1876 kam ein Handelsvertrag auf Gegenseitigkeit mit den Vereinigten Staaten zustande, 1878 trat König Kalakaua seine tragikomische Rolle an, als Beherrscher von nur noch 44 000 Landsleuten unter im ganzen 58 000

Einwohnern. In dieser Entvölkerungszahl kündigt sich schon der drückende Arbeitermangel an, der den Ruf nach ostasiatischer Einwanderung zur Folge hatte. 1881 folgte die Weltreise des Königs nach Japan, Siam, Johore, zum Khedive von Ägypten; er trug den vergeblichen Hilferuf einer untergehenden farbigen Bevölkerung zu ihren noch mächtigen Brüdern. Damals war „the rising tide of colour" noch kein mahnendes Zeichen an der Wand, und so verhallte der Ruf ungehört. So konnte sich auch der Gedanke Walter Murray Gibsons, des Kanzlers von Hawai, der „primacy of the Pacific" nur wenige Jahre, von 1882–87, in politische Bewegungen umsetzen. Ein ähnlicher war auch in einem weißen Kanzler von Tonga lebendig, er spukte durch die ganze Südsee, und alle derartigen Ansätze fußten auf einer tatsächlich über die ganze Weite des Pazifik hin bestehenden Frühkulturgemeinschaft und Sprachverwandtschaft, die sich z. B. Maori und Hawaier notdürftig verstehen läßt (abgesehen von der Schwierigkeit der Verwechslung von r und l, die ja auch zwischen Japan und China eine Rolle spielt). Schließlich schlug sich noch eine unglückliche Verquickung der konstitutionellen mit der Rassenfrage dazu, besonders bedenklich bei der hoffnungslos sinkenden Vitalität der Inselurbevölkerung, und beschleunigte das Ende des einheimischen Königtums. 1883 versuchten zwei Sendlinge aus Hawai auf den Gilbertinseln, woher 1878–1884 ca. 2000 Arbeiter importiert worden waren, für ein Hawaisches Protektorat zu wirken, was charakteristisch ist für die Fernwirkung von Arbeiterbedarfsfragen und die Abhängigkeit der grazileren Küstenrassen von den dunkleren, kräftigeren Binnenrassen. 1886 tritt als bevollmächtigter Minister von Hawai Bush mit Bündnisanträgen bei den „Königen" von Tonga und Samoa auf. Das Gefühl der Schicksalsgemeinschaft scheint also in den Inselkleinwelten in letzter Stunde noch erwacht zu sein. Als paralleler Rettungsversuch wird 1884–86 in Hawai der wirtschaftliche Notbehelf der japanischen Einwanderung aufgegriffen. 1887 wird ein Allianzvertrag mit Malietoa, dem Machthaber von Samoa, geschlossen. Hier entstanden dann Reibungen mit der deutschen Regierung, die mit einem Rückruf des hawaischen Gesandten und der zweifelhaften Flotte endigten. Hinter der geopolitischen Tragikomödie aller dieser Vorgänge liegt zwar schwer der furchtbare Ernst eines großen völkischen Trauerspiels, das sich für den ganzen Riesenraum zwischen Madagaskar und Neuseeland, von Tasmanien bis Midway, mit einziger Ausnahme der japanischen Inseln vollzieht, aber für den Rest der Liquidation überwiegt das Burleske. Die Geschichte seines Flottenembryos, des 170-Tonnenschiffs Kamiloa oder Explorer von Hawai, kann R. L. Stevenson mit Recht „eine romantische Kette von Verführung, Meuterei und Vergeudung öffentlicher Gelder" nennen, wenn auch die Schicksalsfäden einer zugrunde gehenden kleinen Nation darin verwoben sind. Opiumlizenzen, Schulden, der Beginn erfolgreicher japanischer Einwanderung und die Zurückscheuchung des amtlichen Japan durch amerikanische Machtmethoden führten am 7. 7. 1887 zu einer neuen Konstitution und dem Ende des persönlichen Regimes trotz vergeblichen nationalen Rückschlägen. Als Kalakaua am 20. 1. 1891 in San Franzisko starb, war die Zahl seiner Landsleute auf 34 000 zusammengeschmolzen. Trotzdem mußte 1893 der Sturz der Monarchie von außen her, von Amerika aus inszeniert werden, nach einigen schamhaften Verschleierungsversuchen des eigentlichen Zwecks der Übung durch Präsident Cleveland. Die Vorgänge, die zur Übernahme Hawais in den amerikanischen Staatsverband führten, sind keineswegs besser moralisch zu rechtfertigen als alles, was von Japan bei der Annexion von Korea geschah. Am 24. 1. 1895 erfolgte der formale Verzicht der letzten Königin und die Erklärung der Republik, schon unter Gefahr japanischer Intervention. Die eingeborene Bevölkerung betrug nur mehr 31 000 Seelen. Am 16. 6. 1897 wurde ein neuer Annexionsvertrag von Amerika unter MacKinley aufgezwungen und am 30. 4. 1900 die Erklärung erlassen, daß alle Bürger von Hawai, die es am 12. 8. 1898 waren, nunmehr Bürger der Vereinigten Staaten seien.

Damit war der selbständige Südsee-Inseltraum, die Freiheit des Großen Ozeans als Wanderfeld zu Ende; die Seenomaden waren ruiniert, nachdem das politische Selbstbestimmungsrecht dem letzten ihrer kleineren Inselreiche entrissen worden war, das nur noch ihr im japanischen Rassengefüge fortblühender Zweig besaß. Seine Flagge ist die einzige pazifik-entstammte, die noch über Malaio-Polynesiern weht. Daraus entspringt ihre geopolitische Werbekraft, so sehr sich die fremden Herren bemühen, namentlich in den Philippinen, einem Teile der Sundainseln und den Verbündeten Malaien-Staaten, die lichtbraune Herrenrasse von einst über den Verlust ihrer Selbstbestimmung hinwegzutäuschen und über die Tatsache, daß die schweifenden Menschen in den größten Teil ihres ehemaligen Wanderfeldes nicht mehr frei wandern dürfen, ja, daß sie von ihm gesetzlich ausgesperrt sind (60).

VII
PAZIFISCHE SOZIOLOGIE

Noch ungeschrieben ist eines der reizvollsten, freilich auch – wie alle von wirklichem Humor erfüllten – wehmütigsten Bücher der Welt, das über „Die geographischen Grundlagen der pazifischen Soziologie", das sich mit den soziologischen Experimenten im größten ozeanischen Versuchsfeld vor dem Einbruch der weißen Rasse beschäftigen müßte. Was es uns an Erkenntniswerten schenken könnte, das leuchtet nur an einzelnen Stellen aus Cooks und Forsters Reisetagebüchern, es klingt in Chamissos Salas y Gomez, es glüht bei Lafcadio Hearn, es sprüht Humor und Leid aus „Van Zantens glücklicher Zeit", wie seiner „Insel der Verheißung", es ruft mit strafendem Ernst bei Decker-Multatuli, es spricht aus ein paar Prachtseiten Scherrs über das Inkareich in seiner „Menschlichen Tragikomödie", es ist ein ganzes Kapitel „Depopulation" bei R. L. Stevenson. Nebenbei könnte dieses Buch zeigen, daß weitgehender Gemeinbesitz als Großmachtprinzip schon lange vor den Bolschewisten in Peru, in Japan und China ausprobiert und in China wie Japan verworfen worden ist, daß das Moskauer Gewaltexperiment, – nur für das Abendland neu, – für dessen Zukunft die gleiche Gefahr birgt, wie die Taikwa für Japan und Wang-An-Shi für China.

Es ist gewiß kein Zufall, daß Darwin, Wallace, Lubbok (bezeichnenderweise lauter Soziologen, die von der Naturwissenschaft herkamen und die Soziologie als Wissenschaft in England einführten) alle Kenner der pazifischen Verhältnisse waren. (B. Kidds Übersicht im Band XXXII der Encyclopaedia Britannica in der Ausgabe von 1902 über Social Evolution ist darin sehr lehrreich!) Angesichts der Unmöglichkeit für den atlanto-mediterranen Menschen, mediterranogene soziologische Bildungen unvoreingenommen anzusehen, tritt die Bedeutung des frühpazifischen Versuchsfeldes schon dadurch für uns hervor, daß sie diese Möglichkeit unbefangener Beobachtung gewährt. Freilich wird eine solche sehr bald zu einer peinlichen Erkenntnis geführt, und das ist die von der politischen und soziologischen wie rassentechnischen Expansionstendenz der atlantischen gegenüber der pazifischen Welt. Hier liegt aber tatsächlich ein soziologisches Proton pseudos, ein Grundirrtum, daraus entspringend, daß die pazifische und die atlantische

Welt sich in ihren Grundanschauungen nicht verstehen, aus der grundverschiedenen Geographie ihrer Daseinsbedingungen heraus.

Nicht umsonst gibt es chinesisch und japanisch vernichtende Kritiken der staatswissenschaftlichen Zweckverlogenheit in der ganzen abendländischen Kultur. Eine ähnliche Verlogenheit tritt uns auch bei dem Verhalten dieser Staatswissenschaft in der Praxis zu den weniger gefestigten Halbkulturen entgegen, denen sie durchweg ein trauriges Los bereitet hat. Wohl gibt es überall Anläufe zu ehrlicher Einsicht und Versuche objektiver Darstellung. Unter den Franzosen hat der grelle Gegensatz zwischen Phrase und Wirklichkeit in ihrem Südseereich auf einige Beobachter ernüchternd gewirkt (61) und sie den soziologischen Wandel zum Schlechteren unter ihren Schützlingen richtig sehen und aufrichtig darstellen lassen, so unter anderen de Bovis. Die soziologisch wie als Kulturbrücke so interessante Inselgruppe der Riukiu ist von einem deutschen Konsul, Simon (62) vorzüglich beobachtet und geschildert worden, und zwar als eine ohne jede Dazwischenkunft weißer Beglücker und Verbesserer in ihrer Art glückliche, in ihrer Gesellschaftsordnung fast vollkommene Inselwelt. Unter den Amerikanern versuchen Dean C. Worcester und Russell die Philippinen und ihr natürliches Gesellschaftsgefüge so objektiv zu sehen, wie es der in atlantischen Anschauungen Befangene kann. Die reichsten Ansätze zu dem eingangs gewünschten Werk finden sich aber in den Schriften von R. L. Stevenson, ganz besonders in seinem Buch „In the South Seas" (63). In dem geradezu erschütternden Kapitel über die Entvölkerung der Südseeinseln zeigt er uns den Kampf zwischen Raumnot und Lebenstrieb, aber auch die Folgen verständnislosen Eingreifens in seinen Ablauf. Das Arsenal des Neumalthusianismus (wie es etwa Wells und Margaret Sanger (64), die neuesten Vorkämpfer für Birth-control, was aber richtiger Conception-control heißen müßte, auch Zweigschulen der Marxisten von außen her den unbequem fruchtbaren Völkern, wie Deutschen, Chinesen, Italienern und Japanern empfehlen) ist dürftig gegen das, was seit alters her im soziologischen Experimentierfeld des Pazifik schon durchprobiert worden ist, um Volksvermehrung und Lebensdrang mit Enge des Lebensraums in Einklang zu bringen. Wie man das auf die Dauer fertigbringt, das ist ja doch, auf die letzte Form gebracht, das alte Sorgenlied der Soziologie.

Alles ist dort schon versucht worden: vom gegenseitigen Auffressen als Reiseproviant bei allzu verlängerten Seereisen, und vom wüsten Totschlag der Überzähligen, ausrangiert nach Alter, Jugend, Jungfräulichkeit, Wehrhaftigkeit, bis zur erhabenen Selbstopferung des Bevölkerungsüberschusses durch Hineinspringen in Vulkankrater und Feuerseen, und blumenbekränztem Ausziehen in leichten Flößen und Nachen mit begrenzten Vorräten in den weiten Ozean, Geburteneinschränkung auf ein und zwei Kinder, Trennung der Geschlechter auf verschiedenen Inseln. Es waren also einerseits Maßregeln der höchsten Selbsteinschränkung, andererseits Flucht davor und Expansion über Zehntausende von

Kilometern hinweg, mit weiblichem oder männlichem oder gemischtem Ver sacrum; straffste Enthaltsamkeit und ausschweifende Lust von der Frühehe bis zur Libertinage vor der dann wieder ganz streng innegehaltenen Monogamie, von einem für Junggesellen und Jungfräulein gemeinsamen Gemeindefreudenhaus, mit unbegrenztem gegenseitigem Ausprobieren vorher zu nachher streng gehaltener Ehe. Matriarchat und Männerstaat, der Typ der Geisha-Hetäre und der strengen Elpinike, Heiliger Herd und Luderleben außerhalb, erhabene Treue und zügelloses Triebleben: das findet sich alles zum Teil eng nebeneinander, wunderlich verwoben in Sitte und Recht. Lange Jahre, nachdem ein deutscher Dichter als Phantasieschöpfung das Bild von den auf Planetenkern und Ring des Saturn getrennt lebenden, sich nur einmal jährlich am Tag des Wahnsinns treffenden Geschlechtern gemalt hatte, fand man auf den Spuren einer Sage in dem kleinen südjapanischen Inselbogen Hachijo die historische Wirklichkeit: eine Trennung der Geschlechter auf mehreren Inseln, von denen aus sie sich nur zu bestimmten Jahreszeiten, im Monsunwechsel erreichen konnten, von denen die innern, leichter bewirtschaftbaren den Frauen vorbehalten waren, die äußeren, wilderen, klippenreichen und von Brandung umtobten von hauptsächlich Fischfang treibenden Männern bewohnt wurden. Nur zu bestimmten Fristen, bei günstigem Wind konnten sie ihre Frauen auf der inneren Inselgruppe besuchen und nahmen dann jeweils die inzwischen reif gewordenen Jungen mit auf die Männerinseln zurück.

Das sind nur einige, aus dem Gedächtnis des Geographen gegriffene, ihm zufällig zur Hand liegende Beispiele! Wie leicht ließen sich diese bei planmäßiger Forschung vom soziologischen Standpunkt aus vermehren! Wie reich ist z. B. der soziologische Stoff in allen Reiseschilderungen, die sich über den Durchschnitt erheben, so z. B. in W. v. Rummels anmutigen und lebendigen Darstellungen seiner Erlebnisse in der Südsee in seinem Reisebuch „Sonnenländer" (65).

Der größte Lebensraum der Erde ist durch seine insulare Durchdringbarkeit einerseits, durch die abgeschlossene Eigenart seiner Ufertypen andererseits zugleich ein abgesondertes, wie absonderndes, und doch in ausreichendem Maß verbindendes kulturgeographisches und soziologisches Versuchsfeld ersten Ranges, und liefert zahlreiche herausgehobene, isolierte Fälle, als Folge der Raumweite und Verkehrsmöglichkeit neben Beschränkungen und Mischungen in Reservaten.

Überall aber zeigen sich alle möglichen Versuche prophylaktischen Spannungsausgleichs aus Instinkt und Überlegung als wiederkehrende Leitnote. Ein geographischer Leitzug wirkt sich eben dabei auch soziologisch aus: die Möglichkeit, wie der Zwang, aus den allzu engen Siedelungsgebieten der Inseln wie der Randräume die Überschüsse ausgleichend in den riesigen Verkehrsraum auszustrahlen, — den Raum- und Seegefahren trotzend oder ihnen unterliegend, — zumeist aber von größerem menschlichem Verständnis der Ausgleichnotwendigkeit begleitet!

In diesem Zusammenhang muß eine großgedachte geopolitische Auswirkung dieser pazifischen Eigenart berührt werden: die panpazifische Union, die — zu

Beginn unter der klugen Führung von A. Hume Ford — mit weitem Gesichtsfeld und großen Mitteln versucht, die geopolitische wie rassenbiologische Ausgleichsstimmung im Pazifik zu fördern. Sie benützt dabei auch das Gefühl wirtschaftlichen Aufeinander-Angewiesenseins sowie die Abneigung gegen marxistische Experimente und gewaltsame Lösungen der Ententegroßmächte zur Vorbereitung pazifischer Sonder-Zusammenschlüsse und -Bünde. Letztes Ziel scheint dabei eine langfristige Versicherung auf Gegenseitigkeit der großen Inselreiche des Pazifik, des amerikanischen, japanischen und englischen — die Mächte hier in ihrer pazifischen Geltungsreihe genannt, nach den Bevölkerungszahlen, für deren Unterbringung sie verantwortlich sind: die Vereinigten Staaten für ca. 138 Millionen, Japan 100 Millionen, Britenreich zur Zeit 25—30 Millionen des britischen Anteils im Pazifik.

Wir werden die panpazifische Union auch noch an anderer Stelle abzuschätzen haben als eines der feinsten und wirksamsten Werkzeuge angelsächsischer Kulturpolitik, wie eines klug verschleierten Imperialismus geistiger Art; eine der Wurzeln ihrer Stärke liegt zweifellos hier, nämlich in der andern Einstellung des pazifischen Lebensraums zum Problem des Verhältnisses und des Ausgleichs von Lebensdrang und Lebensraum, der Erkenntnis davon durch fast alle Anrainer des Pazifik, und zwar gerade beim praktischen Betreten jener wichtigen Gebiete, wo die Arbeitsziele der Geographie, der Geopolitik und der Soziologie sich überschneiden.

Ein solches Beispiel aus der pazifischen Praxis: die großzügige Hilfe der amerikanischen Missionen bei der chinesischen Hungersnot 1920—21, während der sich in 317 Bezirken mit im ganzen 49 Millionen Einwohnern tatsächlich 20 Millionen dem Nichts gegenüber sahen. Das panpazifische Gemeingefühl, in moderne Form gegossen, war also offenbar stärker als das gesamteuropäische, das sich dem Verhungern so vieler Millionen während der Blockade Mitteleuropas und der Hungersnot in Rußland gegenüber viel gleichmütiger verhielt. Von den fast 20 Millionen hungernder Chinesen sind immerhin 8 zwei volle Monate lang vom Gegenufer des Großen Ozeans aus erhalten worden, und von den 120 Millionen Dollars, die das Durchhalten des Großteils der Bevölkerung in Tschili, Honan, Schantung, Schensi und Schansi ermöglichten, flossen über 17 aus Missionskreisen: jedenfalls ein ragendes Denkmal ihrer soziologischen Einsicht und werktätigen Menschenliebe.

Ganz anders als das atlantische Gesichtsfeld führt das pazifische durch seine geographische Eigenart seinen Bewohnern die Beschränktheit des Lebensraums, die gemeinsame Gefahr von Schwankungen in der lebenerhaltenden Kraft — wie ungleich sie sei — vor Augen und zeigt ihnen durchschnittlich früher die Notwendigkeit, sich klarzumachen, daß sie sich damit abzufinden haben: entweder indem sie sich dem beschränkten Lebensraum fügen, also die Vermehrung einschränkend und Bevölkerungsgleichgewicht suchend, oder indem sie um neuen

Platz im Daseinskampf werben, oder ihn sich erobern, – kurz, daß sie Amboß oder Hammer sein müssen; denn pazifistisch denkend auf zu kleinem Lebensraum in proletarischer Enge ad libitum Kinder machen, das kann auch „Industrialisierung" auf die Dauer nicht ermöglichen. Bewußte Behandlung des Bevölkerungsproblems, Abfinden mit dem Gedanken der Raumvergrößerung entsprechend steigender Volkszahl, oder mindestens der höchsten Auswirtschaftung des gegebenen und der Vertiefung in ihn, oder mit Einschränkung des Triebs, entsprechend einem unvergrößerbaren Lebensraum – und Erkenntnis der daraus zu ziehenden Folgen tritt früher und mannigfaltiger im indo-pazifischen Lebensbereich auf als im atlantischen, nicht zuletzt bedingt durch die nicht nur relativ, sondern absolut beschränkteren, bewohnbaren Siedlungsräume im Gegensatz zu dem riesigen Verkehrsraum und dem Verkehrsreiz, den er ausübt.

Eine unbefangene Darstellung der mannigfachen Versuchszustände, die ein solcher Raum in unerschöpflicher Fülle bietet, berührt aber die entscheidende geopolitische Zukunftsfrage der Menschheit, die z. B. Keynes in seinen Sammelheften über die Bevölkerungsfragen von den erfahrensten Kennern schildern und diskutieren läßt: wie ist ein erträglicher Ausgleich zu finden zwischen Volksdruck und Raumenge, wie hat man sich vor allem da zu verhalten, wo zunächst nicht ausgewichen werden kann, wie in Mitteleuropa, Italien, Japan; in Teilen von China und Indien? Die Erforschung dieser Seite der Bevölkerungsfrage hat neben der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit gerade in der Südsee wegen des verwirrenden soziologischen Formenreichtums einen großen künstlerischen Reiz, den erfassen muß, wer wirklich allen Abstufungen gerecht werden will, und den bisher leider mehr genial schildernde Liebhaber als wissenschaftlich arbeitende Volkswirte erfaßt haben. Gerade für den atlantisch erzogenen Staatswissenschaftler hätte es überaus fesselnd sein müssen, den Reichtum auch des soziologischen, geopolitisch bestimmten Beobachtungsstoffes im Pazifik vor dem Hinzutritt der atlantischen Lebensformen aufzufassen und festzuhalten.

Zunächst treten uns in den Schilderungen der damaligen Beobachter in reicher Fülle die naturgegebenen oder naturerzwungenen Lösungen entgegen, beginnend etwa mit Analogien aus der Biogeographie der Tierwelt, wie in der berühmt gewordenen Beschreibung der Vogelinsel Leysan mit ihrer ständigen Wohnungsnot und dem Proletarierelend der zu spät auf die Nistplätze gekommenen Vogeljugend. Wir finden ähnliche Beobachtungen bei Wallace und Darwin über das Verhältnis von Lebensdrang und Lebensraum, und die Reihe setzt sich fort bis zu den neuesten Propheten der Rationalisierung des unrationalsten Triebes, Wells und Margaret Sanger, die neuerdings die erbarmungslose Alternative predigen: Überleben der Tüchtigen durch rücksichtslosen Kampf ums Dasein oder aber Verminderung dieses Kampfes durch Einschränkung des Lebens am Quell seiner Entstehung.

Einst unerreichbar scheinend, jetzt aber durch die Steigerung der Verkehrs-

leistung auf Reichweite nahe gebracht, breiten sich tröstlich neben uralten, ausgewirtschafteten Kampfplätzen dieser Art und raumengen Inselwelten weite, noch menschenleere Räume (Reservate) aus, wie z. B. Amurland, Nordwest-China, Neu-Guinea und Queensland, die sehr wohl den Überdruck aus anderen übervölkerten Ländern auf lange Zeit aufnehmen könnten, ja nach fleißigen Händen zu rufen scheinen – wenn sie nicht von ihren gegenwärtigen Besitzern künstlich menschenleer erhalten würden (wie das Lord Bledisloe Neuseeland vorwirft).

So zeigt das pazifische Gebiet auch soziologisch einen unendlichen Reichtum an abgestuften Typen: zwischen ihnen scheinen regelnde Verteilungszentren und die Wege zu ihnen wie Kraftstationen und Leitungszüge über den weiten Lebensraum verteilt (Samoa, Hawai); einzelne Machtschwerpunkte werden zu ganz hochwertigen Wachstumsspitzen entwickelt (Singapore, Honkong, Liautung); Sperrräume, wie vor allem Nordaustralien, schieben sich dazwischen, ebenso Glacis- und Pufferräume, wie es die Kondominien auf Sachalin und in den Neuen Hebriden solange gewesen sind, und wie es das vergängliche Staatswesen der Fernost-Republik immerhin zwei Jahre war. Es kommen auch Sicherungen für zukünftigen, erst vorgefühlten Volksdruck vor, wie sie zuerst der Hokkaido und dann die Mandschurei für Japan bedeuteten, und sie verraten stets weitsichtige, bevölkerungspolitische Prophylaxis.

Treibhausartige, soziologische Frühentwicklung steht neben allzu früher Erstarrung und Neubelebung der Bevölkerungsvitalität; Verjüngung zuckt auf, wo man schon Trägestauung eingetreten wähnte und nun an rhythmische Bevölkerungsschwankungen glauben muß. Neuseeland und die Osterinsel liefern da reichen Stoff, vor allem aber der größte der Inselstaaten, das japanische Reich.

Neben den insularen Entwicklungen kommen aber die kontinentalen keineswegs zu kurz, weder in der litoralen Ausprägung, wofür wir in Peru und Chile Prototypen sehen könnten, noch in der potamischen, die meist als ein Vorrecht des atlantischen Raums betrachtet wird. Die chinesische Staatsverschiebung längs des Hwangho mit ihrer höchst eigenartigen soziologischen Durchbildung und der für sie bestimmenden Wanderung an einem Stromlauf entlang gibt mehr als ein glänzendes Zeugnis für deren gänzlich unatlantische, sozialere pazifische Note. Wie wirksam heute noch uralte Vorstellungen dieser potamisch bestimmten Soziologie sind, dafür gab zum Beispiel noch 1919 eine Episode bei dem Hwangho-Ausbruch auf Tientsin Zeugnis. Er gab Anlaß zu der wirkungsvollsten Hetze gegen die japanische Kolonie in der gefährdeten Stadt, weil die japanische Stromwache Dorfdeiche zur Rettung der Großstadt durchstieß. Nach den uralten Rechtsgewohnheiten einer potamisch bestimmten Siedelung, mit gleichem Rechtswert aller Niederlassungen, bedeutet aber die Durchstechung von Strombauten ein soziologisches Verbrechen, auch wenn dadurch eine Mehrheit von Leben auf Kosten des Eigentumsrechts einer Minderheit auf ihren eigenen Stromschutz gerettet wird.

Bleiben unter den insularen, pazifischen Entwicklungen die höchsten Japan und Neuseeland, Japan als ozeanisch-randständige, Neuseeland als rein-ozeanisch-insulare, und lenken sie infolgedessen wohl immer in erster Linie auch die soziologische Forschung im Pazifik auf sich, so begegnet man doch auch sonst auf den Inselgruppen einem Beobachtungsstoff, der nicht vernachlässigt werden sollte, um so weniger, als er durch Aufeinanderprallen der verschiedensten Mischkulturen noch besonderen Reiz gewinnt. Aber dieser Reiz hat einen wehmütigen Zug: denn überall ist die Tragik der ganzen, hier berührten Lebenserscheinung, daß sie die Erkennenden vielfach als die Zerstörer zeigt (eine Gefahr, die bei bewußter Behandlung von soziologischen Triebfragen leicht eintritt!) –, und zwar nicht nur da, wo diese Erkennenden, wie wir in VI zeigten, um der Macht an sich, um der Flurbereinigung auf größere Räume zu, und um ihrer Organisationen willen absichtlich zerstören, damit das künftige Leben nach ihrem Wunsch gestaltet werden könne. Als Zerstörer wider Willen sehen wir oft auch die edlen Vermittlernaturen, die nur in bester menschlicher Absicht von dem sprechen, was sie erlebt haben, oft in der Meinung, zu retten. Damit aber lenken sie gerade gefährliche Aufmerksamkeit auf die bis dahin noch lebensfähigen Gebilde oder ziehen solche Raumfremde herbei, die durch Beschleunigen von Entwicklungen das Verderben auf manche nicht für ihr Wirken reife Völkergruppen herabziehen, wie die weißen Kanzler von Tonga und Hawai, wie auch Stevenson in Samoa.

Von der frühesten Sagenwelt des Großen Ozeans durch seine Früh- und Vollgeschichte hindurch ziehen sich die Zeugnisse für das Ringen um Atem- und Lebensraum, und noch erschütternder als in der abendländischen Geschichte die Sorge, daß er zu knapp werden könnte trotz dem viel bereiteren guten Willen, sich möglichst in die Raumnot zu schicken oder aus zu engen Räumen wandernd zu weichen. Fast überall, am großartigsten und furchtbarsten zur Wirklichkeit geworden im Untergang des Aztekenstaats, lebt auch die Ahnung, daß ein übermächtiger Einbruch hellerer Rassen irgendwie wunderbare Änderung oder Erlösung bringen werde. Den Folgen dieses Umschwungs wenden wir uns nun zu (66).

VIII

DER EINBRUCH DER WEISSEN RASSE

In einer Untersuchung, die dem Wiederaufstieg Südostasiens zur Selbstbestimmung galt (67), ist versucht worden, den Gegensatz eines mehr pazifischen und eines mehr indisch-ozeanischen Typs im Vorgehen der weißen Rasse gegen das Selbstbestimmungsrecht des südostasiatischen, wie des indopazifisch-ozeanischen Lebensraums herauszuarbeiten. Stoßweises Vorgehen und Durchbruch kennzeichnet den pazifischen Typ (Spanien), hingegen Randschiebung, herantastende Umfassung und Umklammerung durch Wachstumsspitzen den anderen (Portugal und die Niederlande). Ersterer ist der politisch vitalere, rasche Entscheidungen suchende, letzterer kulturgeographisch und politisch besser der Eigenart des zu vergewaltigenden Raumes angepaßt; er wirkt mehr chronisch auf die Länge als katastrophal. Die besten Führer und Kulturpolitiker des englischen Weltreichs wie des kolonialen Angelsachsentums meistern beide Methoden, wie Lysander Löwenhaut und Fuchspelz, daher ihre Stärke und ihr Erfolg. Kolonialspanischer und kolonial-anglosächsischer Zugriff ist meist aggressiver als der unmittelbar vom Stammland ausgehende.

Es wäre heute noch von hohem Lehrwert, die einzelnen Übergänge von Randberührungen und Zurückschiebung bis zur Durchbrechung wahrer und konventioneller, mehr gedankenmäßiger Schranken bei der Eröffnung, Erschließung und Durchdringung des Pazifik im einzelnen Falle zu prüfen. Aber das wäre Aufgabe einer vielbändigen Geschichte, zu der ja manche Ansätze vorliegen, die freilich meist nur einzelne besonders augenfällige Zeitalter umspannen, seltener die Gesamtentwicklung. Es ist (vgl. Cortez' Tagebücher) viel mehr Wahrheit darüber geschrieben und gedruckt, als man weiß. Sehr offen ist vor allem Admiral Perry (68) über seine Sendung.

Unbeantwortet ist auch noch die Frage nach dem Verhältnis der Durchbrüche zu den Wegspuren der ersten autochthonen Wanderwege. Wie weit haben polynesische und indoarabische Wanderungen die fremde Gewalt auf ihren gewohnten Bahnen nach sich gezogen? Wie weit die sich noch auf sich selbst zurückziehenden Japaner, Chinesen und Peruaner? Wie sehr sich auch die alten pazifischen Kul-

turen bemühen, ihre Fühler vor den neuen Eindringlingen einzuziehen und sich auf sich selbst zusammenzudrängen — aus dem ihnen aufgezwungenen Kampf ums Dasein führte sie kein Fluchtweg hinaus. Alle mußten erfahren, daß es auf diesem Erdball kein Ausweichen davor gibt und keine andere Wahl als Gegenwehr oder Tod, Fressen oder Gefressenwerden. Aber die Formen dieser Alternative sind freilich unendlich mannigfaltig.

Die von den einzelnen Einbruchsstößen ausgehenden Wellen haben sich vielfach überschnitten; die transpazifischen Aufbrüche in der ostwestlichen Richtung von Balboa, Magellan, Cortez, Pizarro, Legaspi (Spanier), von Drake und Anson (Briten), dann die des späteren Ringens um die Nordwestpassage, endlich sogar die Südsee-Erschließung des Hauses Godeffroy (Deutsche) von Valparaiso aus scheinen ihrer Zeit den stärkeren Eindruck als vorbildliche Machtäußerungen hinterlassen zu haben; der wirtschaftliche Dauerreiz aber hat sich mehr im Typ der indischen Randumfassung ausgewirkt (Niederlande).

Der Wunsch zur Verbreitung von Weltanschauungen (Christentum, Islam, Bolschewismus, Faschismus), von reiner Macht wie von wirtschaftlichen Einflüssen, wirken allerdings oft gleich stark, der erste aber unmittelbarer auf Überwindung in langen direkten Linien, so daß er den größeren streckenden Effekt hat. Der Handels- und Tauschreiz tastet sich mehr von einer Machtzentrale zu Vermittlungszentralen fort, „via Ports", wie der Kaufmannsausdruck des Fernen Ostens lautet, nicht von Ursprung zu Ursprung im direkten Handel, der ähnliche Führernaturen fordert wie die Strategie.

Wir könnten hier, diesen Gedankengang weiter verfolgend, fast zu Unterscheidungen zwischen natürlichen, von geographischen Umrißformen bestimmten Wanderzügen und mehr imperialistischen, willensbestimmten gelangen! Auch Typen national verschiedener Eingriffe ließen sich unterscheiden; aber freilich, der Wille und der Reiz treten oft verschleiert auf. Vielfach streben einzelne weitsichtige, aber auch raumgierige Männer um Jahrzehnte, ja auch Jahrhunderte ihrer Zeit voraus und verbergen ihre wirklichen Ziele durch cant: die verschleierte Einbruchgeschichte der Vereinigten Staaten in Ostasien bietet Beispiele dafür, Porters Auftreten schon 1813 in Taiohai auf den Marquesas, die amerikanische Hawai-Erklärung von 1842, das Auftreten Perrys in Japan, aber auch Japans Eintreten für die sogenannte Unabhängigkeit Koreas schon 1884, dann wieder 1894 bis 1904, bis das Land zum Einsacken reif war.

Gegenüber diesen Anstößen und Aufbrüchen ist vielleicht die lehrreichste Gegenerscheinung das Spiel der Ansätze und Rückzüge Japans, in dem die entscheidende Handlung schließlich doch die Absperrung des Inselreiches auf mehr als zwei Jahrhunderte war, die einmal von angelsächsischer Kritik, weil sie die Ausdehnung nach Australien unterlassen habe, „Jyeyasu's mistake" genannt wurde. Sie wird aber zu Unrecht an Jyeyasus Namen geknüpft, denn sie erfolgte längst nach seinem Tod und nach der Landesverweisung der Spanier und Portugiesen als der Vor-

kämpfer des erobernden Katholizismus, erst gegen Mitte des 17. Jahrhunderts, nachdem Jyeyasu selbst als erster Tokugawa-Reichsmarschall noch 1610 und 1613 zwei Schiffe hatte nach Mexiko auslaufen lassen. Erst sein zweiter Nachfolger Iyemitsu verschloß 1637 durch das Verbot des Baues von Schiffen für weite Fahrt dem an sich kühnen Seefahrervolk und am meisten meerernährten Großvolk der Erde die hohe See, die es lange Zeit beherrscht hatte (Japanviertel, sogenannte Nihon-machi, nicht nur in Korea, besonders in Fusan, Gensan, in Südchina, sondern bis Malakka und Java), teils durch seine berüchtigten Seeräuber geplündert und gebrandschatzt hatte (Formosa, Hainan). Das Kondominium der Herzoge von Satsuma mit China über die Riukiuinseln, das Fußfassen auf den Nordinseln, die Kolonien von Verbannten auf den Bonininseln, die schon erwähnten Niederlassungen in Fusan und Gensan blieben immerhin Erinnerungen, an denen die Überlieferung der überseeischen Vergangenheit sich wachhalten konnte und erneute Vorstöße auf vorgezeichneten Bahnen sich mit der Zeit wieder vorwagen durften.

So ist der Gegendruck vom Fernen Osten aus, den wir jetzt erleben und über den so viel geklagt wird, die eigentlich doch vorauszusehende malaio-mongolische Reaktion gegen früheren einseitigen Druck, auf einen Angriff nach dem anderen, und als solche nur ein Teil einer größeren, allgemeinen Bewegung: jener größeren Erscheinung, die Lothrop Stoddard (69) als „Rising tide of colour against white supremacy" zusammengefaßt und in einem Buch über den neuen Islam weiter ausgeführt hat. Sie steht als eine der ungewünschten, aber zum Beispiel von Kitchener schon 1909 befürchteten und mir in einer Unterredung vorhergesagten Wirkungen des Weltkrieges auf die Erkenntnis der pazifischen Probleme vor der weißen Rasse und den anderen Hochkulturrassen, die im Erdraum entweder bodenständig oder, wie die indische, randständig sind. Vgl. Sarkar: „The Futurism of Young Asia", Berlin 1922; Sociology of Population, Calcutta 1936.

Das Bedenkliche für die weißen Rassen dabei ist, daß diese Bodenständigen und Randständigen nicht mit so harmlosen Augen auf die positiven und negativen Leistungen ihrer Erschließer sehen, wie das etwa die ästhetisierende Sammlung (70) „Western races and the world" von F. S. Marvin ermuten ließe, oder Sir Everard im Thurn (71) in seiner Studie über den europäischen Einfluß im Pazifik, sondern mit überaus scharfen und argwöhnischen Blicken. Wenige Eingriffe sind so geeignet, dem heutigen objektiven Beobachter den gewünschten Eindruck von dem wirklich hervorgebrachten unterscheiden zu lehren, wie zum Beispiel Perrys Vorgehen in Japan als Symbol der Art, wie die Vereinigten Staaten, heute die Hauptträger der Aggression, im Pazifik empfunden werden möchten und wie sie tatsächlich empfunden werden. Die panpazifische Union ist in ihrer imperialistischen Seite ein wunderbar klug erdachtes Instrument zur Verschleierung dieser Tatsache! Prüfen wir zunächst die Darstellung von Sir Everard im Thurn, der in seiner europa-zentrisch und angelsächsisch betonten Aufmachung

damit das anstrebt, was wir in streng wissenschaftlich objektiver Form durchaus für eine geopolitische Forderung der Zeit halten. Man könnte natürlich ebenfalls eine solche geopolitische Nachprüfung auch an jedem anderen politischen Werk über den Pazifik vornehmen, so an Scholefield, Colwell oder Fletcher (letzterer schroff deutschfeindlich). Die Sprache der Wirklichkeit und die Tatsache der Intrusionen läßt sich in keinem dieser Werke so verdunkeln, daß wir vielverleumdete Deutsche nicht unter den Trägern der Einbruchswirkung nachweisbar erst an siebenter Stelle stünden. Die Betrachtungen Im Thurns über eine vierhundertjährige Entwicklung bieten eine Übersicht der Geschichte der Erschließung des Pazifik und der Rolle der europäischen Völker dabei. Die Inseln werden als Trittsteine („Stepping stones") und als Rückhalträume („Reservations") gewürdigt, besonders wird auch die Bedeutung der Galapagosinseln hervorgehoben, als Schlupfwinkel und Erholungsstation für die ersten Abenteurer, wie noch für das deutsche Geschwader Spee.

Allen Völkern mit Erschließungsabsichten ist gemeinsam die Schwierigkeit der Behandlung ihrer Beute und die dabei gemachten Fehler. „Trusteeship against exploitation" ist ein beliebter Gegensatz namentlich bei den in der Regel bitter deutschfeindlichen und ganz parteiischen Missionsbüchern, wie z. B. Allen Young (72). „Der Unterschied zwischen der Mentalität der Südseewilden (‚Wilder' nicht als brutales Halbtier, sondern als undisziplinierter und ungezähmter Freiluftmensch, als ‚sylvan' aufgefaßt) und dem zivilisierten Europäer, guter oder böser Art, der in diese Meere eindrang, war so ungeheuer, daß diese zwei Menschenarten sich niemals verstehen, keine gemeinsame Grundlage für den Verkehr haben konnten. So darf die gelegentliche anscheinende Bestialität des Wilden und das folgende Abtreten so vieler seiner Rechte an den Zivilisierten, aber auch das Wegnehmen dieser Rechte von seiten des Zivilisierten mit so geringen Gewissensbissen nicht beurteilt werden, ohne klareren Einblick in die Verhältnisse zu haben, als bisher üblich war." (Das ist etwas, was sich freilich die in Kolonialpolitik dreinredenden Parlamentarier hätten täglich vorsagen müssen!)

Es wird dann die Entwicklung der kolonialen Einflußsphären und die Besitzergreifung von Inselgruppen durch europäische Mächte übersichtlich behandelt, dabei auch die Besiedelung von Australien durch Verbrecherkolonien verteidigt: „Theoretisch war es ein weises und sogar humanes System, um ein neues Land, in dem keine Arbeitskräfte verfügbar waren, zu entwickeln und für spätere Einwanderung vorzubereiten. Freilich wurde in der Ausführung manche Härte begangen. Aber schließlich war das Ergebnis doch befriedigend" — (freilich, die Farbigen sind dabei „ausgestorben worden!"), „und es ist kaum anzunehmen, daß ein anderes System in den ersten Stadien der Kolonisation so ausgezeichnete Resultate erzielt haben würde." Dann wird die starke Zunahme des Seeverkehrs gegen Ende des 18. Jahrhunderts, die „ruckweise Entwicklung" geschildert. „Die Unabhängigkeitserklärung Amerikas hatte u. a. zur Folge, daß die Neu-Engländer,

lauter geborene und erzogene Seeleute, mit ihren Fahrzeugen mehr und mehr aus den schon bekannten Seeräumen verschwanden" (das ist eine sehr schonende Umschreibung der Tatsache, daß sie eben in den von England beherrschten Seeräumen zunächst gekapert wurden!) „und lange vor dem Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr den Pazifik befuhren, indem sie ihn nach allen Richtungen durchkreuzten und dabei Inseln entdeckten und benannten." Das geopolitische Motiv des Aufkommens ganz neuer Verkehrsverlagerungen durch das Vorbeidrängenmüssen neuer Mächte an den Monopolbesitzern blitzt auch hier auf, das auch England zu seiner Blüte als kolonisierende Macht sozusagen gezwungen hatte. Die Gründung der London Missionary Society 1795 mit dem ausgesprochenen Ziel der Bekehrung der Südsee-Heiden gibt dann den Impuls zu der machtpolitisch so beachtenswerten Verquickung von Weltanschauungspropaganda und kaufmännischer Ausbeutung, die von Allen Young als besonderes Verdienst der angelsächsischen und französischen Missionen noch in seinem 1922 erschienenen Buch über „Christentum und Zivilisation im Südpazifik" lobend hervorgehoben wird, während er sich über die Ablehnung dieser Vorarbeit durch die Deutschen abfällig äußert.

Geopolitisch bemerkenswert ist der auffallende Unterschied in der Kontaktmetamorphose, wie er sich in den westlichen und östlichen Inseln herausbildete. „Die Berührung zwischen Wilden und Europäern wirkte auf den östlichen und westlichen Inseln verschieden. Auf den östlichen bemühten sich die Missionare, die bildungsfähigen Elemente unter den Eingeborenen dazu zu bringen, mit ihnen gemeinsam eine neue soziale Ordnung aufzubauen, eine drollige Nachahmung europäischer Vorbilder" — (die ihnen aber auch den Untergang brachte). „Ohne die Streitigkeiten der verschiedenen Spielarten untereinander wären sie darin noch erfolgreicher gewesen" — (das heißt, die ganze Feindseligkeit der Konfessionen und ihr Sektengezänk wurden auf die Naturkinder der Südsee übertragen!); „im Westen dagegen, wo die Abenteurer die Inseln vor den Missionaren betraten und durchaus nicht danach gelüsteten, eine neue Ordnung zu schaffen, sondern eher noch das Wenige an Ordnung umstießen, was unter den Wilden geherrscht hatte, entstand ein Zustand völliger Unordnung und Gesetzlosigkeit, der es für die Missionare, als sie endlich kamen, viel schwerer machte, Fuß zu fassen."

„Der erste entscheidende Schritt einer europäischen Macht zur Beendigung dieses gesetzlosen Zustandes war die Besetzung von Tahiti und anderer Inseln durch Frankreich 1841" — (das heißt, die französischen Missionare, die sich den Angriffen aus dem größeren Selbstorganisationstalent der angelsächsischen nicht gewachsen fühlten, riefen zuerst nach Gewalt und Staatshilfe); „mit einer einzigen Ausnahme verfolgte Frankreich mit seinen Erwerbungen im Pazifik den politischen Zweck, französische Missionen zu beschützen, mehr als den, die Eingeborenen zu befrieden" — (das heißt: es ruinierte sie am sinnlosesten); „während die britische Politik sich mit Recht oder Unrecht darauf beschränkte, nur

das zu erwerben, was für den Schutz der Eingeborenen unerläßlich schien (?!), nur in ganz dringenden Fällen etwas zum Vorteil der europäischen Eindringlinge an sich nahm, und auch das nur, wenn es ohne Nachteil für die Eingeborenen geschehen konnte" – (soweit man eben ohne Nachteil jemand die Grundlagen seiner Existenz nehmen kann! Wir Deutsche wissen das ja). „Eine dritte Macht, die späterhin im Pazifik Erwerbungen machte, nämlich Deutschland, scheint das weder mit Rücksicht auf das Wohl der Eingeborenen noch auf den handelspolitischen Wert der okkupierten Inseln getan zu haben, sondern lediglich aus strategischen Erwägungen" (?!).

Solche Erwägungen scheinen also nach Sir Everard im Thurn weder bei dem Erlaß der Hawai-Erklärungen durch die Vereinigten Staaten noch bei der Kabelverteilung zwischen den Raubnachfolgern Deutschlands eine Rolle gespielt zu haben; und die Eintragung des Machtlinienvierecks (American Quadrilateral) zwischen Dutch-Harbour, Guam, Pago-Pago, Pearl-Harbour auf dem Pazifik bei Bowman (73) muß man also dann wohl als einen Irrtum des Setzers, also einen Riesendruckfehler betrachten? Aber die eiserne Stirn, die zum Aussprechen solcher handgreiflicher Bemäntelung der Wahrheit gehört, sowie die Beherrschung der Gesichtszüge zum Anhören ohne Hohngelächter, die gehören nun einmal zum äußeren Rüstzeug geopolitischer Schulung; deshalb fahren wir im Wortlaut weiter und fügen, weil gar zu charakteristisch für den cant die bezeichnendste Stelle im Wortlaut ein: „It was not till 1874/75, despite many temptations dangled before her, that Great Britain annexed, or rather accepted the cession of any island in the Pacific!" („Erst 1874/75 war es, daß Großbritannien, trotz vielen Versuchungen, die ihm als Köder hingehalten worden waren, irgendeine Insel annektierte oder vielmehr die Abtretung annahm.") Und über die Annexion der Fiji-Inseln 1859 heißt es: „The British government, despite much pressure from Australia and New Zealand ... was still reluctant to annex those islands, chiefly because unwilling to do what might be against the real interest of the natives (!) and because unwilling to untertake the control of native affairs in places so far from England." („Trotz vielfachem Druck von Australien und Neuseeland hatte die britische Regierung doch Bedenken, diese Inseln zu annektieren, hauptsächlich, weil sie durchaus nichts tun wollte, was gegen die wirklichen Interessen der Eingeborenen sein könnte, und wenig Lust hatte, an Orten, die so weit von England entfernt waren, die Regierung über Eingeborene zu übernehmen.") Als ob sonst die weite Entfernung vom Mutterlande je den Erwerbsreiz oder den Neid gehemmt hätte!

Über die Entstehung des deutschen Südseereiches äußert sich die Schrift auf Seite 319 in einer Darstellung, die sich im allgemeinen von Gehässigkeit frei hält. Es wird sogar versucht, es so hinzustellen, als ob nicht England, sondern Australien besonders mißtrauisch gegen die deutsche Ausbreitung gewesen sei: „Australien, das lange und mit allen Mitteln versucht hatte, Großbritannien zur Annexion

des nicht-niederländischen Teiles von Neuguinea zu bewegen, wurde natürlich zu neuen Bemühungen in dieser Richtung angespornt beim ersten Anzeichen von Deutschlands Absicht, seine Flagge auf dieser großen Insel so nahe an Australiens Küste aufzupflanzen." Der Autor war am 4. August 1914 in Australien und berichtet „von dem Ausbruch grimmiger Freude sowohl dort als in Neuseeland über den plötzlichen und unerwarteten Anbruch des Tages, der den Australiern und Neuseeländern endlich Gelegenheit gab, nicht nur ihre unbegrenzte Anhänglichkeit an das Mutterland zu beweisen, sondern im Pazifik jede Spur des Eindringlings zu verwischen, dessen verhältnismäßig späten Einbruch sie von Anfang an so sehr übelgenommen hatten. Und sie haben es rasch und gründlich besorgt", — aber freilich auch den anderen Anrainern gezeigt, wie man das macht!

In der Diskussion, die dem Vortrag Sir Everards im Thurn folgte (und die für geopolitische Studien bei den Veranstaltungen der Royal Geographical Society oft die allerwertvollsten Einblicke enthält, also im Gegensatz zu Diskussionen mancher anderen gelehrten Gesellschaft immer aufmerksam verfolgt werden müßten), gesteht der Präsident zu: „Die Geschichte der deutschen Okkupation von Neuguinea ist besonders interessant für uns. Wenn man einen Bericht darüber vom deutschen Standpunkt aus, z. B. in der „Deutschen Rundschau", liest, wird man die Deutschen nicht dafür tadeln, daß sie dort waren (you will not blame the Germans for being there)." Damals schon bahnt sich, wie man sieht, das kluge Abladen der Gehässigkeit der Besitzverdrängung auf andere, einstweilen noch nicht ganz so gerissene Räuber an, das wir heute zu einer so weitgehenden Abladung des ganzen deutschen Nachkriegsgefühls auf Frankreich als geopolitische Leistung englischer Staatskunst durchgeführt sehen.

Vielleicht ist es gerecht, die geopolitischen Tatsachen des gesamten deutschen Auftretens im Pazifik etwa mit den Vorstößen und dem Machtzuwachs der Vereinigten Staaten zu vergleichen; die Feststellungen von Dr. März (74) mögen dazu ein guter Anhalt sein. Die Fahrt der „Vineta" bringt erst 1868 die damalige preußische Staatsleitung dazu, eine etwaige Besitzergreifung der Galapagosinseln, von Pailon in Ekuador, Neukaledonien, der Gesellschafts-, Fiji- und Samoainseln zu erwägen; 1869 erkundet die Mission Eulenburg Formosa und erstattet darüber Berichte; die Suluinseln, die sich 1866 und 1876 unter deutsches Protektorat stellen wollten, die Philippinen und Hainan spielten schon in dem Memorial von 1867 eine Rolle. 1870 werden zuerst Juan Fernandez, später gegen Ende des Krieges Saigon, Reunion, Madagaskar, einige Plätze Vorderindiens, die Marquesas und Tahiti unter den möglichen französischen Entschädigungen geprüft, später wird ein Pachtverhältnis in Makao oder Manila erwogen; 1879 tauchen Pläne für eine Kohlenstation in Samoa auf, das schon 1871 zum ersten Male als wünschenswert empfohlen, aber 1889 als gänzlich aufzugeben bezeichnet wird, ebenso für Neulauenburg und Jaluit. Richthofen tritt für die Kiautschoubucht ein, ein Vierteljahrhundert vor der tatsächlichen Besitzergreifung. 1885 versuchten wir Kohlen-

stationen auf den Marianen und Palauinseln zu erlangen, aber erst 1899 kommt der Kaufvertrag über deren Abtretung zustande. In das Jahr 1899 fällt auch unser Verzicht auf die Savageinseln gegenüber Neuseeland, dafür der Eintausch der Varaninsel. Schon 1890 aber wird Mahans gehässige Anfauchung der Deutschen in der Südsee geschrieben, in seinem Buch über „Die weiße Rasse und die Seeherrschaft"! (75) So früh schon wahrt man den Anspruch!

Denn die Aggression der Vereinigten Staaten beginnt ja tatsächlich schon 1813 auf den Marquesas (Supan), also 26 Jahre, ehe der erste Wunsch deutscher Besitzergreifung im Pazifik überhaupt auftritt. 1842 schreibt Präsident Tyler an den Kongreß, daß er die Besitznahme von Hawai anderen verwehren werde, er verkündet also eine pazifischzentrische Monroedoktrin, ein „Hands off", das nur nicht genügend verstanden wurde und das auch der Auftakt zu französisch-amerikanischen Gegensätzen ist, die sich in Mexiko und in dem schadenfrohen Zuschauen bei Napoleons III. Fall entladen. Eine amerikanisch-französisch-romanische Reibungsfläche ist Mexiko bis auf den heutigen Tag geblieben. 1848 stehen die Vereinigten Staaten auf Tigerinsel und Fonsecabay an und festigen sich an der pazifischen Küste in der heutigen Ausdehnung. Schon 1850 versichert sich das Stammland an der Landenge von Panama mit dem Clayton-Bulwer-Vertrag. Alaska wird 1867 (Kap. X) von Rußland gekauft. Dann folgen Guam, Tutuila, endlich Hawai, seit 1842 vorgewarnt, jedesmal unter Einbruch in fremde Rechts- und Wirtschaftskreise: Hawai in einem von 1874 (Forderung von „besonderen Rechten" – ganz wie Japan im Ishii-Lansing-Abkommen!) bis zur 1898 (trotz japanischer Einsprache) vollzogenen Annexion währenden Einschlürfungsvorgang, dessen Abschluß – nach einem vergeblichen Hilferuf der farbigen an die farbigen Rassen – schon 1890 von Mahan vorgezeichnet war. Die Philippinen waren der größte, durch Zugriff erworbene Wertgegenstand, Panama vielleicht der mit der größten geopolitischen Tragweite von den aus fremden Verbänden herausgerissenen Gebieten. Dann folgen die Versuche an der Chiriquilagune, endlich der vorläufige Fehlschlag an den Galapagosinseln. Verglichen mit dem Auftreten Deutschlands im Pazifik zeigt sich hier doch eine ganz anders folgerichtige und gewaltsame geopolitische Reihe, der auch ein ganz anderer tatsächlicher Machtzuwachs und Wirtschaftsgewinn entspricht: im Pazifik allein Alaska mit 1,5 Millionen qkm und 55–65 000 Einwohnern; Hawai mit 16 7000 qkm und 380 200 Einwohnern; die Philippinen mit 296 300 qkm und über 13 Millionen Einwohnern; Guam mit 800 qkm und 17 650 Einwohnern; Tutuila (Samoa) mit 157–200 qkm und 10 055 Einwohnern; Panama, Kanalzone 1160 qkm mit 28 000 Einwohnern, Staat 467 000 Einwohnern; dazu kam vorübergehend das wieder aufgegebene Halbprotektorat über Nikaragua. Schlagen wir, wie es viele der mir gerade dafür vorliegenden amerikanischen Quellen tun, die auf dem Weg durch das amerikanische Mittelmeer zur Pazifikschwelle von Panama erworbenen Flächenräume: Kuba, Portorico, San Domingo, Virgin-J., Haiti hinzu, so sind es 282 000 Quadratmeilen

mit fast 20 Millionen Einwohnern — eine imposantere Zahl als die 245 000 qkm und etwa 400 000 Einwohner des deutschen Südseereiches. Diese Zahlen geben einen Schätzungsanhalt dafür, welcher weiße Neueindringling in Wahrheit den altangesessenen Anrainern auf die Nerven ging und wer den Einbruchscharakter heute gegenüber den bodenständigen Rassen mit seinem Raumgewicht und einer Lebensform von 120 Millionen Neuanliegern trägt, warum ein Mann, wie der Inder Sarkar, Euramerika mit den Mächten Asiens in indopazifischen Kontrast stellt (76, 77). Daran ändert jene merkwürdige Rückzugsbewegung auf sich selbst wenig, die unter der Präsidentschaft von Franklin Roosevelt von den Vereinigten Staaten vorgenommen worden ist. Sie findet einen gewissen Abschluß in der panamerikanischen Konferenz von 1936 und der 1935 für das Jahr 1945 angekündigten Freigabe der Philippinen. Trotzdem bleiben die Adlerstöße und das Machtviereck unvergessen, aus dem hinter der Fliegersperre Aleuten—Hawai—Tutuila jederzeit wieder Flotten und Fluggeschwader hervorbrechen können.

IX

DIE VERÄNDERUNG UNSERES WELTBILDES DURCH DEN EINTRITT DES GROSSEN OZEANS IN WELTKULTUR, WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Es würde Verzicht auf kostbare geopolitische Erkenntniswerte bedeuten, wenn wir nicht auch die Leerform, d. h. den im Bild freigelassenen Raum, neben den positiven Bildumrissen und farbenbedeckten Flächen beachten wollten (was eine so große Stärke des ostasiatischen Zweiges der pazifischen Kunst ist), indem wir die Rückwirkung auf das atlantische Weltbild durch Eintritt des Großen Ozeans in sein Gesichtsfeld betrachten, dessen Vorgeschichte im vierten Kapitel kurz umrissen worden ist.

Am St. Michaelstag 1513 ist der erste Europäer, Balboa, mit Fahne und Schwert in die Flut des Großen Ozeans geschritten, zum Zeichen der Besitzergreifung durch Spanien. Am 27. November 1920 war die Vierhundertjahresfeier des Tages, auf dem der erste, bewußt zu ihm gelenkte europäische Kiel, der Magellans, auf seiner langen Dünung schwamm. Mit beiden Handlungen war der größte Raum des Planeten für die Anwohner des Atlantik erschlossen, mit Cook standen die Hauptzüge des pazifischen Raumbildes für sie fest; aber die Scheidekraft des größten Ozeans ist doch erst durch den wachsenden Schiffsraum unserer Tage für die Massenbewegung überwunden worden. Bis zur Gründung des Bismarckischen Reiches war die Betätigung in der Südsee und im Pazifik noch vielfach Abenteurertum; sie steckte erst in den Anfängen bewußter geopolitischer Organisation seit 1841. Laufbahnen wie die tatsächliche des Gentlemanpiraten Hayes, aber auch der Kanzler von Hawai und Tonga erinnern an verwegene Filmgeschichten. Der Tonnagesprung, der den regelmäßigen Massenverkehr über den Pazifik dauernd tragfähig macht, gehört erst der Zeit der Jahrhundertwende an. Bis dahin wurden eigentlich nur einzelne hochwertige Güter, vor allem Gold, Perlen, Gewürze, Pelze, Seide, Tee seiner Inseln und seiner Randländer verschleppt, als Massengüter nur Reis und Salpeter mit Segelfahrzeugen; eigentliche Massentransporte beginnen aber erst mit der Verfrachtung von Ergebnissen des Walfischfanges, von Reis und Salpeter mit planmäßigen Seglerkursen. Die Organisation der Dampferlinienschiffahrt fällt zwischen 1867 und 1873. Der Gegenwert wurde mehr oder weniger aufgedrungen, so Kurzwaren und Opium, soweit man ihn nicht in Edelmetall bezahlen mußte oder wollte. Es war ein wirtschaftsgeographischer **Randraubbau**, freilich mit vernichtenden Folgen für einzelne seiner seltsam zentripetalen, beim Zusammenstoß mit der weißen Rasse von Todesahnungen erfüllten Kulturen.

Der **Rückblick** auf diese expansive erste atlantische Überrennung, die atlantische Schuld am Pazifik, ist für den Kulturpolitiker bedrückend: er kann auf ihn wirken wie auf den Pazifisten der Gedanke an den Frieden von Versailles und seine für den Pazifismus als Idee vernichtende Saat! Von Briten stammt das Hohnwort auf die zivilisatorische Tätigkeit, die gerade in der Südsee so sehr von den Religionen der Liebe getragen wurde, sie habe ihre Inseln „more syphilised than civilised", ebenso wie China wider seinen Willen mit Opium vergiftet wurde! Von der „Beglückung" der Montezuma und Guatemozin, des Inkareiches, von den Ergebnissen der niederländischen Bali-Expedition, der „Befriedung" der Australier und Tasmanier sowie Tahitis tut man am besten zu schweigen.

Nur eine einzige, ursprünglich pazifische Lebensform, die stärkste, die in der Struktur am meisten homogene, mit der größten Lagengunst der Erde beschenkte, die sich auch am längsten nach außen zu verschließen vermochte, sie hat ihre Eigenart und ihre Selbstbestimmung auf pazifischer Linie zu behaupten vermocht: das japanische Reich. Auch sie allein bewahrte sich eine dem Pazifik entstammte Religion: das Shinto, daher ihre innere Vereinsamung im Kreise der atlantogenen Mächte! Freilich behauptete sie sich nur um den Preis ungeheurer, scheinbarer Wandlungsfähigkeit, zweimaliger innerer Erneuerung und zugleich wahrer Häutungsprozesse. Der zweite dieser Prozesse, von 1854 bis heute dauernd, verläuft gleichzeitig mit einer Flurbereinigung auf große Betriebsräume zu, vom launischen Randbesitz und von der zufälligen Ergreifung zur ersten übernationalen Organisation des pazifischen Raumes durch die drei vitalsten Inselreiche der Erde, die vorerst abschließt mit der Konferenz von Washington 1922, aber unter Zurückdrängung der Kontinentalmächte und Anlieger! Denn so malt sich diese Flurbereinigung, in der Frankreich nur noch geduldet ist, vom antlantischen Standpunkt! (78)

Gegen Washington stellte sich alsbald der stärkste rein pazifische Anlieger und zerstörte seine Ergebnisse von 1931 bis heute.

Es blieb ein durchlöcherter Vertragsrest der Vier- und Neun-Mächte-Übereinkommen, der im Dezember 1936 ausklingt.

Aber damit beginnt bereits die zweite organisatorische Bewältigung des Pazifik. Die erste hatte schon vor langer Zeit durch die Wanderung der Malaien stattgefunden, wenn auch in einer grundverschiedenen, ihnen angemessenen Form. Rassengenie, „viriler Adel" (nach Jensens glücklichem Ausdruck für die ver-

wandten Züge im Malaien und Japaner), vor allem unbändiger Freiheitsdrang hatten diese erste raumüberspannende Organisation ausgezeichnet, dazu gewisse sozial-aristokratische Grundzüge. Mit unglaublich kleinen Zahlen hatten die Malaio-Polynesier in ihrer Frühzeit größte Wirkungen erzielt, nachdem sie sich mit Mongolen und Paläoasiaten vermischt und in diesem Gemisch die Führung zu erhalten gewußt hatten. Sie haben dann der chinesischen Masse immerhin ein Gegengewicht von 150 Millionen gegenüberzustellen gehabt, die sich ihrer Rassenzusammengehörigkeit bewußt sind, – nicht zuletzt dank der Ordnung und Zucht, die ihnen die atlantische Vergewaltigung zur Abwehr aufzwang. Sobald die Feudalfehden aufhörten, kam diese straffere Zucht auch in der Bevölkerungssteigerung von Java, Ceylon, Japan, auch der Philippinen zum Ausdruck.

Diese atlantische Vergewaltigung war zuerst durch die Spanier (siebzig Jahre spanisch-pazifischen Monopolreichs!) und Portugiesen geführt worden, dann hatten die Niederländer die Portugiesen abgelöst, aber an der Struktur der beherrschten Südseerassen nichts ändern können. Dann wurde dieses Monopol allmählich durch französisch-angelsächsischen Wettbewerb im Südwestpazifik erschüttert. Die Franzosen finden sich zu Kompromissen mit den stärkeren bodenständigen Mächten, zeitweilig auch mit den feindlichen Mitbewerbern bereit; Spanier und Deutsche werden vertrieben, die Russen nordwärts abgedrängt. Völkerzerstörung durch atlantische Missionen und Handel mit Begleitung von cant hängt also von jetzt ab allein an der Entente, den Westmächten. Dazwischen hatte nur zeitweilig der Wagemut deutscher Kaufleute in der Südsee Raum gefunden, wenn er auch schon bei Magellans Fahrt, sogar mit kaufmännischem Erfolg, beteiligt war. Zuletzt befanden sich in deutscher Hand gewaltige, zusammenhängende Seeräume; im Norden, wo sie jetzt der einzigen autochthonen, pazifischen Großmacht in die Hand geglitten sind, freilich nur mit dem beschränkten Landraum etwa des Großherzogtums Weimar, aber mit Einschluß der Seeräume doch etwa dreimal die Größe von Bayern, rund 246000 qkm. Aber dieser Raum wäre nur durch eine ozeanische Politik zu halten gewesen, die mit feinstem völkerpsychologischen Verständnis und wahrer geopolitischer Kunst durchführbar gewesen wäre, wenn man sich auf die Eigenart des Pazifik einzustellen vermocht hätte; aber es hätte immer nur **mit** den randständigen Mächten, niemals **gegen** sie geschehen können. Die Jahre 1895 und 1902 waren die entscheidenden Wendepunkte für den deutsch-pazifischen Besitz (Francke): Eingriff von Shimonoseki und Fehlschlag der Kooperation mit den Inselreichen.

Es war, auch vom atlantischen Gesichtsfeld beobachtet, freilich stets eine scharfe Wetterecke, diese Überschneidung von Far east und Far west bei Mitteleuropas Antipoden! Schon die Namengebung deutet das in Schlagworten an: chinesisch und japanisch „Tai-yo" und „Nan-yo", das heißt „Großmeer" und „Südmeer", Australasia, Indochina, Insulinde, Dalny Wostok, d.h. „ferner Osten", Wladiwostok, d.h. „Beherrsche den Osten!", sind ebenso viele geo-

politisch belastete Zerrworte für den atlantisch eingestellten Macht- und Wirtschaftsmenschen! Wenn dennoch die Abschiedsfahrt des Geschwaders Spee eine Fahrt der Ehre war und ohne beschämende Erinnerung für uns bleibt, so ist das nicht der Staatskunst der Deutschen, sondern ihrer Seemannsleistung zu danken. Staatsmännisch war es ein furchtbarer Rückzug aus dem wichtigsten Zukunftsraum der Erde; und man war sich in Deutschland, ja man ist es sich heute noch viel zu wenig bewußt, was daran hängt! Es ist, auch vom atlantischen Standpunkt, um so viel mehr vom pazifischen, ein ganz ähnlicher Vorgang wie jene Umlagerung, jener Wandel von mediterraner zu atlantischer und indisch-ozeanischer Einstellung im 16. Jahrhundert, der den Zeitgenossen mit ihren nur auf die damalige Vermittler-Halbinsel Italien starrenden Augen entging, wie es etwa Fueters Wirtschaftsgeschichtswerk zeigt (79), – ein Wandel, der Deutschland in voller Unmittelbarkeit allein akut, Rußland chronisch traf, aber alles mittraf, was in ihrer Nähe lag. So ähnlich wie der Weg damals von mittelländischer zu atlantischer Einstellung, ist heute der von atlantischer zu pazifischer. Er bedeutet gewiß auch Druckentlastung für den bisherigen Raum der hauptsächlichen Wirtschaftszyklone, aber auch zugleich Abfließen von lebendiger Kraft, wirtschaftliche Blutleere trotz höchster Entwicklung des Bankwesens bei furchtbarer allseitiger Verschuldung des abdankenden Wirtschaftszentrums. Also eine wahre geopolitische Trockenlegung! „Subsidien, die man uns versprochen, wie Röhrenwasser bleiben aus!" Und unsere Karten, meist noch in Mercators Projektion atlantozentrisch, sind uns ein Sinnbild dafür, warum wir es nicht merken, weil wir immer noch in Randlage sehen, was Vermittlerlage gewinnt, und in zentraler Lage, was längst aus ihr fortrückt.

Die pazifische Evolution der beiden wirtschaftsgewaltigsten Randmächte, Japan und der Vereinigten Staaten, ist nur das sichtbarste, am leichtesten wahrzunehmende der Begleitsymptome (80). Ihre Auseinandersetzung untereinander, die sehr gut friedlich sein kann (was ausschließlich in der Hand der Vereinigten Staaten liegt, denn Japan will den pazifischen Krieg nicht!), wird eines der entscheidenden Ereignisse der Epoche sein, neben der größeren Auseinandersetzung des gesamten indopazifischen Kulturkreises mit dem atlantischen. Der fälschlich so genannte „Weltkrieg" war es noch nicht; dieser bleibt nur ein schreckliches Denkmal der Unzulänglichkeit aller politischen Führer Europas in dieser Umlagerungszeit, wie es die Zerstörung Italiens der Renaissance für die damalige Zeit gewesen ist: ein Symptom unter anderen! Aber eine Reihe von neuen Kräften drängen gleichzeitig auf das atlantische Weltbild ein: der Eintritt chinesischer Menschenmassen ins atlantische Gefüge und die Notwendigkeit ihrer kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Neuorganisation zwischen den Sowjets und den imperialistischen Seemächten, das südostasiatische Streben nach Selbstbestimmung, die Rohstoffülle der Mandschurei (Kohle, Bohne, Holz, Kauliang), das wachsende Wirtschaftsgewicht der Sundareiche, Australiens Wolle und Gold und sein sozia-

listischer Schutzzoll-Imperialismus, Kanada und Alaska mit ihrer räumlichen und bodenschatzerfüllten menschenhungrigen Weite, die neuspanische Kulturgemeinschaft, die chilenisch-japanische Hochsee-Symbiose, die mexikanische Ölentwicklung und ihre transpazifische Rückversicherung, der Seeverkehrsaufschwung des Sundareiches, — um nur einige der augenfälligsten zu nennen. Nur eine kurze Würdigung ihrer atlantischen Rückwirkung ist bei den sichtbarsten Symptomen in einer so gedrängten wirtschaftsgeographischen Übersicht nötig und möglich.

Da ist zunächst Japans Umlagerung und Raumumwertung aus einem abgeschlossenen, sich selbst genügenden Kultur- und Wirtschaftsgebiet in Randlage, sein Schritt von Inselreichs-Verkapselung mit Trägestauung des Bevölkerungszuwachses zu einer der größten zentralen Vermittlerstellungen des ganz Ostasien vorgelagerten, expansiven Inselbogenreichs; sein rasches Anwachsen von einem Bevölkerungsgleichgewicht von etwa 30 Millionen, auf das es jahrhundertelang eingestellt gewesen war, zur fast dreifachen Wucht von 100 Millionen unmittelbarer Staatsbürger und einigen 35 Millionen mehr oder weniger abhängiger, und mit Raum für so viele weitere Millionen, als die so viel raumweiteren Vereinigten Staaten jetzt tatsächlich ungefähr bewohnen. Also doch eine gelbe Gefahr? Nein, was man im atlantischen Raum so nennt, das nennt man umgekehrt im pazifischen die weiße! Die Schlagworte heben sich also gegenseitig auf!

Jedenfalls besteht sie für uns in Mitteleuropa höchstens nur wirtschaftspolitisch, weder rein machtpolitisch noch auch kulturpolitisch. Deutschlands heiligste Güter werden, wie man heute sieht, aber immer schon sehen konnte, von ganz anderer Seite bedroht, und Symbiosemöglichkeiten mit den farbigen Hochkulturrassen bestanden immer und bestehen noch heute. Wirtschaftsgeographisch am meisten charakteristisch für pazifisches Wirtschaftsverhältnis zum Atlantik ist weit eher, als Expansion, die Neigung zur Schatzanhäufung (Thesaurierung); diese entspricht einem Gebiet, das immer noch bis zu einem gewissen Grad autarkisch ist und meist nur Überschüsse abgibt, das nur ein Drittel dessen zu empfangen braucht, was es abgeben kann. China, Australien und Kalifornien sind in nicht allzu schlechten Jahren in dieser Lage.

Aber freilich: Schwankungen und Katastrophen gefährden dann wieder die Selbstgenügsamkeit dieser Erdräume. Den immer noch vorhandenen wissenschaftlichen Chauvinismus gegen den Fernen Osten, vor allem gegen die ostasiatischen Rassen als solche, werden wir Deutsche gerade im Gegensatz zu den atlantischen Imperialistenvölkern, die unsere pazifische Stellung zerschlagen haben, abzulehnen guttun: jedes deutsche Buch dort, jeder Ostasiate, der bei uns lernt (freilich ohne überall in das innerste Getriebe hineinschauen zu brauchen!) ist ein Pionier für unseren Wiedereintritt in die Welt dort drüben. In solchen Fällen heißt es angewandte Völkerpsychologie wie Geopolitik zu treiben und feinste persönliche Unterschiede zu machen. Auch in den internen pazifischen Reibungen muß man

sich klarmachen, daß in der Quadrilateralfrage und im Frachtratenkrieg das sichtbare Unrecht bei den Vereinigten Staaten ist, und daß wir uns deshalb nicht für sie zu erhitzen brauchen.

Aber beobachten müssen wir sie besser: denn noch weniger als Japans Umwandlung ist von der atlantischen Blickeinstellung das Herumlegen der Vereinigten Staaten über ihre ziemlich autarkische Mitte nach der pazifischen Seite hin beachtet worden, obwohl es doch Roosevelt laut genug verkündet, Mahan und Brooks-Adams u. a. schon 1890 deutlich genug präludiert hatten. Zuerst ist schon die meerumspannende Bewegung gegen das amerikanische Mittelmeer lang verkannt worden, die dann doch zum pazifischen Panamadurchbruch führte, — was freilich auch ihrer ausgezeichneten geopolitischen Vorbereitung Ehre macht. Dann übersah man erst recht die rein pazifische Wendung mit ihrem ersten Aufblitzen in der Hawai-Erklärung von 1841, ihrem so unfreundlich gegen Deutschland vorgekehrten expansiven, feindseligen Zug in der Pago-Pago-(Samoa-)Auseinandersetzung, dann der Fanning- und Palmyrafrage, über die der Vereinigten Staaten Machtweg zu Guam, Philippinen, Yap und zur Chinarevolution weiterführt, — ein langer, aber schnell zurückgelegter Weg! Denn von der mit so viel Angst begleiteten Fahrt der „Oregon" um Kap Horn herum bis zu Roosevelts Flottenweltreise verlief doch nur ein Jahrzehnt — freilich eines voll panpazifischer und panamerikanischer Hochdruckpolitik. Sie trägt in dem wirtschaftlichen Imperialismus der Vereinigten Staaten in den Philippinen und der Mandschurei (von 1910 ab), in Nordasien (Bahnbauangebot gegen 50-Werst-Ausbeutungszone an Zarenrußland, Kamtschatka, Sachalin), bei allem philanthropischen cant in Wirklichkeit den u. a. von Russell entschleierten eisenharten großkapitalistischen Zug, freilich von einer skrupellosen optimistischen Größe.

So hätte das Bild vom Atlantik her gesehen werden können! Und welche pazifischen Probleme müßte man weiter in ihrer atlantischen Randwirkung sehen, wenn das eben umrissene chinesisch-japanisch-amerikanische ausschaltbar wäre? Denn China erweist sich immer mehr als eines der zukünftigen Felder der Auseinandersetzung.

Der nächste Druckherd, auf dem das südostasiatische Problem der Selbstbestimmung ausgekocht wird — mit der Tatprobe zunächst bei den Philippinen 1935—1945, in Indochina und in Indien —, rückte ins schärfste Licht durch den ostasiatischen Rechtsschutzverband, vor allem durch seine Tagung in Tokio 1921.

Zum Völkerbund von heute nehmen die pazifischen Randländer eine kühle Haltung ein. Japan hat ihn ganz verlassen, USA. und Mexiko haben ihn nie betreten, China und Australien mit Austritt gedroht; ihnen sind die örtlichen Großraum-Organisationen wichtiger: die ostasiatische, indopazifische, panpazifische, australische, spanisch-amerikanische und panamerikanische. Sie alle sind auch tatsächlich geopolitisch lebendiger als der vom Institut de France mißbrauchte Europäergedanke, der nur noch Idealisten und Einfältige anlockt.

Mehr lokale Bedeutung hat die Frage der Wirkung der erschließenden Eisenbahnen auf die chinesische Wirtschaftskraft mit ihrem Rückstoß durch die wenigstens 40 Millionen betragende Chinesenwanderung (davon etwa 9½ nach dem Süden, besonders den Straits, und über 30 nach Norden und Nordwesten gehend). Eine ähnliche Bedeutung hat die Frage nach der Dauer der niederländischen Randstellung am Großen Ozean und der portugiesischen und französischen Reststellungen. Frankreich ist der nächste von Zukunftsmächten zu beerbende Reiche, der viele lachende Erben glücklich machen kann, weit mehr noch als das Deutschland von einst über See!

Englands peinlich gezerrte Lage, seine Torsion durch die gewundene Diagonale Vancouver-Esquimault-Singapore-Hongkong über die Stoßlinie der Vereinigten Staaten hinweg, an Japan vorbei, im Zusammenwirken mit Australiens Rolle als Outsider, seinem der Südsee im Grunde abgewandten Gesicht, dem wirtschaftsgeographischen Egoismus seiner Sozialisten wird daneben immer, auch für die atlantische Rückwirkung, Beachtung und Abwägung fordern. Allerdings zeigt auch die nüchterne Lösung der australischen Hauptstadtfrage durch die vernünftige und völlig ahistorische Neugründung von Cànberra, welcher pazifischen Kompromißanpassung schließlich auch diese robusten Tochterstaaten der Angelsachsen fähig sind.

Zwischen alledem hatte sich die deutsche Politik zu bewegen, mit ihrer kleinbürgerlichen Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit und ihrer Unfähigkeit für geopolitisch notwendige Kompromisse! Das deutsche Inselreich ist in der bemerkenswerten Denkschrift der Hamburger Südseefirmen (81) ein letztes Mal abschließend geschildert worden. Nun es verschwunden ist, fehlt der Puffer für alle. In diesem Hilferuf an den Reichstag um Verständnis waren die Voraussetzungen der wirtschaftlichen Erhaltung, seine Möglichkeiten noch einmal klargelegt, die zunächst vorherrschenden Wirtschaftsgüter: Kopra und die dazu gehörigen Derivatindustrien, Salpeter und Phosphate (wovon Nauru allein für 1½ Milliarden £ Wert besaß!), andere, erst in Aufschließung begriffene Bodenschätze, Meererzeugnisse, von denen in Ozeanien breite Bevölkerungsschichten leben konnten. Schwerer als diese zunächst greifbaren Güter aber wog vielleicht die erzieherische Möglichkeit, das Zusammenarbeiten mit Malaio-Mongolen und Japanern überhaupt zu lernen; zunächst auf der Basis nordischer Ergänzung, aber in breiterem Rahmen, als es die sonst nur gegebenen Berührungen in Hafenkolonien und Handelsbeziehungen gestatteten. Es waren Möglichkeiten, die sich in den nördlichsten Ausläufergebieten der Malaio-Mongolen in Kauliang- und Bohnenverwertung, in den Gärgewerben, der Kupferausnutzung schon angebahnt hatten.

So beklagt der geopolitisch Denkende am meisten eine verlorene Gelegenheit zur erdumspannenden Menschenschulung, deren Verlust vergeblich durch „verlorene Worte" der wenigen, die seine Tragweite erkannten, wie Irmer, Engelhardt u. a. verhütet werden wollte. Gerade in der Südsee war für den atlantisch eingestellten Erschließer und Erzieher am meisten zu lernen, Ergänzung für sein einseitiges Weltbild zu gewinnen, das die großen afrikanischen Kolonien, vielfach einseitig auf ganz bestimmte darin vorherrschende Kategorien gestellt, auch auf Monokultur, im gleichen Grade nicht gewähren konnten.

Und kamen wir Mitteleuropäer sonst überall im Erdenrund zu spät: hier galt diese Entschuldigung nicht! Denn die geopolitische Großorganisation des Großen Ozeans ist nicht älter als unser unbelastetes Auftreten dort. Erst zwischen 1860 und 1873 entstehen die ersten regelmäßigen Dampferlinien, erwächst Flurbereinigung aus Zufallsbesitz, und die bloße Tatsache der Schöpfungsmöglichkeit der Raumeinheit unseres Südseereiches beweist die Möglichkeit seines Fortbestehens, seiner Erhaltung bei pazifischer Anpassung.

Aber diese Anpassung — die freilich eine so scharfe, schnell wirkende geopolitische Erziehung und innere Raumumstellung erfordert hätte wie beim japanischen Volk, in einem Menschenalter! — gerade sie verweigerte die überwältigende Mehrheit unseres Volkes durch alle geopolitischen Fragenkomplexe hindurch. Ganz gleichviel, ob es sich um fast rein physische Gegenstände handelte oder um solche, die durch menschlichen Willen und Technik der Geographie beinahe entrückt waren: relative Eisfreiheit, Nordlinienverschiebung, Kanalfragen, Kra oder Panama, Kabelaufbau (Palmyra-Fanning-Kreuzung!), drahtloses Verfahren und Funkstationen, Dampferhilfe und Ausstattung der Leiter von weiten Seeräumen mit dem notwendigsten Fahrmaterial: die Massenablehnung war die gleiche.

Dann brachte das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Umwertung der großen Inselgruppen, das erste des 20. auch die der kleinen Inselwolken: riesengroß stand die Notwendigkeit der Verständigung mit den Anrainern des pazifischen Besitzes oder sein Verlust als Alternative für den Kundigen an die Wand geschrieben. Die Mehrzahl der zur Entscheidung Berufenen ahnte es nicht und glaubte noch immer lavieren zu können. Ein letztes verzweifeltes Ringen von Minderheiten um Verständnis in zwölfter Stunde fing nun an und dann von 1914 bis 1918 die erste Flurbereinigung, scheinbar allein auf unsere Kosten, in Wirklichkeit auf atlantische überhaupt — zugunsten der Anrainer.

Damit war für Mitteleuropa das Ringen einer kleinen Minderheit um ozeanische Ergänzung gegen den kleinräumigen Stumpfsinn der Mehrheit zu Ende. Denn das war es, nicht nur Fehler von einzelnen Führern, wie man es nun so gerne hinstellt. Nein! Jedes Volk hat in der Welt die Führer, die es verdient; und wir hatten in ganz Mitteleuropa beim Herumwenden zur größten geopolitischen Raumerweiterung seit Columbus, Albuquerque und Magellan auch lauter Leute, die sich in engräumiger Innenpolitik oder Gewerkschaftskunst die Sporen verdient hatten. Wo ist auch nur ein einziger überseeischer Kennername, gar ein pazifischer, außer etwa Solf? Wundern uns angesichts dieser Wahrheit die furchtbaren Unterlassungssünden bei der Herstellung eines Verhältnisses zu den

werdenden Rand-Lebensformen des Großen Ozeans? Wundert uns, daß die Bündnismöglichkeiten zu ihnen entglitten, daß Shimonoseki sich unter so bösen Begleiterscheinungen vollzog, wie weder bei Rußland noch bei Frankreich, daß der Yangtsevertrag sinnlos wurde, die Politik der kalten Schulter zu den Pazifikmächten ein Dauerzustand ward und die Scheidefahrt des Geschwaders Spee zum Symbol?

Mit dieser Fahrt schied der deutsche Machtgedanke aus der Südsee, nicht aber, was ihm an Kultur- und Wirtschaftsbewegung vorangegangen war und ohne ihn die Verbindung mit dem Pazifik erhalten muß. Denn die dem Pazifik zugewandte Bewegung an sich geht weiter. Rasend schnell triftet seitab, wer sich von dem Zukunftsfelde der wirtschaftlichen Zyklone trennt.

Auch die geopolitische Fortentwicklung geht im Pazifik weiter, und zwar nach ihren eigenen Gesetzen zunächst auf übernationale Organisation der Rand-Erdräume zu, indopazifischen, ostasiatischen, panamerikanischen Teilzusammenschlüssen entgegen. Großräumiger werden dort im pazifischen Lebensraum, wie kleinräumiger hier im europäisch-atlantischen, die menschlichen Lebensformen. Auch Riesenkompromisse bahnen sich dabei an, gewiß. Einige Symptome dafür haben wir aufgezeigt, u. a. im panpazifischen Streben, und werden weitere noch zu erkennen suchen.

Darf Mitteleuropa, trotz seiner augenblicklich hemmungsvollen Lage, so wichtigen, im Zusammenschießen begriffenen Kristallbildungen ganz fern bleiben? Der Anruf des Inders Professor Sarkar über das mögliche Verhältnis von Neu-Deutschland zu Jung-Asien zeigt Wege, auf denen auch jetzt noch Annäherung möglich ist. Wirklich neutrale und freundliche Hände ergreife doch, wer im Wasser liegt, und lasse sich von ihnen an Bord helfen, auch wenn ihre Fahrzeuge sonst ferne Heimathäfen am Stern zeigen! Am indopazifischen Seeraum haben Ostasien, der größte und menschenreichste, uns nicht abgeneigte Erdraum, wichtige Teile von Spanisch-Amerika, die raumweiten, menschenhungrigen Zukunftsgebiete ihr Raumschwergewicht, dorthin öffnen sich, mit einer Ausnahme, die großen indischen und hinterindischen Stromgebiete, die reichste Inselwelt der Erde liegt darin. Dorthin also heißt es zunächst die kulturpolitischen Fäden und die wirtschaftlichen, die frei von denen der Macht liefen, verdichten, bis sie wieder ein atlantisch-indopazifisches Zusammenwirken auch für uns tragen. Dafür sind das von China angeregte Kulturbündnis, der von Indien an Neu-Deutschland gerichtete Appell, die feinen Sondierungen der uns treu gebliebenen japanischen Kreise ein gewisser Auftakt.

Es ist freilich Arbeit auf große Entfernungen und weite Sicht: Landeskunde, Kulturwissenschaft, Sprachendurchdringung, das Bewußtsein, daß jeder Einzelne noch ganz anders als vor dem Kriege für das Ganze steht, sind noch weit mehr Vorbedingung für das Wiederhaltbarwerden solcher Fäden. Unmittelbare Stimmen von Lebensraum zu Lebensraum, Verbindung ohne dazwischengeschobene trübende Mittel sind wichtiger noch als zuvor, um die bestehenden sorgfältig zu pflegen, damit wir — in atlantische Außenlage gestoßen — das pazifische Weltbild nicht verlieren, das wenigstens eine kleine Schar in Mitteleuropa besaß.

Unnötige Stellungnahme und Festlegungen, unfreundliche Bindungen werden wir zu vermeiden haben, aber auch — wie Sarkar sehr richtig bemerkt — nicht mehr machtbelastet, auch leichter vermeiden können; pazifische Toleranz und Achtung fremder Weltanschauung werden wir leichter ungekränkt lassen können als andere, hinter denen der Machtdruck der intoleranteren atlantischen Massen steht.

Die mittlere Linie, die Harmonie setzt zuletzt doch alle biologischen Entwicklungen fort, nicht der Exzeß; mehr als irgendwo ist also beim Wiedereintritt in pazifische Einstellung der richtige Wahlspruch: Arbeiten und nicht verzweifeln! Wir Deutsche treten sie als einzige Atlantiker ohne Erdenschwere, ohne Besitzbelastung wieder an, ohne den Druck des Hasses der ihrer Selbstbestimmung beraubten Kulturvölker, als deren Leidensgefährten.

Auf das Daseinsmindestmaß zurückgeworfen, von der Sonne in den Schatten gedrängt, vom freien Meer abgeschnitten und selbst in den zwei nordischen Buchten des atlantischen Meeres bis 1936 des freien Verkehrs in unsern eigenen Strömen beraubt, finden wir an indopazifischen Gestaden zwei Drittel der Menschheit als Leidensgefährten, für die das Brechen derselben Ketten die gleiche Befreiung bedeutet und die Wiedererlangung des höchsten Gutes der Völker wie der Einzelnen, der freien, sich selbst nach eigenen Gesetzen bestimmenden Persönlichkeit. Das ist der letzte Grund, warum wir das Wissen vom Pazifik nicht verlieren dürfen!

Mehr als die Hälfte der Menschheit begleitet dort den Wiederaufstieg der Deutschen zu Ehre und Gleichberechtigung im Dritten Reich in Mitgefühl und Verständnis aus eigenem, verwandten Leiden schmerzlicher Erfahrung.

X
DIE NORDSCHWELLE

Die Nordschwelle des Pazifik fassen wir als ein eigenes Randstück mit einer eigenen Geopolitik heraus, und zwar nehmen wir es als das uns heute noch – oder vielmehr erst recht wieder – nächstliegende Stück seit unserer „Kontinentalisierung" vorweg; obwohl man daran denken könnte, sie an der Beringstraße zu trennen und auf die O- und W-Ufer aufzuteilen. Denn die Großform des Pazifik erinnert an eine Dreiecksgestalt mit südlicher Standseite, und an der durch eine Meerenge von etwa 75 km Breite gebildeten Schwelle nähern sich Eurasien und Amerika, West- und Ostküste des Pazifik auf Sichtweite. Die Zusammenfassung und Sonderbehandlung der nördlichen Randschwelle bedarf also einer Rechtfertigung und einer vorhergehenden Abgrenzung, denn die physische Nordschwelle des Großen Ozeans ist fast mit dem Lot in der Hand zu ziehen, als die Mittellinie der sich berührenden Schelfe. Damit darf sich aber nur der Ozeanograph begnügen, der Geopolitiker darf es nicht; er könnte eher noch der Annahme des Beringsmeeres mit dem Aleutenkranz im Süden als nordischer Grenz*zone* zustimmen, wenn nicht die Geopolitik der N-Schwelle und damit ihre Abgrenzungsmöglichkeit – voll von einem erdgebundenen und formbestimmten Leben – zwischen viel größeren Spannungen an- und abschwellen würde. Das geschieht im Zusammenhang mit dem Auftreten des nordischen Imperialismus im Großen Ozean, der zu Zeiten seines Höhepunkts am Ostufer bis in die kalifornischen Gewässer, an die Juan de Fuca-Straße reichte und am Westufer bis an die Umrahmungen des Gelben Meeres und der Japansee, bis ihn hier die Entscheidung von Tsushima (am Zusammenfluß beider Meere) begrenzte und ihn auf seine natürlichen nordischen Schranken zurückwarf, dort ihn das Wachstum der Vereinigten Staaten verdrängte.

Zunächst: wie steht es mit den rein physischen, ozeanographischen Bedingungen des Nordabschlusses des Pazifik, mit seinem Verhältnis zur nordischen Anökumene, mit den verkehrsgeographischen Folgen für Krieg und Frieden, die sich für das Ringen um die Macht in dieser Zone daraus ergeben?

Da enthüllt zunächst ein Blick auf die Isothermenkarte als gegebene Tatsache die klimatische Benachteiligung der Ostseiten der Kontinente und unter diesen

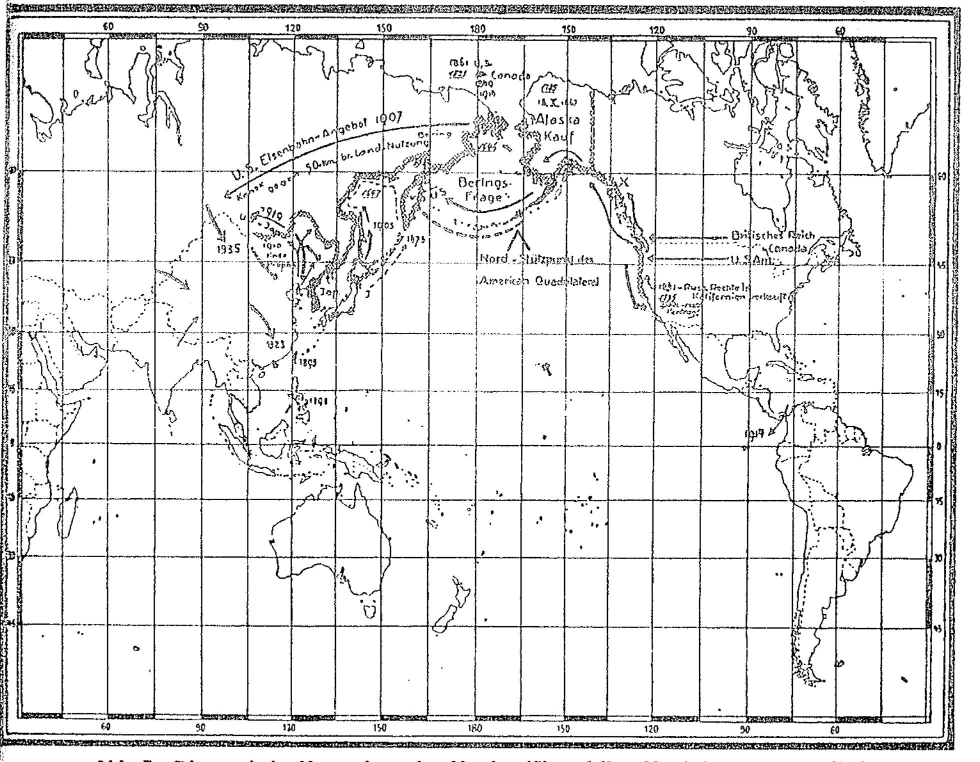


Abb. 5. Die russische Umrandung des Nordpazifik und ihre Verdrängung durch die Inselreiche

wieder die des größten Kontinents. Die nordpazifische Antizyklone ist um etwa 10 Grade mehr gegen den Äquator hinabgedrückt als die nordatlantische. Daraus ergibt sich die geringere Bewohnbarkeit und Wirtlichkeit der nordpazifischen Schwelle gegenüber dem atlantischen Raum unter gleichen Breiten. Welch verschiedene Vorstellung von Wohnlichkeit erweckt der bloße Name des Rheinoder Maingaus und der Seinemündung gegenüber Sachalin und der Amurmündung, die doch unter dem gleichen 50. Breitengrad liegen! Daraus ergäbe sich auch eine geringere Benützbarkeit des Nordpazifik für die Schiffahrt wegen größerer Eisgefahr, wenn nicht die morphologische Eigenart der schmalen und seichten Beringschwelle dem Treibeis den Zugang verwehrte. Die verkehrsgeographischen Folgen dieser Formgunst reichen weit: sie ermöglicht die weiter nach N. verlegte Dampferkurslage, die großen Geschwindigkeiten der „Weißen Windhunde" der Empress-Line. Hier liegt die letzte Ursache und Möglichkeit für die so wichtige Tendenz zur Nordverlegung und Verschiebung und damit Verkürzung der Hauptverkehrslinien im Pazifik gegenüber den Anfangszeiten seiner Erschließung; damit auch der Machtlinien bei steigender Wertung knapper

Verkehrszeiten mit allen ihren politischen Folgen einer Nord- und Süddifferenzierung des Verkehrs. Damit erklärt sich auch das Hinübergleiten der pazifischen Macht von den sie zuerst übenden südlichen iberischen Mächten zu immer mehr nordischen Völkern, sowie die gesteigerte Bedeutung der Übergangs- und Vermittlungslage Japans aus seiner ursprünglichen Nord-Randlage zum pazifischen Verkehr.

Dieser rasche Wandel im Lagenwert wurde noch durch eine zweite Ursache beschleunigt: die geographische Eigenart der nordischen Überlanderschließung, die gleichzeitig wirksam wurde. 1577 begann jenseits des Ural eine Hinausschiebung des Begriffs der nordischen Anökumene durch die werdende nordische Großmacht, in der das Hauptgeheimnis ihres raschen Überlandvordringens durch Sibirien nach dem Fernen Osten liegt, sowie ihres überraschenden ersten Festsetzens an den damals noch für unwohnlich gehaltenen Gestaden des Nordpazifik. Man drang eben zuversichtlich, siedelnd und verkehrwerbend in Räume hinein, die anderen als unwohnlich, unverwertbar für Siedelung und Verkehr galten, und erweiterte so die Grenzen der Menschheit zugleich mit denen des eigenen Lebensraumes durch ein im Grunde zweifellos sittliches Tun! So sind die Chabarow, Pojarkow, Deshnew tatsächlich für Nordasien, nicht für Ostasien Kulturträger gewesen, als sie 1639 erstmals am Ochotskischen Meer auftauchten, wenn auch von Abenteurerlust und Beutegier getrieben, als sie 1647 Ochotsk gründeten und damit einen Seeraum von 765000 qkm für ihren Staat mit Beschlag belegten, als Pojarkow am Amur-Mündungsland erschien und Deshnew sich die Dauer seines Namens am Ostkap verdiente. Es steckt doch neben reinem Nutztrieb viel leuchtender Idealismus in jener Erweiterung der Siedlungsgrenzen der Menschheit durch das Vordringen Rußlands längs der Taiga und in seiner Ausdehnung um das Beringsmeer, wie auch in den jetzigen Heldenkämpfen der einzelnen und der Massen gegen seine Rückbildung im Nordpazifik.

Der Gang der russischen Ausdehnung läßt sich in großen Zügen etwa so zeichnen: Festsetzung am Ochotskischen Meer, Ringen um den Amur, an den man zunächst von der chinesischen Abwehr zurückgeworfen wird, dann aber die Amurmündung und Sachalin anstrebt; Kamtschatka und Kap Deshnew folgen, weiterhin die Umrandung des Beringsmeeres, der Versuch, es auch völkerrechtlich zum Binnenmeer, zu einer kolonialrussischen Inlandsee, einem mare nostrum zu gestalten, den dann Amerika als Erbe fortzusetzen suchte und noch sucht. Ein kühnes Hinabdringen an der pazifischen Küste bis zur spanischen Interessensphäre schließt sich an; eine Auseinandersetzung mit Spanien, Rechte in Kalifornien sollten schließlich das Gebäude krönen. Wir sehen ein weltweites Zusammenspiel bei einem ersten, gemeinsamen Unternehmen, in dem versucht wird, den gegen die spanisch-russischen Berührungsstellen vordringenden angelsächsischen Keil nach dem Wilden Westen vorerst abzuriegeln, abzustoßen. Das war der Sinn des Vertrages von 1825, der England von der Küste von Alaska ausschließt und heute noch – weil die Vereinigten Staaten sein Erbe cum beneficio inventarii antraten –

mit einer der Gründe der schwierigen Küstenzutrittslage der kanadischen Goldfelder ist. 1841 wird der kalifornische Besitzanspruch Rußlands verkauft (Supan) – ein Vorläufer des Verkaufs von Alaska von 1867, der das Zurückdrängen der nordischen Macht auf den eurasischen Festlandrahmen besiegelt. Damit wird der russische Druck auf die Westküste freilich zunächst verstärkt, in den Fernen Osten Eurasiens hinein abgelenkt und zu einem inneren Problem dieses Ufers gemacht. Tatsache ist aber, daß Rußland weit mehr durch Amerika als durch die malaio-mongolischen Reiche vom Großen Ozean zurückgedrängt worden ist, und weit mehr durch seine eigene innere Schwäche und Unfähigkeit, das ozeanische Raumproblem zu lösen, als durch Gewalt, die es von seiten der lokalen, ostasiatischen Mächte erst wieder mit der Jahrhundertwende heraufbeschwört! Japan hat den Russen nichts genommen, was ihnen vor 1870 gehörte; die Vereinigten Staaten haben sie aus einer geradezu gewaltigen nordpazifischen Stellung zwangsweise ausgekauft!

Damit ist eine ungeheure geopolitische und wirtschaftliche Möglichkeit vertan: die russische extensive Weitertragung des nordischen Weizengürtels um die ganze Erde bis zum Anschluß an den westgermanischen. Wenn man allein versucht, den wirtschaftlichen Wert Alaskas objektiv zu prüfen, das am 18. Oktober 1867 für 7,2 Millionen Dollar an die Vereinigten Staaten verkauft wurde, wird auch da der rein wirtschaftliche Fehlschlag klar, denn das ist ein Betrag, der heute vom Ertrag des Lachsfanges eines Jahres überschritten wird: in demselben Alaska, das 1890 freilich erst 32000 Einwohner auf 1530330 qkm hatte, aber schon 1895 allein in die Klondyke- und Yukonlandschaften 50000 hineinströmen sah (Volksdichte 0,05), dessen Jahresausfuhrwert vor der eigentlichen Goldentwicklung den damaligen Gesamtkaufpreis schon um drei Millionen überstieg, aus dem in einem Menschenalter für 750 Millionen Goldmark herausgeholt worden sind, während es für 30 Millionen Goldmark verkauft wurde.

Über die inneren Gründe eines solchen Zusammensinkens großer Möglichkeiten in sich selbst wird man sich klar, wenn man etwa aus den Lebenserinnerungen des Revolutionärs Fürsten Peter Krapotkin (82) ersieht, wie selten in Rußland die Erkenntnis vom wahren Wert seines fernöstlichen Besitzes noch war, und wenn man tiefer in die natürlichen und völkerpsychologischen Zusammenhänge blickt, Gleichläufiges und Gegenstrebiges in den beiden sich nähernden und nun so grundverschieden entwickelten Nordhalbinseln Asiens und Nordamerikas vergleicht. Das hat zum ersten Male in der westeuropäischen Literatur Immanuel (83) versucht. Was sich seitdem dort an großzügiger geopolitischer Initiative enthüllte, ist überwiegend angelsächsischen Ursprungs, nicht nur die wirkliche Entwicklung Alaskas, sondern auch die Reizwirkung auf das Gegenufer: das Projekt eines Beringstunnels, das Angebot eines großzügigen nordpazifischen Bahnbaues vom Yukon zur Lena und zum Baikalsee, gegen die Überlassung eines Gürtels von 50 Werst entlang der Bahnlinie zur Ausnutzung durch die Erschließer; der Gedanke des Ausbaues der Kommandeurinseln zu einem Weltverkehrsstützpunkt;

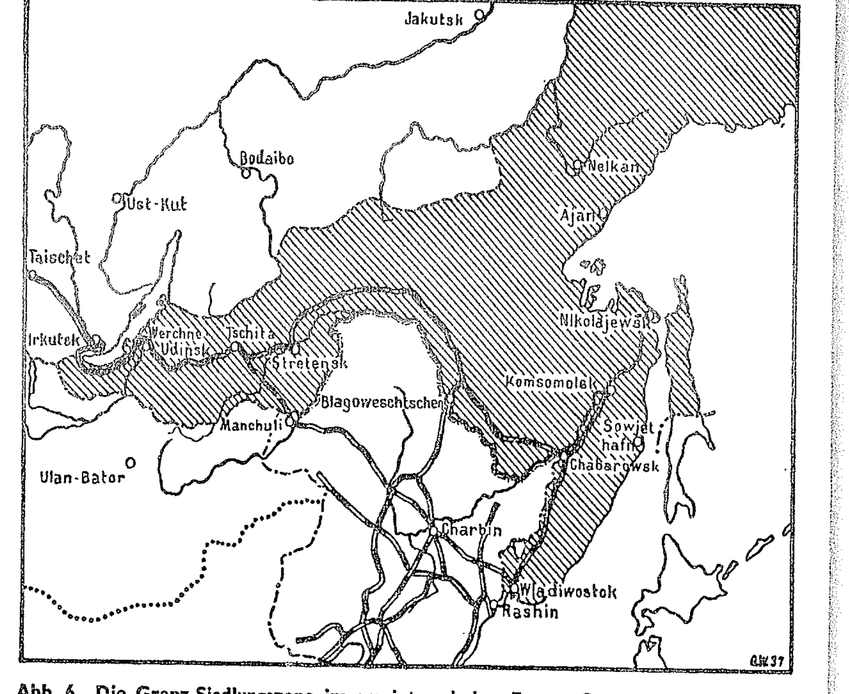


Abb. 6. Die Grenz-Siedlungszone im sowjetrussischen Fernen Osten mit dem Charakter einer Militärgrenze (nach Haudan)

die Besitzergreifung des Wrangellandes durch Kanada mit dem Hintergedanken, dort einen Halt für die nordische Fluglinie zu schaffen; die Konzessionen auf Kamtschatka, das letzte Fußfassen einer der Standard Oil freundlichen Gruppe auf Sachalin. Das ist die neue Umrandung des Beringsmeeres durch die Vereinigten Staaten, gegen die Japan in der Abwehr auf Sachalin und den Kurilen steht und Rußland vielleicht mit dem gefährlichen Versuch eines Gegeneinanderausspielens der Seemächte den stärkeren Zukunftsgegner ins Land zieht.

So betrachtet, war doch wohl die Ablehnung der arktisch-pazifischen Bahnprojektes durch Zarenrußland vor dem Weltkrieg berechtigt. Auch die rechtzeitige Erkenntnis und Aufwerfung der Frage durch Immanuel 1902 war so zeitgemäß, als er seine vergleichende Behandlung der Bodenschätze und Verkehrsprobleme Alaskas, der Tschuktschenhalbinsel und Kamtschatkas zu jener Zeit durchführte, als die ganz großen amerikanischen Wunsch- und Verkehrsziele dort erst auftauchten und den vollen Gegensatz zwischen der Lokalgeopolitik der Russen und wirklicher Ferngeopolitik an der pazifischen Nordschwelle enthüllten. Erst seit dem Festsetzen der Japaner in der Mandschurei hat eine fieberhafte Entwicklung des russischen Transbaikalien begonnen: eine gleichläufige Bahn zur Amurbahn

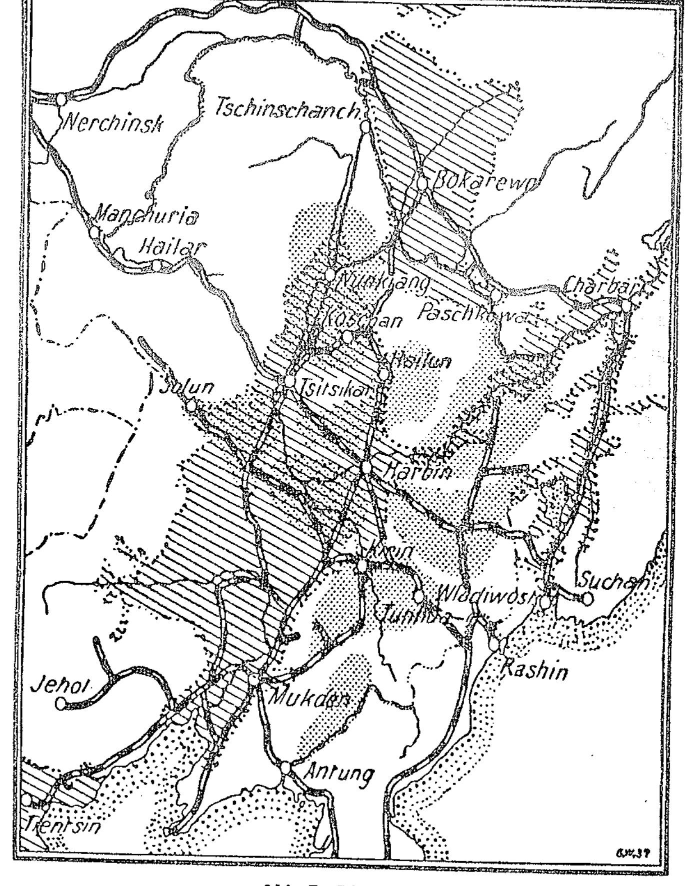


Abb. 7. Die Siedlungsgebiete der Mandschurei
Schraffiert: Alluvialböden (nach Geol. Atlas of E. Asia, Tokyo Geogr. Soc. 1929), grau: heutige Gebiete der Siedlungskolonisation (nach C. Walter Young).

wurde nördlich zum Pazifischen Ozean durchgeführt, Verbindungsstränge erschlossen neue Wehrindustrielandschaften und Metallschätze bei einer Gesamtschienenanlage von mehr als 5000 km.

Es ist kaum eine Frage, daß sich die Angelsachsen in diesem Teil der Erde zu solcher Fernsicht vor allem emporgearbeitet hatten durch das zähe Ringen um die nordwestliche Durchfahrt, das ursprünglich ein ähnliches Vorbeidrängen an den zeitweiligen Machthabern gewesen war. So gelangten sie zu ihrer raumweiten Auffassung, von der sie dann nicht mehr zurückwichen; sie waren darin zäher als die Russen der Zarenzeit, die sich etappenweise zurückzogen, nachdem sie zuerst, von ihrer großen Idee besessen, längs der Taiga zum Pazifik vorgedrungen waren, freilich auch von dem Suchen nach der nordöstlichen Durchfahrt mitbestimmt,

die dann schließlich Nordenskiöld erzwang, dem der Handel immerhin bis zur Ob- und Jenisseimündung folgte.

Die Tragik der Nordwestdurchfahrt zur pazifischen Nordschwelle liegt darin, daß sie, einmal erzwungen, infolge der ungeheuren arktischen Verkehrsschwierigkeiten, sich als geopolitisch gegenstandslos erwies. Aber auch die Nordostdurchfahrt zur Beringsstraße wird eine wirkliche verkehrsgeographische Bedeutung nur dann erlangen, wenn ihr eine Ergänzung durch Binnenwasserwege, eine Abkürzung der bedenklichsten Landvorsprünge und eine Eisenbahnsymbiose zur Seite steht, schließlich auch noch ein ausgebildeter meteorologischer Überwachungsdienst, den vor allem auch der Flugverkehr fordert. Immerhin ist es 1935 gelungen, in einer Schiffahrtsperiode russische Kauffahrer von Wladiwostok an der Taimyrhalbinsel vorbei und durch den Eiskeller der Karasee in nordenglische Häfen zu bringen. Was Kauffahrer können, das können aber Kriegsschiffe auch. Also ist die nordöstliche Durchfahrt die aussichtsvollere, und zwar aus tiefliegenden geopolitischen Gründen: freilich setzt sie ein im höchsten Grad auch technisch und wissenschaftlich leistungsfähiges, regeneriertes russisches Gemeinwesen voraus. Vor einem solchen steht vor allem die Frage, ob und wieweit es sich zwischen Baikal und Amur dauernd gegen die unvermeidliche malaio-mongolische Reaktion zu behaupten vermag, die wirtschaftlich und siedlungsgeographisch noch weit unaufhaltsamer wirkt, als sie rein politisch oder wehrtechnisch gefährlich ist.

Gewaltige Siedlungsanläufe und Wehrverkehrsanlagen, wie Wehrindustriegebiete der Sowjetbünde zeigen, wie sehr sie sich dieser Gefahr bewußt sind.

Die Frage des malaio-mongolischen Rückschlags gegen die russische Überrennung ist damit angeschnitten: sie muß im Rahmen eines größeren Problems angesehen werden, nämlich dem der pazifischen Abwehr gegen das Abschnüren von der nordischen Anökumene und ihrer Sicherung durch eine nordatlantische Macht. Es ist nur natürlich, daß eine pazifische, davon betroffene Macht um so früher zum Bewußtsein der Gefahr erwachte, je kontinentaler und nordischer sie war. Deshalb trifft der erste empfindliche Rückschlag, von der chinesischen Mandschudynastie ausgehend, im Vertrag von Nertschinsk 1689 das russische Vorgehen und drängt die Russen vom Amur ab; dann begreifen die Nordamerikaner das Problem und benützen die Notlage des russischen Reiches, um die Russenzukunftsgefahr im eigenen Weltteil abzukaufen. Zuletzt erst erfaßt nach einer ersten Abwehr schon am Ende des 18. Jahrhunderts (84) die am meisten südlich und ozeanisch orientierte Lokalmacht, nämlich Japan, die Folgen des Abgedrängtwerdens von der Schutzanlehnung an die Anökumene und zieht daraus ihre Schlüsse. Das Ringen der Chinesen, dann der Japaner um die Rückgewinnung der ostchinesischen Bahn, das der Japaner um Nordsachalin (das die Inselleute ja noch vor 1875 ebenso wie die Kurilen im Kondominium mit Rußland besaßen, während man in Rußland jetzt so tut, als ob es sich um heiligen altrussischen Boden handle), das zähe Eindringen der Amerikaner in die Konzessionen Kamtschatkas

und Sachalins und ihr Lauern auf günstige Gelegenheit in der Nordmandschurei, das Rückerwerben der Jshii-Lansing-Konzession von 1917 durch Aufhören der amerikanischen Anerkennung der japanischen Sonderrechte in Mandschurei und Mongolei 1923 — das alles sind nur Symptome dieses unablässigen Kampfes, bald mit Waffen des Krieges, bald mit solchen der Wirtschaft, bei dem Rußland jetzt wieder in die Abwehr gedrängt ist, in der es sich allerdings teilweise als Meister erweist.

Schon die Eigenart des Baues der Amurbahn ist als ein geopolitisches Rückzugsstadium aufzufassen: ihre Führung weitab von dem gewaltigen Strom, mit nur wenig Stichberührungen zu ihm, die ihn mehr als Schutz verwendet, als mit künftigem Zusammenwirken zu rechnen scheint. Aber wo dann andererseits auch wieder die Stärke der russischen Siedlung liegt, im Nordischen, Kontinentalen, das zeigt die russische Aufsaugung der Paläoasiaten und der Beringsvölker. In der Frage der Amur-, Ussuri- und Sungarischiffahrt scheint sich ein Gleichgewicht anzubahnen — sie wird in der Schwebe zu halten sein und der gemeinsamen Zukunft der russischen und japanischen Flagge gehören. Schon das bedeutet Gewinn für Rußland: die russische Rechtsstellung in Sachalin hingegen ist eher eine Schwäche als eine Stärke. Die kläglichste japanische Regierung wird sich mit einer Besetzung Nordsachalins und seiner Abschnürung vom Festlande immer einen Scheinerfolg sichern können; muß sie dagegen gleich aufs Festland übergreifen, so schrecken doch die eigenen Spuren! Ein teurer Verkauf der Inselnordhälfte an Japan wäre also wohl eine vorteilhafte und weitsichtige Handlung Rußlands und würde vielleicht eine japanisch-russische Verständigung auf lange Sicht ermöglichen. Je reibungs- und lückenloser sich Japan und Rußland aneinanderlegen, desto weniger Fugen und damit Raum ergibt sich für eine Divide et impera-Politik von Angelsachsen und Chinesen. Vereint sind beide in Ostasien so unüberwindlich, wie sie sich z. B. 1910 gezeigt haben. Eine russisch geführte Außenmongolei, eine japanisch geführte Mandschurei, das könnte ohne den Gefahrpunkt der inneren Mongolei eine dauerhaftere Kombination sein als alle Konstruktionen von Versailles. Wenn an dieser Stelle eine feste Verzahnung und Verkapselung einträte, könnte aus Japan der festlandfreundliche Partner einer altweltlichen Kontinentalpolitik werden, die ihm völlige Rückenfreiheit gegen den Pazifik ließe: eine geopolitische Möglichkeit von ungeheurer Tragweite nicht nur für Japan und Rußland, sondern auch für Mitteleuropa und seine Feinde. Aber sie setzt das Aufgeben der Komintern-Weltrevolutionspläne voraus.

Die geopolitische Bedeutung der Nordschwelle des pazifischen Erdraums für uns Mitteleuropäer liegt eben darin, daß hier allein der größte Ozean von einer zusammenhängenden Lebensform unseres ostatlantischen Ufers erreicht wird, und zwar auf einer angelsachsenfreien Überlandstrecke. Unter den günstigsten Umständen vor dem Weltkrieg in zehntägiger Fahrt zu durchmessen, in ferner Zukunft längs der Küste vielleicht in der gleichen Zeit durchdampfbar, auf Begleit-

küsten und Kanalstrecken unangreifbar für See- und Ufermächte, ist der größte Überfestlandweg der Erde auch einer ihrer größten politischen Gegenstände. An seinem Ende barg er notwendig durch den unmittelbaren Aufeinanderprall der größten ozeanischen und kontinentalen Motive des Planeten, am Auslauf eines schmalen, langgezogenen, widerstandsreichen Kultur- und Verkehrsstreifens den Keim grotesker, abenteuerlicher Mißverständnisse in sich. Zu ihnen gehörte der russisch-japanische Krieg wie der deutsch-japanische; die Voraussetzung dazu war der verständnislose Eingriff von Shimonoseki und die Ahnungslosigkeit zweier europäischer Kaiser über den Fernen Osten und seine Wesensart. Dennoch war an dieser einen entlegenen Erdenstelle die atlantisch-pazifische Machtberührung, so wie es Francke (85) einwandfrei dartut, in ihren geopolitischen Spannungen und Wirkungen von entscheidender Bedeutung für den Sturz der europäischen Kontinentalmächte und das Zerbrechen Mitteleuropas. Scharf und klar hat der wirtschaftliche Imperialismus der Neuen Welt das begriffen; dort wurde offen ausgesprochen (86), was sich die Zwangspächter von Port Arthur und Tsingtau selbst nicht klargemacht hatten: die mögliche altkontinentale Eisenbahnpolitik, die eurasische Binnenorganisation vom Rhein bis zum Amur und Yangtse. Mit richtigem Instinkt hat er frühzeitig die Geopolitik der nordischen Schwellenräume erforscht (87).

Tatsächlich reicht die Geopolitik der pazifischen Nordschwelle vom pazifischen Endpunkt des kanadischen Bahnnetzes bei Vancouver bis zu den an der Jahrhundertwende möglichen Endpunkten eines deutsch-russisch-chinesischen Bahnnetzes am Gelben Meer im Westen, bei Shanhaikwan und Tsingtau. Weiter nach Süden gehen nur mehr leise Wellen von ihr aus; aber diese haben ihre Kreuzungen mit äußersten ozeanischen Wirkungen (Tsushima war deren eine) und offenbarten die letzten Fernwirkungen des inneren Zwiespaltes der deutschen Politik, der schwankenden Haltung des mitteleuropäischen Übergangslandes in seiner Zerrung zwischen Meer- und Festlandmotiven.

Denn eine Geopolitik des deutschen Südseereiches war, wenn überhaupt, nur in Symbiose mit den großen Inselreichen der Erde möglich und bedingte ein Erfassen der Ideen Joe Chamberlains von 1901. Die transkontinentale Eisenbahnpolitik, deren Endpunkte Brooks Adams am Gelben Meer erschaute, war kultur- und wirtschaftspolitisch nur möglich bei einem Zusammenwirken der großen Kontinentalmächte, zu dem aber beider Bürokratie und öffentliche Meinung so wenig fähig war, daß sie das riesige Raumproblem gar nicht sahen, an dem sie dann beide vor der größeren Raumvorstellung der Angelsachsen scheitern sollten!

Das ist der tragische Zusammenhang, der unsere Gegenwart mit dem Vordringen und Zurückweichen der russischen Macht an der Nordschwelle des Großen Ozeans verbindet, so daß ein Fernbeben dort in letzter Auswirkung mit dazu beitragen konnte, das Vorkriegsmitteleuropa mit seinen künstlichen Verspannungen einzuwerfen (88).

XI
DAS UFER DER GESCHLOSSENEN KORDILLERE

Als eine im wesentlichen formgeeinte Küste steht das Ufer der geschlossenen Kordillere, das pazifische Amerika, in seinen physischen Grundzügen für geopolitische Wirkung vor uns, als eine politisch auf meridionale Längshochtäler gestützte, dagegen durch klimatische Kontraste vielfach abgewandelte, anthropogeographisch als Menschensauggebiet wirkende, weiträumige und unterbevölkerte Landschaft, mit meist kleinen Einzugsgebieten, durch Kettengebirge vom Hinterland geschieden.

Die meridionale Wesensart seiner pazifisch bestimmten Typen von Lebensformen (Yukonlandschaften, Britisch-Columbia, Mexiko, Peru, Chile u. a.) ist das Hervortretende und Schicksalbestimmende: Längstäler, Längsketten, Längsfurchen, durchweg also Küstengleichläufigkeit; Wanderwege parallel mit den Küsten als natürliche Träger der Völkerverbreitung, Ausdehnung und Machtumschichtung. Diese politisch-geographische Begleiterscheinung des pazifischen Küstentyps steht im ausgesprochenen Gegensatz zu den zonal an den Großen Ozean vorrückenden und durchbrechenden Großlebensformen atlantischer Herkunft, namentlich der Vereinigten Staaten, aber auch Brasiliens und Argentiniens, die sich oft im Gegensatz zu den an sich geopolitisch raumfesteren pazifischen durchsetzen. Dabei wird es freilich sehr früh klar, daß sich die beiden angelsächsischen Völker keilartig Schulter an Schulter nach Westen durchschieben wollen, was zwar nicht ohne gelegentliches Anfauchen abgeht, aber doch nach der großen Entscheidung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ohne einen zweiten Daseinskampf. Schon 1794 taucht der Gedanke auf (wohl zuerst in dem Kopf Alexander Hamiltons in den Instruktionen für John Jay), der dann im Frieden von 1818 laut ausgesprochen wird: daß die „internationale" Grenze zwischen den beiden englisch sprechenden Völkern keine Kriegszurüstungen wie Festungen oder Kriegsschifflotten auf den Binnenseen aufweisen solle.

Allerdings klang es einmal in den Staaten sehr kriegerisch: „Fifty-five or fight!", d. h. Vorschieben der Vereinigten-Staaten-Grenze bis zum 55. Breitengrad oder Krieg; aber dann erreichte man doch auf dem Kompromißweg beiderseits

des 49. Grades den Pazifik, und so entstand an der Juan-de-Fuca-Straße sogar eine unnatürliche Grenze, ohne daß heute noch jemand an Kriegführen zu Ausgleichszwecken dächte (Skizze). Aber mit den von Osten her angesetzten, diesem Gradgrenzstreifen parallelen anderen Scheidungen erreicht zweifellos ein atlantisches Element den Pazifik und schneidet an seinen Ufern manches entzwei, was diese Schnitte als lästigen Eingriff empfindet. Diese Einwirkung ist bei den lebensvollen angelsächsischen Staatenbünden am stärksten, aber auch Columbia, Ecuador und Peru haben östlich der pazifischen Wasserscheide ihr atlantisches Gesicht und ihre atlantische Note. In dem von seiner pazifischen Anliegerrolle abgedrängten Bolivia, das nur mehr in einem Hafen, Arica, gewisse Rechte hat, ähnlich wie Jugoslawien in Saloniki, und das sich nach seinen Amazonienanteilen zu verschiebt, ist diese Note sogar stärker geworden. Das Chacokrieg hängt damit zusammen. Auch ein Zerrungsmotiv wird dadurch in diese Staaten getragen; selbst das sonst so typisch pazifische langgestreckte schmale Küstengebiet Chile hat ganz am Südende im Territorium Maghellanes einen atlantischen, wenn auch sehr menschenleeren Durchbruch als Torwächter des Pazifik. Ein gewisser Gegensatz zwischen dem pazifischen Typ und den atlantischen Einflüssen macht sich auch in der Abgrenzung Alaskas gegen Britisch-Columbia fühlbar, noch unterstrichen und überstaigert durch geopolitische Motive der Nordschwelle, wie wir in Kapitel X gesehen haben. Im ganzen ist jedenfalls die Bruchlinie längs des Ostabfalls der Kordillere auch als anthropogeographische und geopolitische deutlich verfolgbar, während auf der anderen Seite des gewaltigen Bergzuges die pazifische Idee des panamerikanischen Längsbahnplanes eine Bindung übervölkischer Art vorbereitet (89).

Der panamerikanische Längsbahngedanke, zuletzt wieder auf dem panamerikanischen Kongreß in Santiago betont, trotzdem allerhand Spannungen ihn überschattet haben, ist jedesmal, wenn er auflebt, ein Symptom des Vorwaltens pazifischer oder, wenn er zurücktritt, atlantischer Stimmung in der Neuen Welt. Er hatte seine beste Zeit vor dem Einbruch der Vereinigten Staaten ins spanische Mittelmeer an der Jahrhundertwende, nachdem 1891–93 amerikanische Eisenbahnfachleute im Herzen spanisch-amerikanischer Republiken über 1080 km lange, vorbereitende Aufnahmen hatten machen dürfen. Er würde vielleicht die natürliche Torsion des Erdteils überwinden, die dadurch entsteht, daß die beiden alten Hochkulturreiche Mexiko und Peru rein pazifische Bildungen waren, daß ihnen das erobernde Spaniertum mit seinen geopolitischen Strukturen an das pazifische Ufer hinüberfolgte, während die nordamerikanischen Kolonien ausgesprochen atlantisch begannen. Atlantisch entwickeln sie sich auch weiter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, während das spanische Kolonialreich um die Südsee mit den Philippinen einen durchaus pazifischen Charakter trug, so daß sogar daran gedacht werden konnte, etwa ein Menschenalter lang, bis Drake in das spanische Monopol einbrach, ein mare clausum aus der erst 1513 entdeckten Südsee zu machen.

Der Restsatz des inneren atlantisch-pazifischen Gegensatzes, der noch aus dem spanischen Kolonialreich herstammt, ist im chilenisch-argentinischen verkörpert. Man muß bedenken, daß Argentinien geraume Zeit nicht direkt über den Atlantik weg, sondern mit vielfacher Umladung nur über Neuspanien mit dem Mutterlande Handel treiben durfte, weil eben der Schwerpunkt auf der pazifischen, der Gold- und Silberseite lag. Dieses Zwiespalts Überwindbarkeit oder Dauer ist die entscheidende iberoamerikanische Zukunftsfrage. So stark wirkt Vergangenheit in der Geopolitik auf die Gegenwart, so wichtig ist es, sie zu kennen!

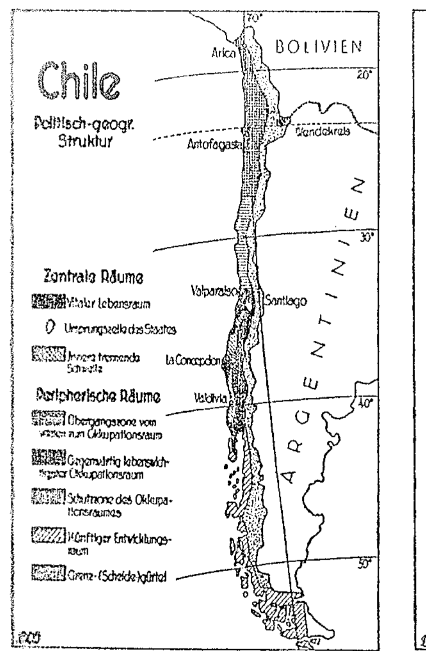


Abb. 8. Die geopolitische Struktur Chiles

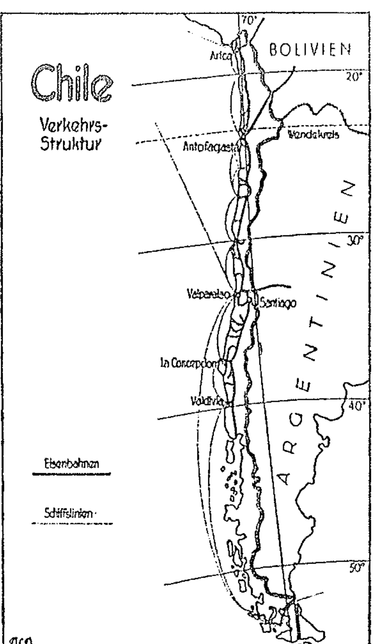


Abb. 9. Die Verkehrsstruktur Chiles

An der pazifischen Küste findet sich eine anthropogeographische Anomalie, die große geopolitische Bedeutung hat, die Anomalie von Hochländern, die dichter besiedelt sind als die Küste, infolge eines im Verhältnis zum Binnenland siedlungs- und verkehrsfeindlicheren Küstenstreifens. Diese Abweichung von der Regel hängt zum Teil ab von dem Strömungsspiel der Küste, den kalten Küstenströmen und Auftriebswassern, die im Zusammenhang mit Niederschlagsmangel Uferwüstenbildungen begünstigen (Atacama), zum Teil von Überfülle der Feuchtigkeit, mit tropischer Pflanzenwelt und ihren lästigen Begleiterscheinungen (Insektenplage). Es muß natürlich im einzelnen sorgfältig geprüft werden, woher die anthropogeographisch gleichsinnig wirkende Tatsache kommt. Jedenfalls begünstigt sie

das autarkische Sich-selbst-Genügen der Hochländer und eine gewisse Küstenfremde, andererseits aber auch das Anklammern an die wenigen vorteilhaften Küstenpunkte: so sind der Dulcegolf, die Magdalenabucht, die Galapagosinseln, die Clipertoninseln zu ihrer geopolitisch bewegten Vergangenheit gekommen, ebenso die Vorsprünge der chilenischen Küste zu ihren Hafenplätzen. Gewiß hängt auch die Vorherrschaft des Küstenstaates Chile, bei dem in Zusammenhangskrisen die Flotte so sehr die ausschlaggebende Rolle spielt, an dieser Eigenart der Küstenbildung.

Die potentielle wie die kinetische Energie der pazifisch-amerikanischen Staatsbildungen, die zum Teil noch nicht über eine Randerschließung hinausgekommen ist, weicht vielfach von der uns geläufigen Form ab. Dazu kommt das Rassenmosaik, das sich namentlich in tropischen Teilen Lateinamerikas in ungezählten Abstufungen findet und seine Politik nach außen lähmt, nach innen anarchisch beeinflußt. Die lässige Großräumigkeit bei mangelndem Volksdruck, das Gefühl des Zeithabens und Zeit-lassen-Sollens, die gerade bei uns aus umgekehrten Verhältnissen heraus nur schwer begriffen werden, ermöglichen im ganzen pazifischen Amerika, namentlich aber in seinem südlichen Teil, eine Freiheit des Spielraums, bei gleichzeitiger Drucklosigkeit, ein Erproben heterogener Bildungen nebeneinander, die ein Urteil aus unserer Volksdichte heraus oft schief und unrichtig macht (freilich auch Deutschen noch gewisse Aussichten einräumt, weit größere aber den Angehörigen der Vereinigten Staaten). Da aber namentlich seit dem Krieg Amerika ungeheure Anstrengungen macht und Werbeaufwand treibt, um den spanisch-amerikanischen Markt auch ideell zu erobern, mit den Mitteln des Anpassens an Sprache und Volksgewohnheit (in denen wir früher einen gewissen Vorsprung besaßen), da es dafür ganze Lehrbücher voll praktischer Hinweise gab, ist es höchste Zeit, die Geopolitik des pazifischen Amerika im deutschen Bewußtsein aufzufrischen.

Wie weit dabei einzelne Teile der geschlossenen pazifischen Küste als ganz besondere Druckmesser von Wert sein können, wird vielleicht am besten am Beispiel Californiens klarzumachen sein, als dem Landesteil, der noch am meisten spanische und angelsächsische Elemente in sich vereinigt und in dem zugleich die ostasiatische Einwanderungsfrage am besten zu übersehen ist. Denn Californien sowie der Isthmusanteil Columbias und die Tacna-Arica-Stelle sind die geopolitischen Schütterherde der pazifisch-amerikanischen Küste. In zweiter Linie erst folgen die Reibungszonen zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten, die schon erwähnte ungünstige Grenzführung an der Küste von Alaska und der Juan-de-Fuca-Straße, wie die Coloradomündung, dann die Stellen für mögliche weitere Durchstiche und Bahnübergänge von Tehuantepec bis zum Atrato. Der chilenisch-argentinische Grenzstreit scheint durch den Schiedsspruch Englands (Sir Thomas Holdich) wirklich endgültig begraben zu sein.

Wir stehen nun vor dem Eingehen auf die kalifornische Frage, also vor einer der wichtigsten unserer Arbeit, der nach der Stärke des pazifischen Gesichts

in der Trimurti, dem dreifachen Gesicht, der Vereinigten Staaten im Rahmen des pazifischen Gesamtgefüges. Man sprach wohl unter dem ersten Eindruck des Durchstichs von Panama von einem Herumwenden der Vereinigten Staaten nach ihrer pazifischen Seite. So weit geht sie nun allerdings nicht, denn noch lange Zeit wird ihre atlantische Seite zahlen- und wirtschaftsmächtiger sein, und vielleicht bleibt es auch immer die binnenländische, die sich potamisch durch den Mississippi auf den Golf von Mexiko öffnet. Aber unter allen amerikanischen Lebensformen, die überhaupt ein pazifisches Gesicht haben (und ganz ohne pazifische Interessen ist keine, auch nicht Brasilien [mit seinen 450000 Japanern], wegen der japanischen Einwanderungsfrage), sind die Vereinigten Staaten die wehr- und wirtschaftstechnisch stärkste, wenn auch, neben Argentinien und Venezuela, die am wenigsten ausschließlich pazifische.

Wenn pazifische Befürchtungen und Panikstimmungen sich mit atlantischen, expansiven Bewegungen überschneiden, dann entstehen solche gefährliche politische Wellenhöhen wie von 1890 bis 1898, deren Anschwellen bei uns so wenig erkannt wurde und doch in der Literatur schon so deutlich vorgezeichnet war. Aber für die Dauerentwicklung ist kaum etwas lehrreicher, als sich die Ausstattung mit Menschen in den weiten pazifischen Randräumen der Vereinigten Staaten im Verhältnis zu deren gesamter Volksdichte klarzumachen. Dazu dient eine Rechnung, deren Einzelheiten dem Leser nicht erspart werden können, die er im XIV. Kapitel finden wird. Ihr Ergebnis zeigt in dem Volksdichtenbild des pazifischen Teils der Vereinigten Staaten unvermittelte Wachstumsspitzen, wuchernde Siedlungshäufungen vereinzelt oder in Gruppen, in weiten untersiedelten, zustrombedürftigen Räumen; und dieses labile Siedlungsgleichgewicht ist ein Element ständiger politischer Unruhe. So zeigt das pazifische Siedlungsbild der Vereinigten Staaten eine übersteigerte Wiederholung des ostpazifischen Küstentyps überhaupt in seiner Einwirkung auf die Formen der Niederlassung.

Bei den städtischen Siedlungen fällt die rapide Zunahme von 1900 bis 1910 und ein starkes Abflauen von 1910 bis 1920 auf, mit Ausnahme der altspanischen Gründungen, die ein ruhigeres Wachstum zeigen, und der aufblühenden, abnormen Städte Stockton und Phönix. Die altspanischen Siedlungen tragen eben altpazifischen Charakter, die anderen sind Ausgeburten des neuatlantischen Einbruchs. So wird denn auch, je pazifischer man in den Vereinigten Staaten empfindet, um so leichter die Verständigung mit dem spanischen Wesen werden, vor allem dem wieder fast rein pazifisch gewordenen Mexiko; je mehr die atlantischen Einbruchspunkte und Wallstreet vorherrschen, desto reibungsvoller wird das Zusammenleben.

Im ganzen wohnten 1920 in dem pazifisch bestimmten Teil der Vereinigten Staaten 2,7 Millionen Einwohner, in den ganzen Vereinigten Staaten aber rund 36 Millionen Einwohner, in Groß- und Mittelstädten über 25000 Einwohner. Von den Staaten sind vorwiegend pazifisch bestimmt:

Washington	179 000 qkm	1,36 Mill. Einw. (1920)	Volksdichte 8,	1930: 1,6	verstädtert	57 %
Oregon	250 000 „	0,75 „ „ (1920)	„ 3,	1930 0,95	„	51 %
Californien	410 000 „	3,43 „ „ (1920)	„ 10,	1930 5,7	„	73 %

Pazifisch beeinflußt sind Idaho, Nevada, Utah, Arizona — typische Felsengebirgsstaaten mit verwandten Größen zwischen 200 000 und 300 000 qkm und geringen Dichten zwischen 0,4 und 2; ferner die Übergangsstaatenreihe Montana, Wyoming, Colorado, Neumexiko, in denen sich der pazifische Einfluß verliert.

Immerhin zeigt uns diese flüchtige Gegenüberstellung, daß wir berechtigt sind, das geopolitische Wesen der californischen Frage (90) als Vorbild herauszugreifen, wobei wir uns zunächst an einer Skizze das Wirtschaftsbild von Californien klarmachen. Da zeigt sich uns als erstes der Zusammenhang von Wirtschaftsverlagerung, Volksdichte und Fremdsiedlung aus atlantischem und pazifischem Zustrom: 1. Die spanische Kolonialwirtschaft über dem dünnmaschigen Indianergrund mit extensiver Viehzucht, Latifundien und dünnster Bevölkerung. 2. Die Entdeckung des Berggutes mit Raubwirtschaft, Entwindung aus dem spanischen Kolonialgefüge durch ruckweisen atlantischen Zustrom meist atlantischer Herkunft, und damit die zweite Bevölkerungsverdichtung auf ca. 300 000 Einwohner, vom ersten Kolonialstadium weg. 3. Die Entwicklung zum Weizenland, die nordamerikanische Kolonialstufe mit der dritten Bevölkerungsverdichtung auf 800 000 bis 1 Million Einwohner. 4. Obst-, Wein- und Gartenbau, künstliche Bewässerung, transpazifische Verkehrsverbindung, Hawai als Übergangs- und Akklimatisationsstation, Beginn der ostasiatischen Zuwanderung, Ölfundigkeit, vierte Bevölkerungsverdichtung auf 3½ Millionen Einwohner, dann 1930 auf 5⅔ Mill. Das Wirtschaftsbild zeigt uns zweitens Californien trotzdem noch als Prototyp des bodenreichen, untersiedelten pazifischen Randlandes gegenüber dem mehr kontinental betonten Schantung und der mehr ozeanisch betonten Inlandseeumrandung Japans, die als Prototypen des übersiedelten Randlandes am Gegenufer gelten können. Drittens erkennen wir die Verwandtschaft der californischen mit der Hawai- und Philippinenfrage einerseits, mit der Entwicklung in Oregon, Washington, Britisch-Columbia, auch Mexiko andererseits, und erkennen daraus die eigenartige Vermittlerstellung Californiens am Pazifik und die Möglichkeit, an der californischen Frage in nuce die meisten Fragen des pazifischen Ostufers wie in einem Spiegel studieren zu können. Woraus wir viertens schließen, daß dort ein gleicher Druckmesser wie im Fernen Osten in den Philippinen zu finden sei.

Wie sehr aber diese Frage immer wieder in den Mittelpunkt der Spannung zwischen Amerika und Japan rücken muß, das zeigt gerade die Wirtschaftsskizze mit ihren aus amerikanischen Quellen entnommenen Nachweisen, daß von 623 752 Acres hochwertigen Landes 458 065 im Besitz oder Pacht oder irgendwie unter Einfluß von Japanern sind, deren es 1932 110 000 im Lande gab. Deren Spur ist aber aus der Siedlungsverdichtung und damit aus der Wirtschaftsgeschichte Californiens nicht mehr zu tilgen, weil sie sich eben mehr als irgend-

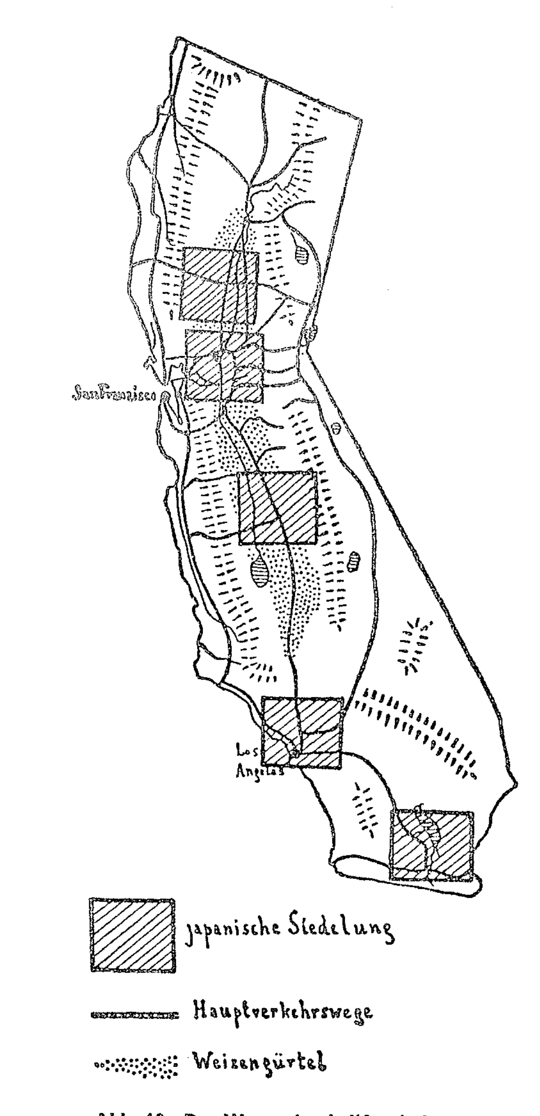


Abb. 10. Das Wesen der kalifornischen Frage

welche andere Siedler „in den Boden vertieft“ haben, wie mir erst kürzlich ein japanischer Volkswirt bestätigte, der sich fünf Jahre nur zum Studium dieser Frage dort aufgehalten hatte. Auch ihr Siedlungsverhältnis zu den Hauptschlagadern des Verkehrs ist kaum zu leugnen. Machen wir uns die Siedlungsdichtezahlen und die wirtschaftlichen Zusammenhänge damit in Kürze klar: Auf etwas weniger als Frankreichs Größe (410 000 qkm)

1850:	92 000	Einw.	Viehzucht, Großbetrieb, Goldfunde.
1860:	380 000	„	Minenstaat. Wechsel zum expansiven Agrarstaat (Weizen).
1870:	500 000	„	Agrarstaat. Wirksame Ostverbindung beginnt.
1880:	865 000	„	Weizen-Monokultur; Zucker, Obst beginnt, volle Eisenbahn-Erschließung.
1890:	1 250 000	„	Eisenbahntyrannei. Wendung zu intensiver Bodenberieselungskultur.
1920:	3 500 000	„	Ostasiatische Unterwanderung; Obst, Wein, Zucker, Seide, Öl.
1930:	5 677 251	„	zu 73,3% verstädtert, vor allem um San Francisco und Los Angeles.

In den Vereinigten Staaten wie in Kanada war bis 1925 das politische Gewicht der dünnbevölkerten pazifischen Staaten nicht schwer genug, um die gesamtgesetzgebenden Körperschaften zu effektiven Hemmwerken gegen die ostasiatische Einwanderung (effective restriction oder exclusion heißen die technischen Ausdrücke) zu veranlassen. Die lokalen Parlamente der pazifischen Staaten stimmen solchen Abwehrmaßregeln mit einer Mehrheit von 4 : 1 meistens zu. Passive Hemmungen sind erreicht.

Mexikos historische Persönlichkeit ist von einem Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung (91) so ausgezeichnet und auch geopolitisch richtig geschildert worden, daß ich auf diese Zusammenfassung aufmerksam machen möchte. Die Grenzreibungsstellen Lateinamerikas mit erhöhter Reizgefahr sind durch Bowman (92) gut dargestellt, wenn auch durch geschickte Sonderbehandlung der amerikanischen Mittelmeerausdehnung das imperialistische Vorgehen der Vereinigten Staaten aus der scharfen Beleuchtung hinweggerückt wird, die es eigentlich erfahren müßte; aber es ist immerhin bezeichnend, daß von allen schwebenden Fragen nur die eine, die von Tacna-Arica, mit dem pazifischen Gesichte Südamerikas zusammenhängt, alle anderen mit dem atlantischen; nur die Panama-Nicaraguafrage hat mit beider Verbindung zu tun und findet sich dort bei den Randdurchbrüchen behandelt. Auffällig ist der langfristige Zug, das lange Sichhinziehen der pazifisch-amerikanischen Grenzfragen; 1881 nennt der Chile-Argentinische Vertrag als Grenzlinie „Kämme und Wasserscheiden" der Hohen Kordillere, die sich dann als nicht zusammenfallend herausstellten. 1900 ist man deshalb dicht am Kriege, schließlich führt die englische Grenzentscheidung durch Sir Thomas Holdich nach 25 Jahren zu einer friedlichen Lösung. Von 1910/11 ist die Titicacagrenze in der Schwebe, die Schwierigkeit bei Tacna-Arica stammt von 1879 (Salpeterkrieg). 1850 hat die Ausnutzung der Nitrate begonnen, 1860 bis 1880 hat sich ihr Ertrag genügend gesteigert, um zur Kriegsursache zu werden. 1883 hat der Friede von Ancon ein Plebiszit angesetzt, das aber bis heute nicht durchgeführt worden, sondern durch einen anderen Vertrag ersetzt worden ist.

Ein anderer, echt pazifischer Vorgang ist die Wanderung Bolivias über die Karte des Erdteils weg seit etwa einem Menschenalter; die Schrumpfung Perus, das noch im Jahre 1876 seine Größe mit einiger Begründung auf 1 769 804 qkm angeben konnte, und nun, nach dem Verlust von Tarapaca an Chile 1879, Abtretungen an Bolivien und Brasilien in seinen neuen Grenzen nur mehr 1 383 000 nachweisen kann, also ein Abhandenkommen von einem vollen Fünftel seiner Fläche, gleich der Größe des Deutschland von heute ohne Bayern, buchen muß. So schnell verliert der Raum kontinentalwärts von den engeren pazifischen Einzugsgebieten, abseits seiner Hauptvolksdruckstellen an Wert, was man auch in ganz anderen Erdräumen erkennen kann, so z. B. aus dem Pendeln von Tibet und der Mongolei zwischen ostasiatischer, englisch-indischer und russischer Machtsphäre. Es sind werdende, noch gärende Zustände neben höchst entwickelten. Die Erinnerung an die Schutzzonen Ratzels aus seiner Anthropogeographie, also an primitive Verhältnisse dicht neben überreifen, drängt sich auf.

Unvermittelter noch als in dem an sich unruhigeren atlantischen Gebiet stehen sich die Fragen gegenüber, und dennoch schlichtbarer, weniger belastet, reinlicher geschieden vor allem nach Volksdruckgebieten und Menschensaugräumen, die aber nun eine rapide Verkehrssteigerung in unmittelbaren Austausch bringt. Dennoch ergibt sich aus der eigensten geopolitischen Natur leichter die Möglichkeit, unnützes Erinnern und vergeblichen Streit zu vermeiden, das geopolitische Neuland nach seinen eigenen Gesetzen zu bestellen. Denn die menschenüberdrängten ostasiatischen Gegenufer haben in viertausendjähriger (China) und wenigstens zweieinhalbtausendjähriger Schulung (Japan) sich in das höchstmögliche Maß von Raumkompromissen schicken gelernt, und das Ufer der geschlossenen Kordillere ist sich dicht hinter der noch raumweiten Küste eines starken, natürlichen Abwehrwalles bewußt und ist noch vorwiegend von Raumverschwendern und Raumträumern besiedelt.

XII

OSTASIENS FORMZERBROCHENE, KLIMAGEEINTE KÜSTE

Ein Vergleich von Auf- und Grundriß der Ost- und westpazifischen Ufer zeigt in Amerika den anrückenden geschlossenen Wall eines durch seine pazifische Küstenform zusammengeschlossenen Kontinents; hingegen in Ostasien eine seltsam gezerrte, aufgelockerte und wasserdurchspülte Randerscheinung, in ihrer Verschiedenheit mit Wegeners kühner Theorie vielleicht noch am ersten zu erklären. Für ihn ist Ostasien das Bild eines abrückenden, entgleitenden Landraums, der überall zäher haftende Teile zurückläßt, eines überzerrten und deshalb reißenden Teiles aus dem Gewande der Erde. Als auffallende Verdeutlichung dieses Bildes wirken die ostasiatischen „Zerrungsbögen", den Ostrand Eurasiens von Inselkranz zu Inselkranz girlandenartig umschwingend — jedenfalls eine ausgezeichnete Hilfe für die Vorstellung. Zwischen ihnen und dem Festland vermittelt ein Randmeerkorridor, den die Inselgirlanden vom freien Ozean scheiden, der dann landeinwärts im Norden zumeist über fast unmerklich ansteigende Flachküsten in festlandbestimmte Stromschwemmebenen übergeht, mit einzelnen alten Schollen und in der Streichrichtung untertauchenden Faltenzügen dazwischen, und dessen Wellen im Süden unmittelbar an ausstreichende Faltenzüge anbranden. Staffelbrüche durchziehen den ostasiatischen Landstufenbau, dessen großes Gesamtbild uns zuerst Richthofen, dann wieder Volz (93) in lebendiger Anschauung sehen gelehrt hat. Aber das ganze zeigt eine verwirrende Mannigfaltigkeit des Formenspiels, wenn man es vergleicht mit dem ruhigen Einheitsbild der Küstenkordillere Amerikas, dem staatenbildenden Längstal dahinter, und der vom atlantischen Binnenland scheidenden Hauptkordillere des Gegenufers.

Dennoch sind die beiden Haupterscheinungen der Gegenufer geopolitisch mehr verwandt, als das äußere Formenbild der Karte verrät. Das staatenbildende Vermittlungselement des amerikanischen pazifischen Längstals ist nur in Ostasien ertrunken und wird von seinen Randmeeren überspült. Unmittelbar stehen die ozeanisch bestimmten Zerrungsbogen, eben nur durch den Randkorridor getrennt, den kontinentalen Bildungen gegenüber. Die naturgezogene Schranke aber wurde 4000 Jahre lang beiderseits von den staatlichen Lebensformen respektiert, mit kaum nennenswerten Unterbrechungen. In dieser gegenseitigen Achtung der Meeresschranken zwischen China und Japan als Tatsache lag also der geopolitische Charakter der ostasiatischen Zerrungsstufenlandschaft, ihr Schicksalszug begründet, und er bedingte eine reinlichere Scheidung der ozeanischen von den kontinentalen Lebensformen als sonst irgendwo in den Großräumen der Erde.

Ihre Nichtachtung durch Japan und vorher schon China im Li-Lobanow-Vertrag ist ein Schritt von ungeheurer geopolitischer Tragweite, die Einleitung einer Schicksalswende zwischen 1894 und 1937 gewesen.

Auch in einem weiteren Grundzug erkennen wir solch erdgebundenes Schicksal: daß dieser morphologisch so stark betonte Gegensatz der Formen durch die vielleicht stärkste Klimaeinheit unseres Gestirns zusammengeschmiedet ist zu einer höheren Einheit der Monsunländer Südostasiens mit ihrer festlandwärtigen Abgrenzung durch die Einzugsgebietränder, die Wasserscheiden des Indus, des Brahmaputra, der großen hinterindischen Ströme, des oberen Yangtse und Hoangho, und des Amur. Diese geopolitische, vor allem klimatologisch bestimmte Baueinheit müssen wir, wenn auch aus Spezialkarten, vor allem Tiefen- und Klimakarten, ebenso sehen lernen, wie wir die der pazifischen Gebiete Amerikas aus einfacheren Übersichtskarten tatsächlich auf den ersten Blick sehen.

Ein seltsames Übergangsgeschick betrifft nur die Mandschurei mit ihrem Dreistromproblem. Sie allein und vielleicht noch das Pendschab fallen unter die volle Ungunst des Zwittercharakters, den Mackinder als den des „Inneren Halbmonds" der zwischen ozeanischer und kontinentaler Bestimmung hin und her gezerrten Räume zeichnet (94). Natürlich sind aber alle solche Schwellen an der kontinental-ozeanischen Übergangszone, wie das Pendschab für Indien, so für Ostasien die mittleren Yangtse-Provinzen, Honan und Schansi, Fengtien und Kirin geopolitische Schlüsselräume und Kampfplätze mit besonderer Belastung. Weil sie sich alle „potamisch", durch geschichtereiche Ströme öffnen, und weil in Ostasien ihnen allen der japanische Reichsbau von heute vorgelagert ist (wie im indischen Lebensraum der britische), mit dem sie sich also auseinandersetzen müssen, an dem sie nicht vorbei können, so wird dessen Vermittlerstellung auffallen. In diese Stellung rückt er aus geschützter Randlage in seiner geopolitischen Lagenwirkung immer mehr tropenwärts hinab, muß sogar zwangsläufig hinabrücken, und damit an die Hauptverbindungslinien des Angelsachsentums heran.

Die hinter dem schützenden Schleier der Zerrungsbögen bis zu einem gewissen Grad geopolitisch geborgenen geographischen Voraussetzungen der indopazifischen Menschheitsverdichtungen und Kulturreiche in Indien und China sind an anderer Stelle Gegenstand einer eigenen Untersuchung geworden, namentlich in ihrem Verhältnis zur Idee der Selbstbestimmung (95). Es ist aber nötig, auch hier kurz den typischen indopazifischen Landschaftscharakter mit seiner autarkischen Neigung zur Bodenverhaftung und zu vertiefter Auswirtschaftung zu

zeigen, die das ganze pazifische Westufer auszeichnet und die wohl als Vorbedingung einer mehrtausendjährigen friedlichen Symbiose kontinentaler und ozeanischer Lebensformen im großen angesehen werden darf. So haben trotz allem Widerspruch im einzelnen der geopolitische Charakter der japanischen, chinesischen, indochinesischen und malaischen Reichsbildungen gemeinsame Züge, die im Gesamtküstenbild wurzeln. Wir können sie nicht alle hier berühren, — denn sonst würde innerhalb dieser pazifischen Geopolitik die ostasiatische unbillig überwuchern — aber wir müssen doch die wesentlichsten hervorheben.

Zwei geopolitische Grundzüge scheinen zunächst die Geschicke des pazifischen Westufers zu bestimmen: die verhältnismäßig reinliche Scheidung vorwiegend fest- und binnenländisch bestimmter Gebiete, der Fluß- und Hochlandstaaten, von den ozeanisch bestimmten Inselreichen Japan, Philippinen, Sundareiche, Ceylon, durch den Randmeerkorridor. Dann ein klimatologischer: daß hier zwei von den drei kulturwichtigsten, niederschlagsreichsten Räumen der Erde sich längs dieser Küste gegen wüstenhafte Vorstöße an sie heran abstufen — außen harmonisch, binnenwärts aber oft mit verhängnisvollen periodischen Schwankungen, die zu Dürren, Epidemien, politischen Bewegungen und Revolten führen (96). Dadurch wird eine Kultur- und Schicksalsgemeinschaft Ostasiens mit der indischen Welt und der dortigen zweiten großen Menschenverdichtung neben der ostasiatischen geschaffen, die beide über die ihnen wesensgemäßen Lebensräume hinaus im Grund nicht expansiv sind, wie die dritte, die europäisch-mediterran-atlantische, sondern zentripetal, aus Natur und Neigung „pazifisch"!

Wenn also auch versucht worden ist, den natürlichen indopazifischen Zusammenhang gewaltsam in einen indo-atlantischen umzubiegen (eigentlich erst seit Plassey 1757 teilweise gelungen), so geht das doch nicht auf die Länge. Das ist das dritte große Dauermotiv, das den südlichen Teil des pazifischen Westufers belastet: da, wo der Begriff des Monsungebietes eine verbindende natürliche Einheit zwischen Indischem und Pazifischem Ozean schafft, die zwischen Indischem und Atlantischem in gleicher Stärke fehlt (97). Hann hat das klimatologisch-geopolitische Leitwort geprägt: „Jede Landschaft ist so viel wert, als sie Niederschläge empfängt". Wir können das nur mit Einschränkungen gelten lassen, aber ein Vergleich, wie ihn z. B. Bowman in seinen Karten der Verbreitung der Gelben Rasse und des Regenfalls anstellt (p. 257), wirkt doch sehr überzeugend für bestehende Zusammenhänge zwischen Niederschlagsmenge, Menschenverdichtung und Rassenverbreitung.

Entscheidend bleibt jedenfalls die Tatsache, daß die klimabedingte, durch Monsunrhythmus und Ausläuferklima bestimmte, wenn auch abgestufte Einheitsneigung stärker ist als die morphologische Scheidung. Vielleicht treten bei historischer und geographischer Erdraumbetrachtung nach Aufriß und Grundriß vorübergehende Unterschiede hervor, aber doch nur je nachdem man räumlich oder zeitlich vorgeht. Das Gesamtbild wird schließlich so oder so gleich wahr werden

müssen; und gibt es doch Verzerrungen, so korrigiert die Gegenprobe. Das ist z. B. an Bowmans geographischer Darstellung des Fernen Ostens erkennbar: in seiner doch zu sehr historisch eingestellten Schilderung ist die Schantungfrage im Verhältnis zu anderen zu groß geraten — sie ist keine dauernde Frage, so wenig wie eine deutsche Besetzung der Picardie, eine französische des Ruhrgebiets etwas Dauerndes sein kann. Die Einheit des Kulturwillens in Südostasien ist zuletzt in solchen unerschütterlichen Grundlagen verankert, wie ähnlicher Niederschlagsmenge, Monsunrhythmus, Jahreszeitenaspekt, Küstenlandschaftsbau und kann nicht ohne weiteres und auf die Dauer durch fremden Zugriff zerstört werden. Nur mangelhafte Vertretung des kulturgeographischen und kulturpolitischen Elements in den ehemaligen Machtzentren Europas läßt es verstehen, wie man dieser Tatsache gegenüber so blind sein konnte, wie man ernsthaft von einer Aufteilung Chinas, von einer Ewigkeitsdauer der anglo-indischen und französisch-indochinesischen Raubstellung träumen konnte. Es ist ihr natürlicher pazifischer Instinkt, der die Vereinigten Staaten vor den gleichen Illusionen warnte, wenn auch ihre atlantische Expansionslust (Wall Street!) sie in das Philippinen-Abenteuer hineingetrieben hat, das sie aber nun doch von 1935–45 zu liquidieren vorhaben. Da liegt der Konflikt und innere Zwiespalt, wie er sich auf den Philippinen, in Japan und China, in der Guam-, Yap- und Hawaifrage zeigt.

Auch die Frage der Landbrücken und Wachstumsspitzen in Ostasien, an anderer Stelle gleichfalls eingehend behandelt, zwingt hier zu kurzen Streiflichtern. Es bestehen zweifellos gemeinsame Züge zwischen der in voller Rückbildung begriffenen, binnenländisch ausschließlichen russischen und französischen, wie der durch den Weltkrieg verdrängten deutschen Intrusion und der japanischen Landbrückenkontrolle in Korea und Liautung. Der ephemere Charakter der Schantungfrage im Gegensatz zu der dauernden Wirkung der Besitzfragen des mandschurischen und indochinesischen Übergangsgebietes ist geradezu ein Schulbeispiel für die Aufgabe wissenschaftlicher Geopolitik, zwischen vorübergehenden Konflikten, Augenblicksreibungen und wirklich unvereinbaren Lebensnotwendigkeiten unterscheiden zu lehren. Sehr richtig sagt der Amerikaner Bowman über Deutschlands Stellung in Schantung: „German officials cultivated the Chinese, and — on the whole — maintained agreeable relations with them: nor were any attempts made to colonize Schantung by German immigrants." Dieser sicher objektiv urteilende Mann schreibt über Frankreichs Indochinapolitik: „There was thus in Southern China a railway-penetration under French guidance, comparable in its object, although not in its methods, to that of Russia in Manchuria. The policy of the French in the management of their principal railway in Yünnan (completed in 1910) was to secure a monopoly of the trade of the region and to close the door to other European and to American trade." Hier sollte eben, wie bei der russischen Stellung in der Südmandschurei und der japanischen in Korea, eine beherrschte Landbrücke entstehen, während Kiautschau, aber auch

die Yangtseplätze und Hongkong aus ihrer ursprünglichen Funktion als Wachstumsspitze und Stützpunkt heraus zunehmend in eine mehr kultur- und wirtschaftspolitische Vermittlerstellung gerieten und die Tür nicht schließen, sondern öffnen sollten.

Japan hat beide Methoden versucht, in allen Abstufungen, die eine im Norden, die andere im Süden, hat aber dann (dank seiner asiatischen Natur und seiner kulturpolitischen Verständigungsmöglichkeit mit den ihm rasseverwandten Festlandsvölkern) lange vor den anderen Mächten erkannt, daß eine dauernde Vergewaltigung des chinesischen Volkskörpers trotz seiner augenblicklich tragikomisch verzweifelten Lage unmöglich sei, daß man nur vielleicht eine für Japan vorteilhaftere Lebensgemeinschaft anstreben und durchführen könne. Auf dieses Ziel hin wurden nach und nach die Reste des sogenannten „21-Punkt-Abkommens" benutzt: Mandschurische Minen, Taiyeh-Vertrag, Rückzug der Truppen aus Hankau und Schantung, Rückgabe der Schantungbahn waren solche Anläufe. So erklärt es sich, daß auf fünf von Amerika aus an Japan 1921 drohend gestellte Fragen über seine Absichten in China schon 1922 höchst beruhigende Antworten mit der Bekräftigung vollzogener Tatsachen gegeben werden konnten, wobei sich zeigte, daß man in Amerika die Schantung- wie die Yap-Frage in ihrer Wichtigkeit für die Lebensinteressen Japans weit überschätzt hatte. Man darf eben gerade in Schantung über der Aufzählung der Bodenschätze niemals den ungeheuren, abwehrenden chinesischen Volksdruck vergessen, der den Japanern genau bekannt ist.

Ehe wir aber auf diese jüngsten geopolitischen Fragestellungen zwischen Japan, China und den Partnern von außen her eingehen können, muß eine kurze Skizzierung des japanischen Reiches selbst in diesem Zusammenhang folgen, die ich als ausgeführtes Bild an anderen Stellen zu geben versucht habe (98).

Was bedeutet das neue Japan für Weltpolitik und Weltwirtschaft? Die Vormacht Ostasiens, die augenblicklich stärkste staatliche Lebensform des größten Festlandes, ist unwiderruflich aus dem Rahmen des autarkischen Inselbogens, des einheitlichen Rassenstaates hinausgetreten in den Kreis der schicksal-bestimmenden Weltmächte. Sie hat sich einen Reichskörper gebaut, der vom Rückgrat des Inselbogens festlandwärts ein meerumspannendes Reich um die Japansee umschließt. Es füllt die weiten Räume bis an die Sowjetgrenzen im Strometze der Mandschurei langsam aus. Beim Fortschreiten ozeanwärts ist es zunächst mit uns in feindliche Berührung gekommen, freilich, nachdem es zwei Jahrzehnte vergeblich versucht hatte, uns Freund zu werden, und seine Anträge auf Rückversicherung und Bündnis bei uns unbeachtet und unerwidert geblieben waren. Indem es seinen Verpflichtungen treu blieb, die ihm dann aus den uns bekannten Bündnissen mit anderen Mächten erwuchsen, ist es über unser einstiges Inselreich in der Südsee hinweggeschritten, den weiten Kreis erfüllend, der über Formosa dicht an den Philippinen vorbei, über Karolinen, Marianen, Marschall-, Bonin-

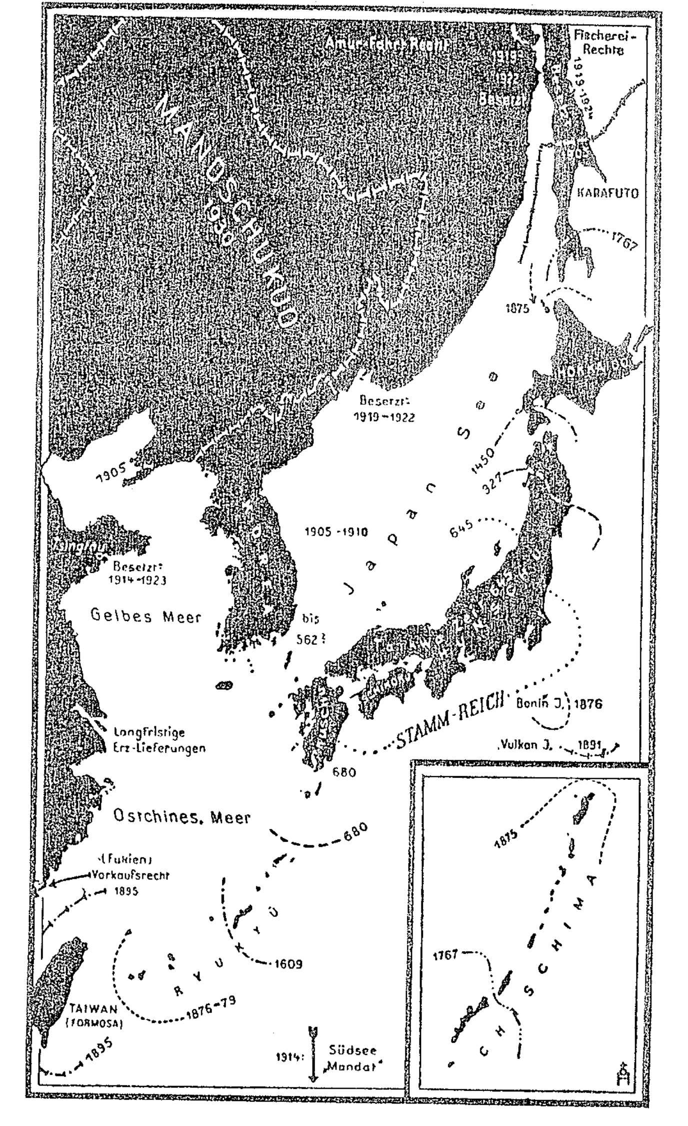


Abb. 11. Die Grenzentwicklung des japanischen Reiches

und Vulkaninseln mit dem Fujibogen in die Stamminseln zurückkehrt. Eine Reichsentwicklung von gewaltiger geographischer Folgerichtigkeit, auf natürlichen logisch zwingenden Grundlagen!

Diesen Körper erfüllt noch eine einheitliche Volksseele: unter 100 Millionen des Gesamtreiches werden immerhin etwa 70 von einem einheitlichen Rassenwillen

geleitet, der sich bisher stärker erwies als religiöse oder soziale Scheidungen. Die Form der Willensbildung im Reich hat sich freilich im letzten Jahrhundert gewandelt: aus dem theokratischen und feudalen Gefüge ist das ursprünglich äußerlich nachgeahmte Spiel der politischen Parteien zu einer Parteiregierung geworden, die vielfach an die Art der englischen im 18. Jahrhundert erinnert. Der kerngesunde soziale Aufbau aus Familien- und Gauzellen war in Alt-Japan auf ein Bevölkerungsgleichgewicht von etwa 30 Millionen auf dem Raum der Stamminseln zugeschnitten gewesen. 5½ Millionen landwirtschaftlicher Kleinbetriebe, davon 5¼ Millionen unter 3 Hektar, und ¼ bis ½ Million seegehender Boote (Fischereigemeinschaften) waren seine besten Stützen. Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts gleichzeitig der Anstoß der großen Handelsmächte von außen und der Bevölkerungsdruck von innen (besonders in den bevorzugten Siedlungsgebieten um die Inlandsee) zur Ausdehnung drängte, zeigte sich, daß ein Dualismus zwischen Druck nach Nordwesten, in der Richtung des schwächsten Widerstandes, den die amtliche Politik verfolgte, und Zug nach Süden und Osten, in die warmen Meere, einem uralten Rassentrieb entspringend, den Ausdehnungswillen zwiespältig machte. So wies die geopolitische Voraussicht der führenden Kreise andere Wege als der Volks- und Rasseninstinkt; aber immerhin waren beide von der gleichen großen Raumauffassung geleitet.

Auf beiden Wegen aber überschneiden sich heute deutsche und japanische Lebensziele nirgends mehr; wir können also nun die Forderung „Asien den Asiaten" anerkennen und erfüllen damit die Voraussetzungen einer kulturpolitischen Symbiose. Unsere „Heiligsten Güter" sind von dorther niemals bedroht worden; aber andere, mehr irdische, werden es in immer steigendem Maße. Die vom Westen gewaltsam beschleunigte Entwicklung des Ostens bedeutet vielleicht wirtschaftspolitisch die größte Gefahr für unsere Wiedererhebung. Nicht so sehr die Bewegung der Menschenmassen — hier spielen die japanischen Zahlen keine Rolle mehr gegenüber den gewaltigen chinesischen Wanderzahlen. Die Frage, ob es Menschen oder Waren ausführen wolle, hat Japan schon zwischen 1884 und 1895 im Sinne der Warenausfuhr entschieden. Es will jeden rasseverwandten Mann in seinen Reichsbau einschließen; und die Möglichkeit zu gesteigerter Volksernährung durch Warenausfuhr bieten ihm die natürlichen Vorzüge des Inselbogens, seiner Seedurchdringung und Fruchtbarkeit. Sie finden sich aber auch in der alten Kulturgrundlage seiner dichten, geschickten Bevölkerung, die durch eine hochentwickelte Sozialaristokratie die Forderung des größtmöglichen Glücks der größtmöglichen Zahl in der Zeit der insularen Abschließung vollkommener als anderwärts verwirklicht hatte.

Darin liegen dauernd günstigere Arbeitsbedingungen, sowohl für das Seetransportgewerbe, das durch ein Mittelding zwischen französischer und englisch-deutscher Subventionspolitik überraschend schnell hochgezüchtet worden ist, als auch für die rasch emporgeblühte Veredelungsindustrie. Allerdings litt das Stamm-

land an Rohstoffmangel, lieferte im Überschuß nur Kupfer und Schwefel, dazu reichlich Holz und schlechte Kohle, genügend Reis und Meererzeugnisse als Ernährungsgrundlage, endlich Seide. Dieser Rohstoffmangel ist nunmehr durch das Neuland des Reiches gründlich beseitigt, in dem Eisen, Kohle, Petroleum, Holz, Öl, Zucker und Faserstoffe vorhanden sind. Billigere Arbeitskräfte, auch bei annähernd gleich angenehmer und menschenwürdiger Lebensführung, mildere Winter, Küstennähe aller Industriezentren, Reichtum an Wasserkräften bieten Vorteile, die wir nicht ausgleichen können. (Die heutige Verteuerung der Lebenshaltung ist wohl als vorübergehende Erscheinung zu beurteilen.) Der Yen hat trotz seiner Wertminderung in der Weltwährung seine innere Kaufkraft im wesentlichen erhalten können.

Darüber hinaus ist entscheidend der gewaltige Lebenswille des verjüngten Reiches, noch ungebrochen durch religiöse Hemmungen und Klassenscheidung, angespornt durch schärfsten Instinkt für jede nationale Gefahr und getragen durch eine metaphysisch verankerte Vaterlandsliebe; die in der Überzeugung gipfelt, daß man zum Träger großer, international führender Ideen berufen sei. Mit diesen Ideen können wir Deutsche nun kulturpolitische Verbindung aufnehmen, ohne dabei, wie unsere Gegner, auf Schritt und Tritt in rassenfeindlicher Praxis und Knebelung des Selbstbestimmungsrechts der Völker Asiens in flagranti ertappt zu werden.

Nach diesem Rückblick auf Japans geopolitische Persönlichkeit werden wir verständnisvoller die Fragen würdigen können, die Bowman, in diesem Fall für einen guten Teil der Vereinigten Staaten, an Japans Zukunft im Pazifik richtet:

1. „Wird Japan seine Behauptung der Rassengleichheit bis auf den Punkt der Forderung gleicher Behandlung von Japanern und Amerikanern in Californien und von Japanern und Briten in Australien, Neuseeland und Britisch-Columbia treiben, und wenn es sie fordert, wird es fähig und willens sein, Krieg dafür zu führen?" Das ist der Kern! Es wird immer daran denken und möglichst wenig davon reden; und es wird, solange bis die pazifische Gleichberechtigung aller Kulturrassen erlangt ist, eine besondere Politik des südostasiatischen Zusammenschlusses und der Abwehr und des Ausschlusses gegen die weiße Gefahr, mit höchster Vorsicht wegen deren Größe, für berechtigt halten. Krieg wird es nur führen, wenn es muß, wenn er ihm von außen in dieser Frage aufgedrängt wird, dann aber sich in die Lage manövrieren, als Vorkämpfer der Unterdrückten zu reiner Abwehr und deshalb voraussichtlich mit furchtbarer Verteidigungskraft und nationaler Geschlossenheit aufzutreten.

2. „Ist Japans Festland- (mainland-) Politik in Ostasien bestimmt, die japanische Grenze weit in das Festland hineinzutragen, besonders in China, mit dem Ziel der Sonderprivilegien für japanischen Handel mit Ausschluß weißer Händler?" Japan sucht sichere Abgrenzungen gegen die beiden überfließenden Festlandmächte und wirklich freien Zugang zu den 6000 km Wasserstraßen des Amur,

sowie sicheren Rohstoffbezug, deshalb duldet es keine feindlichen Machtbildungen im Landraum zwischen der Nordspitze von Sachalin—Amur—Sungari und Großem Chingan, auch nicht im Seeraum seiner Heimat- und Randmeere — ebensowenig wie die Vereinigten Staaten.

3. „Wird Japan Schantung am Ende einer noch nicht bestimmten Zeit verlassen, wie es verheißen hat? Und, wenn es fortgeht, werden seine Kaufleute nicht einen so starken Halt im politischen Leben der Provinz haben, daß sie unaufhaltsam zu Konflikten mit der chinesischen Regierung kommen, wenn diese die Ausübung ihrer Souveränitätsrechte wieder aufnimmt?" Japan hat Schantung schon größtenteils geräumt und will die geopolitische Reibungsfläche dort mildern, sicher in ähnlicher Phraseologie wie die Vereinigten Staaten in den Philippinen! Wenn die amerikanische Auffassung dabei an Deutschlands Versprechen von 1864 über das Plebiszit in Schleswig-Holstein und Chiles von 1879—84 über das in Tacna-Arica und ihre Nichteinhaltung erinnert, so darf davon gesprochen werden, daß es auch ein feierliches amerikanisches Versprechen der Philippinen-Unabhängigkeit von 1916 gibt, das erst 1935 Verheißung fand und 1945 erfüllt werden soll, auch einen Bruch der Abstimmungsabmachungen in Oberschlesien und dessen Zerreißung und Wilsons Waffenstillstandspunkte.

4. „Wird Japan sein Mandat auf Marschall- und Karolineninseln so ausüben, daß es den Beifall der anderen großen Mächte gewinnt, oder wird es alle Mühe aufwenden, dort ohne Aufsicht oder sogar unter Kritik und Mißbilligung der anderen interessierten Mächte zu bleiben?" Bisher ist das Mandat Japans für die Eingeborenen, von deren Wohlergehen der Vertrag von Versailles sprach, jedenfalls wohltätiger gewesen als die Mandatsausübung durch Australien und Neuseeland, wie der Augenschein zeigt. Der Ton der Frage aber offenbart künftige geopolitische Reibung und gegenseitiges Mißvergnügen.

5. „Wird Japan lokale Selbstbestimmung in Korea entwickeln oder seine gegenwärtige Politik der Unterdrückung und Verfolgung fortsetzen?" Japan hat den ehrlichen Willen, aus Korea kein Irland werden zu lassen. Es hat ein kultur- und wirtschaftspolitisches Programm dafür aufgestellt und wirksam angepackt. Der beste Beweis dafür ist Koreas Bevölkerungszunahme von 11 auf 21 Millionen unter japanischer Leitung gegenüber Irlands Abnahme von 8 auf 4½ unter englischer. „Nauseous hypocrisy" hat Russell die Leitnote von Amerikas Politik gegen die Philippinen genannt — und doch ist die Verhinderung fremden Einflusses in Korea eine ganz andere Lebensfrage für Japan, als das gleiche auf den Philippinen für Amerika. Nicht ganz frei von dieser Einsicht scheinen Bowmans weitere, zum Teil herbe Urteile: „It is a fine thing, when men kill for dollars and the sport of persecuting a racial minority."

Die Gruppierung der Geopolitik Chinas vom amerikanischen Standpunkt gibt uns einen vorteilhaften Richtpunkt in dem augenblicklichen chinesischen Chaos. Nichtunterzeichnen des Friedens von Versailles durch China wird vorangestellt:

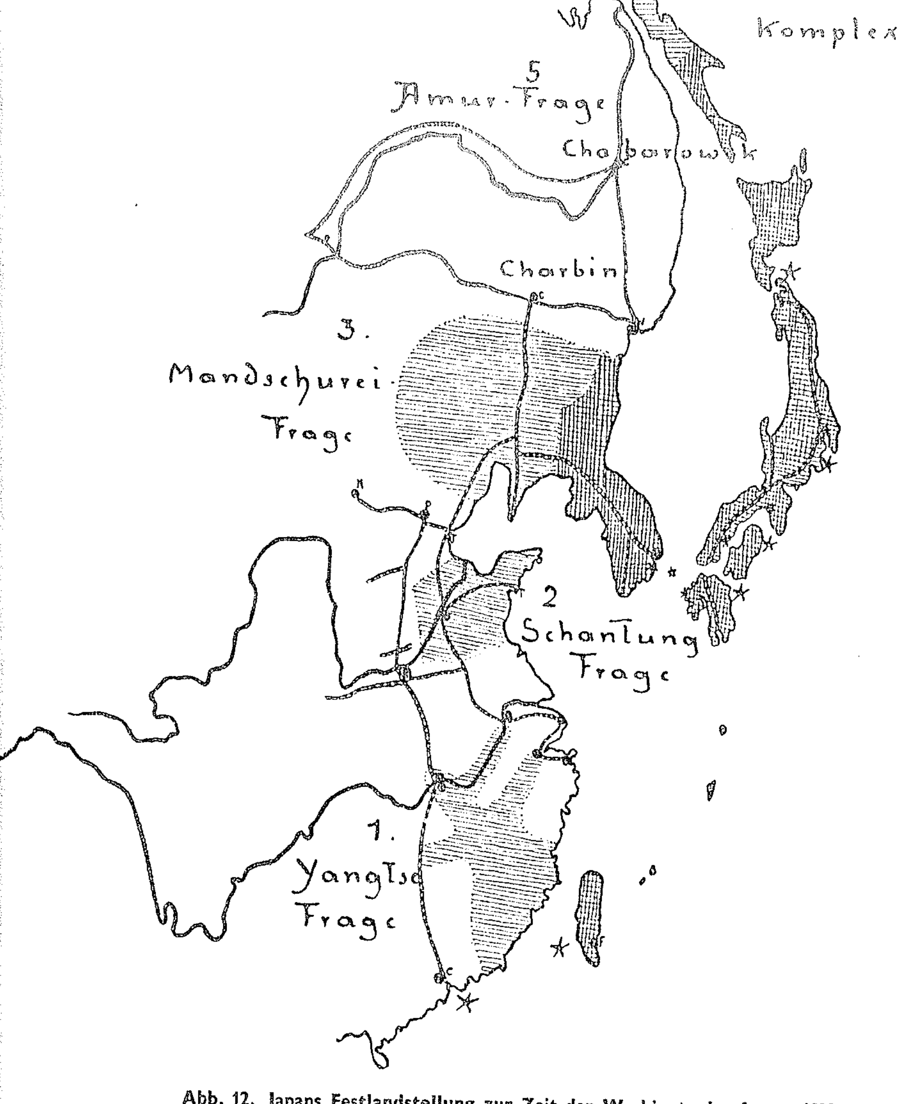


Abb. 12. Japans Festlandstellung zur Zeit der Washingtonkonferenz 1922

darin unterscheidet es sich allerdings nicht von sämtlichen großen Kontinentalmächten der Alten Welt, deren mögliche trans-eurasiatische Zukunftseisenbahnpolitik ja die führenden Geopolitiker der Vereinigten Staaten vorahnend zerstören wollten. Man braucht das nur bei Brooks Adams (99) nachzulesen. Darin läge also ein geopolitisches Symptom der künftigen Zugehörigkeit Chinas zu den Trägern einer solchen Politik.

Mit Recht wird aber auf die inkonsequente Haltung Chinas dabei hingewiesen, das auf der anderen Seite doch Völkerbundmitglied wurde und blieb, so daß eigentlich nur die Schantungfrage das wahre Hindernis für die Unterzeichnung des Friedens durch China gewesen wäre, nicht sein politischer Fernblick. Das Abkommen mit Deutschland ist inzwischen geschlossen, und sein Erfolg war zweifellos für China mit einem Bodengewinnen gegenüber den anderen noch bestehenden Fremdenrechten der Mächte verknüpft.

Der zweite geopolitische Gefahrkomplex für China (im amerikanischen Lichte) ist die Vorlagerung Japans: eine geographische Dauertatsache. Durch die Nachbarschaft auf dem Festland aber erst tritt nach amerikanischer Auffassung eine auf die Dauer nicht erträgliche Gefahrsteigerung der mandschurischen Frage ein. Ihr Höhepunkt war aber der Ablauf der russischen Pachtfrist im Frühjahre 1923. Durch sein krisenloses Vorübergehen war trotz der japanischen Räumungsweigerung eine Entspannung eingetreten, die 1931 allerdings einen gründlichen Umschwung erfuhr.

Die Gefahr der Wachstumsspitzen besteht für die zusammenfassenden Amerikaner noch; mit großer Schärfe weisen sie darauf hin, daß Hongkong 1842 erworben, die älteste nächst Macao sei. Die nicht ungeschickten Versuche englischer Geopolitik, Hongkong von den übrigen Wachstumsspitzen abzuscheiden, werden gerade von Amerika aus mit größter Rücksichtslosigkeit abgelehnt, auch durch Entscheidungen des amerikanischen Senats. Der Höhepunkt der Wachstumsspitzengefahr sei allerdings 1897/98 gewesen, seitdem sei durch die Zurückgabe von Kiautschau und Weihaiwei eine große Entspannung herbeigeführt worden.

Die vierte und fünfte Gruppe der geopolitischen Gefährdung von China hängen für die Vereinigten Staaten mit den Versuchen seiner finanziellen Durchdringung und mit den inneren politischen und militärischen Kämpfen zusammen, die noch gewürdigt werden; eine sechste mit der Opiumfrage, einer scheinbar rein pflanzen- und wirtschaftsgeographischen, aus der aber immerhin schon zwei große überseeische Kriege — 1757 wegen der Erringung des Opiummonopols in Bengalen und 1840—42 wegen der Aufzwingung des Volksgiftes an das widerstrebende Südchina — über den westpazifischen Raum hereingebrochen sind. Macao wird in der amerikanischen Literatur sehr bestimmt als Vergiftungszentrum bezeichnet, unter Anerkennung der großen Schwierigkeiten, die es habe, die Opiumkonvention von 1912 und die Ergebnisse der dritten Opiumkonferenz von 1914, der vierten von 1921, trotz deren Bescheidenheit, zu praktischer Wirkung zu bringen.

Das sind die sechs Brandherde, die der transpazifische Beobachter von seinem Gesichtspunkt am meisten im Auge behalten zu müssen glaubt. Aber hier spaltet sich das Interesse der Alten und Neuen Welt. Denn gerade für den mit starkem eigenen Anteil beobachtenden Schicksalsgefährten in Eurasien selbst scheint doch die geopolitisch entscheidende Frage: wie weit die schon mehrmals (als Ausfluß trennender morphologischer Grundzüge) aufgetretene Gefahr lang-

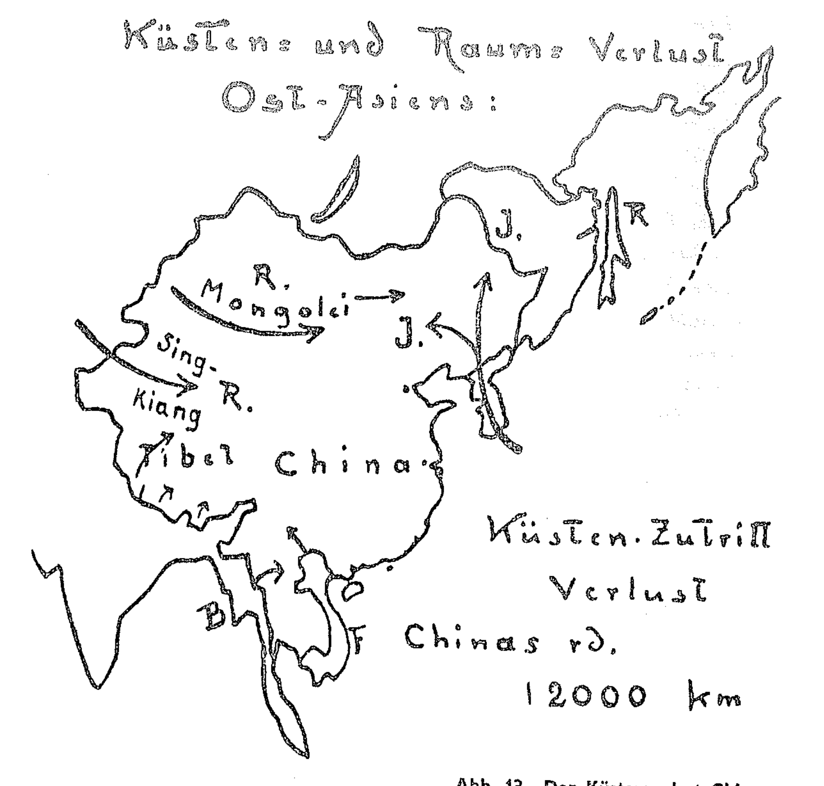


Abb. 13. Der Küstenverlust Chinas

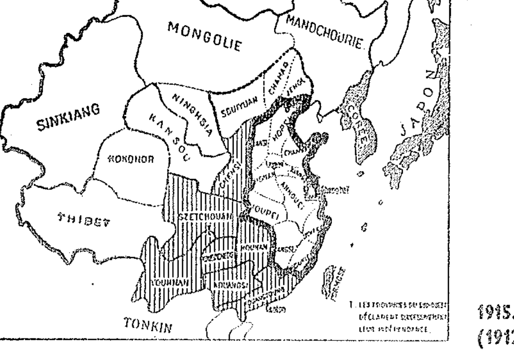
jähriger Trennung des chinesischen Lebensraums in Teilgebiete im Ringen zwischen Reichsgedanken, Provinzial- und Länderföderalismus im Parteikampf vorausspiegelt, — eine Gefahr, die ebenso über ihm schwebt, wie sie — nun völlig überwunden — über dem deutschen schwebte, und zwar aus beider geopolitischer Wesenheit entsprungen.

Was ist — geopolitisch betrachtet — der Kern aller chinesischen Reichsfragen? Doch das Verhältnis zwischen Reichsgedanke und Länderbegriff in jener uralten Pendelbewegung zwischen dem möglichst geringen, aber zum Zusammenhalten noch ausreichenden Maß an Zentralismus und einem Grad von Regionalismus,

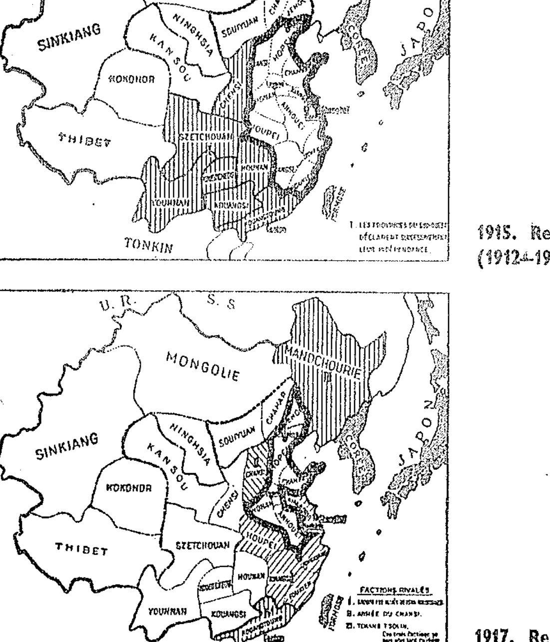
der den für das Kultur- und Wirtschaftsganze notwendigen Zusammenhalt nicht mehr bestehen läßt, so daß bei Ausschreitungen die Gegenbewegung mit einer Sicherheit eintritt, die wir in anderen Erdräumen nicht kennen und die deshalb die 4000jährige Dauer der Lebensform gerade durch dieses Blühen im wechselnden Rhythmus ermöglichte.

O. Francke (100) in seinen „Ostasiatischen Neubildungen" und den „Großmächten in Ostasien" scheint mir unter den Schriftstellern des atlantischen Kreises, Sarkar (101), der Inder, namentlich in seinem „Futurism of Young Asia" von solchen des indopazifischen diese Entwicklung geopolitisch am klarsten vor Augen zu führen. Sie verlangt im gegenwärtigen Zeitpunkt Antwort auf die Frage: wie gestaltet sich aus den Erdgebundenheiten Chinas heraus die Zukunft des Reichsgedankens und der Länder, der großen Provinzen, die aber mehr sind als „Provinz" im bei uns landläufigen Sinne? Hier ist eine Frage von ungeheurer allgemeiner Bedeutung: denn sie gilt gleicherweise für Mitteleuropa, für den nahen und mittleren Osten; Sarkar fühlt das sehr fein für Indien heraus und beschäftigt sich deshalb so eindringlich mit der chinesischen Revolution, weil sie ihm die Zukunftslösung der indischen Reichsfrage zu enthüllen scheint. Sie gilt für alle jene Zwitter- und Übergangsräume des „Innern Halbmonds" nach Mackinder, nur daß der chinesische Lebensraum vielleicht schon am weitesten vorgeschritten ist in seiner geopolitischen Lösung, im Zustreben auf ein durch Kultur- und Wirtschaftswillen zusammengehaltenes, natürliches Einheitsgefühl, auch wenn sein Einheitswille augenblicklich als Machtschöpfung so gut wie als Lebensform aufgehoben scheint.

Wie stehen augenblicklich Reichsgedanke, Ländermacht und Parteienkampf in China zueinander? In dem langjährigen Ringen des uralten Kulturreichs um neue Lebensformen (nach dem Umsturz von 1911) in seinem riesigen, so ungleich ausgefüllten Lebensraum war 1922 eine Wende eingetreten. Der Führer des äußersten rechten Flügels, der Condottiere Tschang-tso-lin, Generalgouverneur (Tutschun) der Dynastie-Stammprovinzen der Mandschurei, hatte sich zusammengefunden mit Sun-yat-sen, dem Führer des äußersten linken Flügels, dem Präsidenten des halb unabhängigen Südens, der einstigen Koloniallandschaft am Sikiang um Kanton, dem Prototyp des anglisierten Reformchinesen. Beide hatten sich in dem Versuch geeinigt, die schwache Zentralregierung in Peking ihrem Willen dienstbar zu machen und die Vertreter des chinesischen juste milieu, auch der geographischen Mitte (Chili und Yangtseprovinzen) außer Gefecht zu setzen. Als deren Vorkämpfer trat Wu-pei-fu auf, der militärische Berater des Generalgouverneurs von Chili. Angesichts der Tatsache, daß die Gesamtheit der chinesischen Provinzialheere nach dem China Year Book von 1921 als Sollstand für 1920 1 369 880 aufwies, war es nur eine Handvoll Leute, die im Mai 1922 unter den Mauern von Peking über den Ausgang dieses Unternehmens und die nächste Zukunft des riesigen Gesamtraums entschieden. Der Ausgang zugunsten Wu-

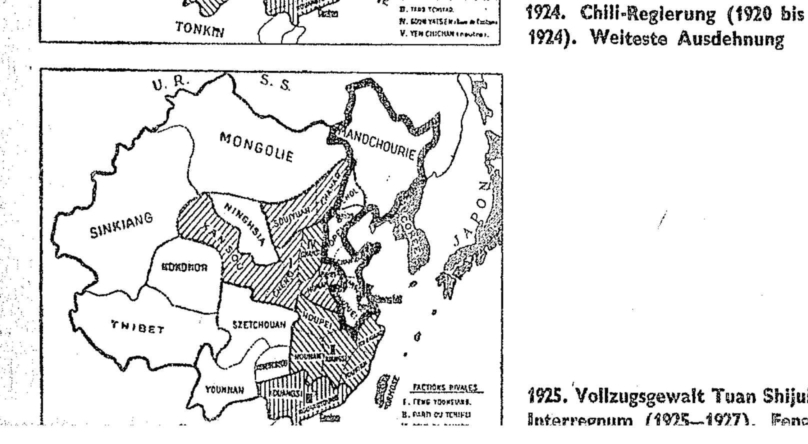


1915. Regierung Yuan Shikai (1912–1916). Zentrum Peking



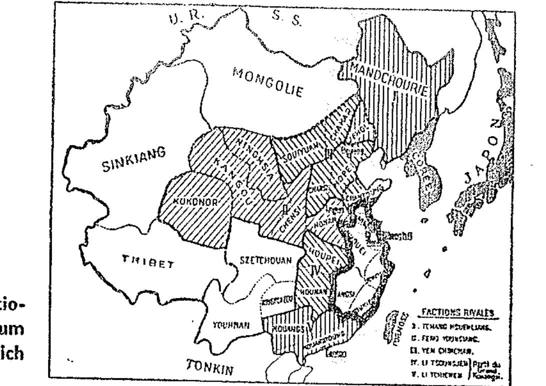
1917. Regierung Tuan Shijui (1916–1920). Zentrum Peking

1924. Chili-Regierung (1920 bis 1924). Weiteste Ausdehnung

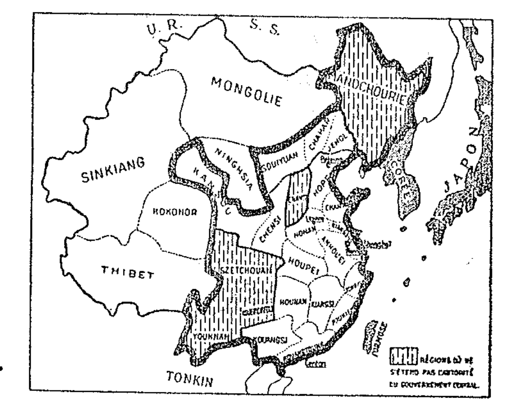


1925. Vollzugsgewalt Tuan Shijui. Interregnum (1925–1927). Feng-

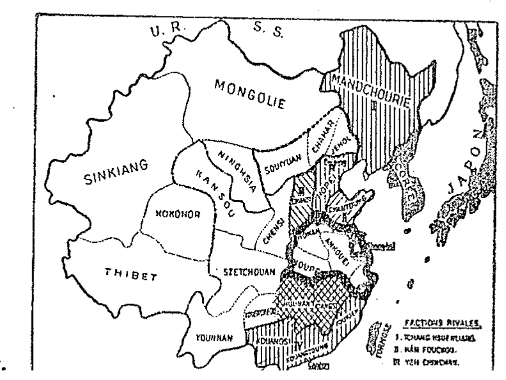
1927. Nationalistisch-revolutionäre Militärregierung. Zentrum Kanton, später Nanking



1929. Nationalistisch-revolutionäre Militärregierung. Zentrum Nanking. Engster Machtbereich Tschiang-Kaisheks



1930. Nationalregierung Nanking. Nomineller Einflußbereich



1931. Nationalregierung Nanking.

pei-fus brach die Macht des Häuptlings der Mandschurei außerhalb seiner Stammprovinz und trieb ihn an die „Bergmeerschranke" Shanhaikwan zurück. Von seinen etwa 75 000 Mann, die bei Peking gegen die 60 000 von Wu-pei-fu gekämpft hatten, sollen nicht viel mehr als 30 000 über Shanhaikwan in die Mandschurei zurückgeflutet sein; der Rest soll sich zerstreut haben. 1923 verfügte er aber schon wieder über 160 000 Mann. Gegen Sunyatsen aber erhoben sich seine militärischen Unterführer mit der gleichen Untreue, die Yuan-shi-kais Verrat an dem ihm vertrauenden Reformkaiser Kwang-hsü hoffähig gemacht hat, und er hat auf ein paar ihm treugebliebenen Torpedobooten fluchtartig Kanton verlassen müssen, bis es ihn 1923 wieder rief. Zum erstenmal seit der Abtrennung des Südens erhob sich eine Hoffnung auf eine Wiedervereinigung des eigentlichen Chinas unter dem nach Peking zurückgekehrten Präsidenten und unter dem Schutz des Siegers Wu-pei-fu, wie 1926 unter Chiang Kaishek.

Wu hatte zuerst den Kopf des nach Mukden geflüchteten Gewalthabers der Mandschurei verlangt, dazu aus den leeren Staatskassen 1 Million Dollar. Die Antwort aus Mukden war die Unabhängigkeitserklärung der Mandschurei (der drei nordöstlichen Provinzen von der Größe Mitteleuropas mit heute 35 Millionen Einwohnern), in deren Heer durch die summarische Verurteilung aller Unzuverlässigen und sonstige Maßregeln, wie sie in der Condottierigeschichte von Renaissance-Italien vorkommen, wieder Ordnung geschaffen worden war. Alles das bewog den Sieger von Peking zum Verhandeln, denn der Sonnenblick für das eigentliche China war und blieb von schwerem Gefahrgewölk in seinen Grenzlandschaften umraucht, obwohl einige außenpolitische Glücksfälle, vor allem der nicht ganz selbstlose, aber freundliche Schutz der Vereinigten Staaten, China 1922 unverhoffte Erfolge in der Außenpolitik brachte.

Dazu gehörte die mitten in den Wirren vollzogene Rückgabe der Schantungbahn, der Abzug der japanischen Truppen aus Tsingtau und Hankau, die Rückgabe von Weihaiwei und eine wohl kaum mehr erhoffte Wiederannäherung Tibets. Dagegen war die äußere Mongolei zunächst einmal entglitten, und die Mandschurei im Begriff, das gleiche zu tun. Aus der in Wahrheit dringenden Gefahr der Abtrennung weiträumiger, wichtiger Grenzlandschaften ist also die Neigung zu manchem überraschenden Kompromiß zu erklären, durch die in dem Jahrzehnt seit der chinesischen Revolution immer wieder Spannungen überbrückt wurden, deren Aufbrechen unvermeidlich erschien. Denn an der mandschurischen Eisenbahn standen ja marschfertige japanische Divisionen, die leicht einem Hilferuf kleiner, unterdrückter Völker um ihr Selbstbestimmungsrecht einen unüberwindlichen Rückhalt geben konnten, wozu es 1931 auch kam. Ein höchst verzwicktes Kompromiß regelte die Betriebsverhältnisse der ehedem russischen, ostchinesischen Bahn; und zwischen dem Baikalsee und Wladiwostok brannte und glostete ein halb zerstörtes Land, aus dem die Flamme jederzeit wieder aufschlagen konnte. Allein der sogenannte „autonome Eisenbahnstreifen", in dem

die japanische Herrschaft unbestritten galt, umfaßte in der Mandschurei über 22000 qkm; und die japanischen Sonderrechte in Mandschurei und Mongolei, wie die Pachtung von Liautung waren, wenn auch dann durch die Aufhebung des Ishii-Lansing-Abkommens wieder in Frage gestellt, doch von der Washingtonkonferenz nicht berührt worden. Gleichwohl forderte sie China 1923 zurück. Hier aber war ein Noli me tangere, hier lag ein heißes Eisen! Denn für die hier von ihm erkannte Daseinsfrage mußte Japan sicherlich fechten, und zwar bei halbwegs geschickter diplomatischer Führung mit seiner ganzen Kraft und der ganzen, für dieses Ziel leicht anzufachenden Glut seiner Volksseele. Diese Erkenntnis, die man in Peking, Washington und London gleichermaßen teilte, mußte als der Hintergrund der Waffenstillstandsverhandlungen zwischen der Machtgrenze des Pekinger Zentralismus bei Shanhaikwan und dem autonomen japanischen Eisenbahnstreifen Dairen—Mukden im Auge behalten werden, hinter dessen Schutz sich der regional unabhängige Generalgouverneur, der von Mukden, wenn er wohl beraten ist, jederzeit ducken konnte. Das gab der südmandschurischen Frage ihre weltpolitische Dauerbedeutung vom Weltkriegsende bis zur Gewaltlösung 1931—1934.

Einstweilen bemühte sich die siegreiche Partei in Peking, den so bös aus den Fugen gegangenen Staat wieder einzurichten; und ihre militärischen Drahtzieher haben mit großartiger Gebärde versichert, daß, wenn die Abschaffung der Provinzialheere erwogen würde, sie gern den Anfang damit machen wollten. Ob aber Cäsar wirklich seine Legionen entlassen kann? Allerdings haben in Japan einmal ungefähr 286 kleine Feudalherren mit Ausnahme von nur 12, die dazu gezwungen werden mußten, ihre Heere und Flotten, freiwillig verzichtend, in die Hände der Zentralgewalt, das heißt des Kaisers zurückgegeben. Aber der junge Kaiser Mutsuhito war eben doch der unantastbare Sprosse einer ungefähr 2600jährigen Dynastie in einem Lande, das nie ein Feind betreten hatte. Da liegen die Verhältnisse in China denn doch ganz anders; und dürfen wir aus den eigenen Erfahrungen mit höchst christlichen, an der Spitze der Zivilisation marschierenden Ländern erwarten, daß die edle Geste chinesischer Zentralisten und Gewaltanbeter mehr als platonische Wirkung habe? Immerhin erwies sich bis 1925, daß doch noch die größte politische Kraft in den Nordprovinzen Chili, Schantung und Honan steckte, und daß der Süden sie zwar kraft seines größeren wirtschaftlichen Gedeihens teilweise mattsetzen, aber trotzdem nicht aus dem Sattel heben konnte. Und das zeigte sich in einem Jahre, in dem als Folge zweier furchtbarer Dürren und Hungersnöte gerade in diesem Kerngebiet 19,8 Millionen Menschen ohne allen Unterhalt auf staatliche Unterstützung verwiesen waren; also auch dort ungefähr die „vingt millions de trop", von denen in bezug auf Mitteleuropa der Tiger Clémenceau so voll christlicher Milde sprach. Hätte der mühsam wieder in den Sattel gekletterte Reichsgedanke nach einer Art Präsidentenstreik nun auch noch die Gefahr der Unabhängigkeitserklärung und Neu-

einteilung der Mandschurei überwinden können, so konnte es nach 17 Jahren Bürgerkrieg wirklich zu einer Sonnenwende in dem gequälten Reiche kommen. Denn trotz aller politischen Zerfahrenheit besitzt es immer noch wirtschafts- und kulturgeographisch eine ungeheure Widerstandskraft, was man nicht vergessen sollte und was sich auch darin zeigt, daß mitten in den Wirren gewisse Erneuerungsleistungen hohen Ranges gerade kulturpolitischer Art zustande gebracht worden sind.

So wird, aus dem Schicksal seiner beiden größten Lebensformen heraus, eine weitsichtige geopolitische Würdigung der Ostküste Eurasiens, der Westküste des Pazifischen Ozeans, zu dem Schluß gelangen können, daß die um die Jahrhundertwende noch so drohend scheinende Gefahr für einen dauernden Verlust ihrer Selbstbestimmung abgewendet ist. Trotz allen Auflösungserscheinungen im chinesischen Festlandsraum kann man wohl 1922 als den Tiefstand des Einheits- und Selbstbestimmungswillens ansehen, während Japan anschließend an das große Erdbeben seiner Zentrallandschaften vom 1. September 1923 einer großen inneren Krise entgegenging, die 1927 in schwerer Geldmarkterschütterung Schatten warf.

Es ist nicht das erstemal in Japans Geschichte, daß es gerade aus inneren Schwierigkeiten heraus den Antrieb zum Zusammenraffen und zu unerwarteter Schlagrichtung nach außen empfing. Es ist nicht zum erstenmal in der chinesischen Geschichte, daß der weite chinesische Volksboden Außenschanzen über inneren Wirren verlor. Aber es ist das erstemal, daß Japan vom Einflußbereich der pazifischen Küste hinweg umgestaltend landeinwärts in hochasiatische Raumverlagerungen mit Dauerwirkung auf chinesische Kosten einzugreifen sucht.

Mit diesem Vorgehen vom September 1931 ab wird das Gebiet der Geopolitik des Pazifischen Ozeans aufs stärkste berührt, weil hier die entscheidende Frage angeschnitten wird, wie weit im Innern des größten Erdteils pazifische und eurasiatische Einflüsse sich gegeneinander abgrenzen können, nachdem einmal die Rechtsvorstellung der Verfügung Chinas über seine nordwestlichen Außenländer zerbrochen ist, und zwar zuerst von russischer Seite aus in der Äußeren Mongolei, dann erst von Japan in der Mandschurei; deren Hoheit ist zuerst in einem rein chinesisch-russischen Pakt (Li-Lobanow-Abkommen) preisgegeben worden, der Japan zunächst verborgen geblieben war und erst 1922 zu Washington im Wortlaut von den Chinesen zugegeben wurde.

Das beste, schlagartige Bild der gegensätzlichen Vorgänge erhalten die Leser, wenn sie eine Skizze des Eindrucks, den die zunächst scheinbar unbeteiligte dritte Kulturmacht der Monsunländer, Indien, von dem Festlandvorgehen Japans gegenüber Nordchina gewann (Amrita Bazar Patrika v. 26. I. 36), einer Skizze der russischen Eisenbahnköpfe gegenüber der pazifischen Macht entgegenhalten

In dem seit 1931 neu aufgeflammten Ringen der pazifischen Küstenmacht Japan gegen die eurasiatische Landmacht der Sowjetbünde um die Zurück-

schiebung der Russen vom Pazifik und die Errichtung eines für den Kommunismus unüberwindlichen Keiles zwischen der chinesischen Altkulturlandschaft und den bereits wirtschaftlich von den Russen durchdrungenen, einst nordwestchinesischen Außenländern (Äußere Mongolei, Tannutuwa und Sinkiang) geben die heutigen russischen Eisenbahnköpfe zweifellos den klarsten Anhalt für die pazifisch-eurasiatische Grenzzone.

Bezeichnet wird diese Linie der Eisenbahnköpfe der eurasiatischen Sowjetbünde gegen den Pazifik und seine Mächte landauswärts durch die Spitzen der Turksib: Taschkent—Ilijsk—Djarkentkuldsche; Sergiopol—Tschugutschack—Urumtschi und Zeisan; Semipalatinsk—Uljassutai und die Zweigbahnen der Amurbegleitbahn vom Baikal über Chabarowsk nach Wladiwostok gegen Urga (Ulan Bator Choto); Chita—Mandschuli; Chinda Taftimiguda; Birakart; dann von Chinda auf Nikolajewsk, Komsomolsk, Chabarowsk und Progranitschnaja.

Als geographische Großlinien wirken trennend vom Ozean landeinwärts der Talweg von Ussuri und Amur, dann die Gobi, endlich die Wasserscheiden der beiden großen chinesischen Ströme gegen das abflußlose Gebiet, von wo aus aber fortwährend Grenzverschiebungen festlandauswärts erfolgen. (Übergriffe Tibets gegen die Westmarken von Szechuan und Kansu.)

Um mit völliger Gerechtigkeit das Kräftespiel in Mandschurei, Mongolei und Nordchina zu überschauen, das durch den verunglückten Völkerbundseingriff von 1932 so sehr den Anschein einseitiger Übergriffe seit 1931 von der Japansee her gegen das Festland gewonnen hat, muß man sich immer wieder die Entstehung der nordostasiatischen Bewegungswucht (Dynamik) aus dem ursprünglich rasend schnellen, in nur achtzig Jahren vollbrachten russischen Vorstoß pazifikwärts vor Augen halten. Er wurde zunächst beiderseits des Amur von den ersten, starken Herrschern der Tatsing-Dynastie aufgefangen, deren Nachfahren er dann überrannte. Erst deren Hilflosigkeit in ihren Nordostprovinzen, zusammen mit den Flottenstößen der europäischen Westmächte und der USA. rief Japan als erweiterungsfähige Macht überhaupt auf den Plan, den es von 1875 an versuchsweise, von 1894 an mit dauernden, größeren Raumerweiterungserfolgen betrat, wie es die indische Karte im wesentlichen richtig zeigt. Als Abschluß des innermongolischen Keils konnte noch die Landschaft Ninghsia in ähnlicher Farbe wie Chahar und Suiyüan eingetragen werden.

Wie Japan nach dem Antreten der Schutzfreundschaft oder -herrschaft über die Mandschurei von 1931—1936 das an sich schon dafür angelegte Bahnnetz in einem latenten, mit der Übernahme des einst russischen Restes der ostchinesischen Bahn 1935 auf mandschurischem Boden abgeschlossenen Eisenbahnkrieg ausbaute, geht aus der Gegenüberstellung der Bahnnetze beim Besitzantritt und heute hervor.

Die Skizzen wirken so überzeugend, daß es langer Erläuterungen dazu nicht bedarf. Im Ausbau des sowjetrussischen Eisenbahnspitzensystems zwischen Pamir

und dem Eisenbahndelta um Komsomolsk, und im japanischen Ausbau des mandschurischen Netzes stehen sich wehrgeopolitische Vorsichtsmaßregeln erster Ordnung gegenüber. Die mandschurischen können noch zur Not mit einem großzügigen Wirtschaftserschließungsplan gerechtfertigt werden; die eurasiatischen Spitzen sind reine Wehrmaßregeln, die allerdings — neben der Autarkie eines roten Fernostheeres von 300000 Mann — gleichzeitig der Aufschließung eines Wehrindustrieaustauschgebiets im Fernen Osten dienen, und nebenher dem merkwürdigen Versuch der jüdischen autonomen Ackerbaukolonie Birobidjan zwischen Bira und Bureja. Diese jüdische Mark von 35000 qkm Größe mit heute 38000 ha bestellten Landes und 57000 Einwohnern, davon aber kaum 9000 wirklich ackerbauenden Juden, mit einer 600 km langen Stromgrenze am Amur ist der einzige Judenstaat, der sich auf den Pazifischen Ozean zu öffnet; eine Unternehmung der Sowjets, um ihre mehr als 2,6 Millionen Juden, die zu 82,5% verstädtert waren, teilweise mit einer Geste aufs Land zurückzuführen und gleichzeitig us.amerikanisches Geld und politischen Anteil dorthin zu locken. An dieser Stelle also ist innerhalb des sowjetrussischen Eisenbahnaufmarsches im Fernen Osten die Judenfrage unmittelbar in Grenzwachdienst gestellt. Der zugewiesene lange und schmale Streifen ist übrigens reich an Bodenschätzen und geopolitisch dennoch so ausgewählt, daß er vollständig auf Eisenbahnhilfe aus dem Hinterland, Flußverkehr auf dem Amur, auf Bureja und Bira angewiesen ist und schwerlich auf Selbständigkeitsgelüste kommen kann.

Für diesen kleinen Pufferstreifen, wie für den großen, der von Japansee und Gelbem Meer festlandeinwärts stößt, steht die Geopolitik nun seit 1931 vor der Aufgabe von Vorhersagen über die Weiterentwicklung. Dafür wird sie zunächst die Siedlungserfolge der einzelnen Rassen in wesensgemäßen und wesensfremden Landschaften befragen und feststellen müssen, daß der chinesische Erfolg ungleich größer ist als der japanische wie der russische. Andrerseits haben die Japaner in südlicher Richtung unzweifelhaft einen großen Erfolg in den Mandatsgebieten (Durchdringung 40%), einen ansehnlichen in Formosa errungen, während er immer dürftiger wird, je mehr festländische, nordische, meerferne Räume betreten und besiedelt werden müssen.

Weit besser tragen sich in diesen Richtungen Koreaner und Chinesen vorwärts. Der Aufbau des Pufferstaates Mandschukuo ist eine ansehnliche Organisationsleistung; das Hauptverdienst dabei dürfte wohl der Liautungarmee und dem wohlgeschulten Personal der südmandschurischen Eisenbahn zufallen. Aber der Siedlungserfolg steht nicht auf gleicher Höhe; und das Ansetzen von 1 Million Familien mit 5 Millionen Köpfen in langfristiger Entwicklung steht zunächst auf dem Papier, ebenso wie der seinerzeit aufgetauchte Gedanke, Koreaner in Massen in die Mandschurei und dafür Japaner nach Korea zu verschieben. Bis jetzt ist es bei einer japanischen Durchdringung von nicht ganz 300000 Köpfen zwischen 35 Millionen geblieben, von denen nur ein verschwindender Bruchteil, keine 10%,

unmittelbar mit Boden und Bodenschätzen zu tun hat, während alles andere sich mehr oder weniger verstädtert in gehobener Stellung zusammenballt. Amtlich wird die Zahl der Koreaner auf nicht ganz 1 Million angegeben; sie dürfte mit den früher eingewanderten 1½ erreichen. Mehr als höchstens 3 Millionen Mongolen dürften den etwa 2 Millionen unter Sowjetschutzfreundschaft nicht entgegenzustellen zu sein.

Das sind keine Aussichten, bei denen man ein Arbeiten der Zeit für die volkspolitische japanische Durchdringung der mindestens 80% chinesischer Herkunft in der Mandschurei als werbende Kraft einsetzen könnte. Aber auch der russische Siedler kommt östlich des Baikal ohne amtlichen Schutz gegen den einheimischen und chinesischen Volksbestandteil nicht auf: für die dünnmaschigen russischen Landschaften am Großen Ozean liegt der Verstädterungsfaktor mit etwa 35% weit über dem chinesischen mit nur 20% und nicht sehr weit von dem Verstädterungsgrad des vor Volksdruck zitternden japanischen Volkskörpers, der je nach der Berechnungsweise zwischen 35 und 45, sicher nicht über 57% liegt, also immer noch weit unter dem britischen oder deutschen.

So ist die Erhaltung eines pazifischen Trennungskeils landeinwärts, über die Räume mit Siedlungsgunst für die Japaner hinaus, durch ein System von Schutzfreundschaften und Verdrängung von Chinesen aus Nordchina eine reine Frage der Macht und Wirtschaftsüberlegenheit, keine der volkspolitischen Stärke, und damit — wie die Russenherrschaft auf wesensfremden Boden — vergänglich.

Das geopolitische Schicksal der übrigen Teilräume aber, des Übergangsgebietes von der Mandschurei zur Nordschwelle, wie der Übergangsräume der Philippinen, der Malaieninseln und Halbinsel und Hinterindiens zur Südschwelle, ist von dem der beiden ostasiatischen Großmächte nicht zu trennen. In beiden gibt es, trotz ihrer großen räumlichen Ausdehnung, eigentlich nur vier Schlüssellandschaften, die den weitläufigen Bau der formzerbrochenen, klimageeinten Küste Ostasiens beherrschen: 1. den nach Süden entgleitenden Volksschwerpunkt des eigentlichen China, zur Zeit am mittleren Yangtse, um Hankau; 2. die Vermittlungsstelle zwischen Hochsteppenrand und chinesischen Schwemmlandschaften, durch den Hoangho-Austritt aus dem Gebirge und Chili (Hopei)—Peking gezeichnet; 3. die Berührungsstelle des innersten Winkels der japanischen Inlandsee mit dem „Ahnenlande (Kamigata)" um Osaka, Kobe, Kyoto; 4. die dichtbesiedelte Haupterdbebenlandschaft Japans, das Kwanto, mit seiner östlichen Hauptstadt Tokyo. Die exzentrische Lage der Südspitze Chinas um Kanton gehört, trotz aller ihrer Turbulenz, nicht zu diesen eigentlichen Schicksalslandschaften. Die Versuche, diese Koloniallandschaft mit ihrer großen rassengemischten Empore, das südliche Eingangstor, dazu zu machen, gelingen nur vorübergehend und lassen das Pendel immer wieder zurückschwingen. Kern, Herz- und Zentrallandschaft, eigentlicher Schicksalsraum, kann Kanton für China nie werden; es ist und bleibt nur sein südbestimmtes Eingangstor.

Es kann kein unrichtigerer Eindruck entstehen, als der so weit verbreitete, daß die ostasiatische Geschichte den Stempel des Erstarrten und Unbeweglichen trage, der durch ihre mehr als viertausendjährigen hochstilisierten Lebensformen vorgetäuscht wird und sich durch die europäische Massenunwissenheit über Ostasien zäh erhält. In Wahrheit ist diese Geschichte von einem gewaltigen Rhythmus bewegt und ist voll von geopolitischen Lehren dieser Dauererfahrungen — nur leider erst in der Erschließung begriffen und deshalb nur engeren Kreisen zugänglich, die sich bemühen, zu den Quellen aufzusteigen. Gerade der ungeheure Reiz des Aufeinanderprallens von Anpassungsformen im Lebensraum, die sich jahrtausendelang in gedrängter Menschenfülle erprobt haben, mit der naiven Landverschwendung und Ausdehnungslust jugendlich hemmungsloser Rassen, gewohnt, kleinste Zahlen zu größten Wirkungen in fast uferlosem Überfluten zu bringen, läßt im Pazifik das bedeutsamste Zukunftsprobierfeld des alternden Erdballs vermuten. Am wenigsten vermittelt findet dieser Aufeinanderprall auf der Südschwelle statt.

XIII

SÜDSEERAND UND AUSTRALASIA

Der Fragenkreis der dritten Seite, der „Standseite" des pazifischen Dreiecks (im landläufig kartographischen Sinne gesehen), gliedert sich, von Osten nach Westen betrachtet, reinlich geschieden in das von den Rändern her organisierte Freimeer, die Südsee; das festlandfernste, absoluteste Inselreich der Erde, Neuseeland; den ersten rasseneinheitlich organisierten, meerüber greifenden Kontinent, die australische Commonwealth; und das australasiatische Übergangsgebiet.

Das sind geopolitische Gegensätze ersten Ranges! Darunter befinden sich die an geopolitischer Bewußtheit fortgeschrittensten staatlichen Lebensformen des Planeten (Auseinandersetzung zwischen Stadt und Land in Neuseeland, vernünftig-rationalistische Gründung der neuen australischen Hauptstadt Cánberra, gewollte Wiederbelebung der Vitalität der Maori); daneben stehen die relativ raumreichsten, aber menschenärmsten, als pazifische Formen jung und als koloniale überreif. So enthält das südpazifische Gebiet Typenwerte, die auch für uns voll Aufschlußkraft sind, als Deutschlands Antipoden in mehr als einem Sinn! Durch diesen scharfen Gegensatz erklärt sich auch teilweise ihre ungewöhnlich gehässige Einstellung gegen uns. Daneben leben im gleichen Raum zwei Kolonialreiche, in denen gerade der koloniale Macht- und Wirtschaftsimperialismus am meisten hervortritt, im französischen als reiner Machtbetrieb, im niederländischen vorwiegend wirtschaftlich bestimmt. Hier erschließt sich der Überblick über das Ganze am besten durch regionale Betrachtung, die, von der Südabgrenzungsfrage ausgehend, die Hauptlebensformen und dann die Restbildungen prüft; schließlich als negative und positive Symptome näher betrachtet etwa das Pandämonium-Kondominium der Neuen Hebriden und die Gründung von Cánberra. Die typisch pazifische, nüchtern-kluge, ruhig abwägende Wahl der Stätte für eine neue Hauptstadt hat freilich noch nicht ihren letzten Sinn erwiesen, da sie als Machtmittelpunkt von Australien und Neuseeland gedacht war und nun ohne die Einbeziehung von Neuseeland etwas exzentrisch liegt.

Aus vielen Gründen ist die unzulängliche Kenntnis der südpazifischen Randräume in Mitteleuropa bedauerlich, vor allem wegen ihres erzieherischen Wertes als Antipoden europäischer Engräumigkeit und geschichtlicher Belastung. Belehrend für uns sind vor allem die naturwissenschaftlichen Methoden der australisch-ozeanischen Welt, ihre kühle Art, geopolitische Probleme staatsbiologisch zu lösen, im Bewußtsein, ein soziologisches Versuchsfeld von höchster Wichtigkeit und geschichtlich fast unbelastet zu sein, so daß jeder Präzedenzfall erhöhte Bedeutung gewinnt, und nicht alles schon in vorgezeichnete Kerben zu schlagen braucht. Aber die Möglichkeit dazu gab freilich zuerst die atlantische Expansion auf Kosten des Pazifik, in der Folgezeit aber in starker Abwandlung der atlantischen Antriebe durch die pazifische Umwelt.

Australasien und die Südabgrenzung des Erdraums als reine Grenzfragen betrachtet, erweisen sich physisch-geographisch und geopolitisch nicht als so einfach, wie es zunächst scheinen könnte, sondern als physisch noch umstritten und politisch reichlich mit Spannungen belastet. Die von der Ozeanographie vorgeschlagene willkürliche Grenze des 40. Breitengrades ist ganz unhaltbar: sie würde die pazifische Külsteneinheit von Chile, auch Neuseeland und die australische Commonwealth zerreißen und von den Anliegern nie anerkannt werden. Wollte man den Versuch machen, sie irgendwie mit diplomatischem Leben zu erfüllen, so würde sie wohl einfach auf geopolitischem Wege geändert, z. B. durch eine pazifische Konferenz (wie es die von Honolulu, die wissenschaftliche von San Francisco oder Sidney waren) oder von einem panamerikanischen Kongreß; und der europäischen Wissenschaft bliebe nichts übrig, als ihre Ablehnung durch die Nächstbeteiligten zu ratifizieren. Sie wäre also, wie Kjellén sagt, wieder einmal nicht Generaldirektor, sondern nur Registrator.

Mit besserem Recht könnten die Grenzen der südlichen Anökumene, der ozeanischen Zone der dauernden „braven Westwinde" in Betracht kommen, allenfalls auch die des ozeanischen Strömungsspiels des Antarktischen Ozeans. Das wären glaubhaftere Grenzen für die politische Ozeanographie, aus der physischen heraus eher annehmbar, weil mit großen Segel-, Dampfer- und Flottenwegen, also mit Machtlinien zusammenfallend, und so würde sich die Frage für den rein ozeanischen Ostraum der südlichen Grenzzone vielleicht lösen lassen. Jenseits der Heimseglerroute von Hobart um Kap Horn herum gibt es für den pazifischen Lebensraum vorerst keine geopolitschen Interessen mehr — solange der eisumstarrte, bisher reiner kühler Wissenschaft überlassene antarktische Kontinent keine Wirtschaftswerte und Machtanreize offenbart. Sobald das geschieht, wird die pazifische Welt nach ihm greifen, wie jetzt schon nach Wrangelland, wie auch die atlantische Welt zuerst nach Spitzbergens Fischreichtum, dann nach seiner Kohle gegriffen hat. Vorbereitet ist das schon, nachdem Australien 1923 die Hand auf die Antarktis gelegt hat.

Im südwestlichen Teil des Pazifik legt sich aber zwischen ihn und den Indischen Ozean das indopazifische Übergangsgebiet des australasiatischen Mittelmeers mit

den hindurchziehenden Inselkränzen der Zerrungsbögen und dem (nach Wegener) der zurückweichenden Landmasse der Alten Welt langsamer nachtriftenden Australkontinent, und dem isoliertesten Inselstaat der Erde, Neuseeland. Hier ist es also mit rein physischen Abgrenzungen nicht getan, hier müssen die staatlichen Lebensformen nach ihrem immanenten Zugehörigkeitswillen befragt werden, wenn geopolitisch haltbare Konstruktionen entstehen sollen. Es sind mithin die von einem Kranze britischer Außenwerke umzogenen niederländischen Besitzungen von Insulinde, es ist das französische Indochina und das halb-chinesische

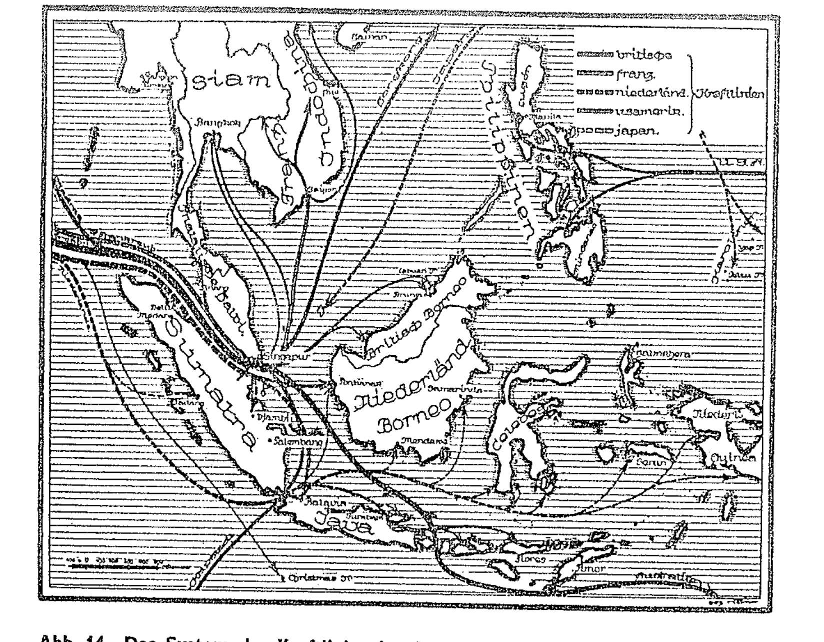


Abb. 14. Das System der Kraftlinien im Australasiatischen Mittelmeer

Siam, vor allem der widerspruchsvolle Begriff von Britisch-Australasia (verwaltungsmäßig neu zusammengefaßte, malaienbesiedelte, indomalaiische Kolonien, Australische Commonwealth und Dominion Neuseeland), endlich in geringerem Maße die portugiesischen Restbildungen, deren Stimmen hier maßgebend sind.

Schon die gewählten Namenzusammenfassungen Insulinde, Indochina, Australasia, Malaysia, Malai-Asia deuten an, wie sehr sich der Spannungen bewußt war, wer immer sie auch geprägt hat! Auch „Zerrungsbögen" ist eine bedeutungsreiche Benennung! Man glaube nicht, daß solche Disharmonien in der Namengebung den gerade für Namensymbolik und Wortspiele besonders hellhörigen Ostasiaten entgehen, die den eigenen Erdraum der Monsunländer, der indopazifischen Kultur

und Weltanschauung in höherem Sinn und stärkerem Maß als Einheit betrachten und empfinden, als viele Europäer ihre jetzt so seelen- und formzerrissene Halbinsel.

Das Vorhandensein dieser mächtigen physischen und kulturgeographischen Einheit in Südostasien und ihr Bestreben, wieder zu einer ihrer Menschenzahl und Kulturleistung entsprechenden Selbstbestimmung aufzusteigen (102) erschwert weiterhin eine dauerhafte geopolitische Abgrenzung des pazifischen Lebensraums gegen Südwesten. Sicher scheint nur, daß die pazifische Grenze im Jahre 1922

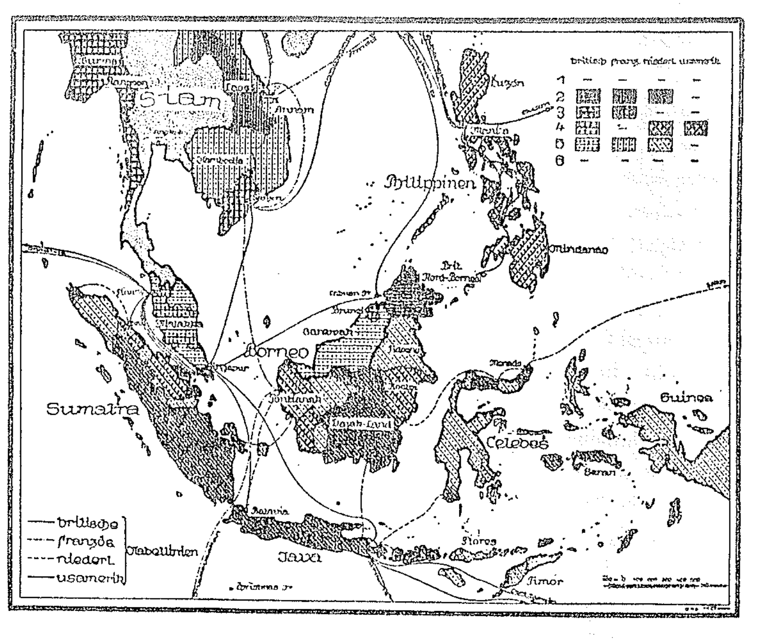


Abb. 15. Die Verteilung der tatsächlichen politischen Macht im Australasiatischen Mittelmeer

Zeichenerklärung: 2. Kolonien ohne jede eigene Selbstbestimmung nach innen und außen. 3. Kolonien mit geringer innerer Selbstbestimmung. 4. Schutzstaaten mit überwiegender Selbstbestimmung im Innern. 5. Gebiete mit einer gewissen Selbstbestimmung sogar nach außen.

durch allgemein anerkannte völkerrechtliche Akte (Teilnahme an der Konferenz von Washington) zweifelsfrei in die britischen und niederländischen Bildungen der Malaienwelt, über Australien und Neuseeland hinaus nach Westen gerückt ist, daß also der Einheitsbegriff des Pazifik auf Kosten Südostasiens erweitert wurde. Die neu daran Beteiligten werden vielleicht noch einmal das Zweischneidige ihres Anteils erkennen. Für Australien und Neuseeland ist allerdings das Hineingezogenwerden in das pazifische Gesamtkraftfeld unvermeidliches Lagenschicksal gewesen.

Drei große und höchst verschiedene Lebensformen der Erde sind also unser Untersuchungsziel mit dem Endzweck, geopolitische, erdbestimmte, der Eigenart des pazifischen Erdraums entstammte Züge bei ihrer Anordnung der politischen Macht, ihrem Willen zur Erlangung neuer, zur Erhaltung oder Umschichtung der alten darin zu erkennen. Es sind erstens: die zur Zeit von Westmächten ihrer freien Selbstbestimmung beraubte, malaiisch überschobene Inselwelt im australasiatischen Mittelmeer; zweitens die nach Vernichtung der Urbevölkerung bis auf einen Rest von 5% vorwiegend angelsächsische, im Rahmen des Britischen Weltreichs oder Staatenbundes sich selbst bestimmende australische Commonwealth,

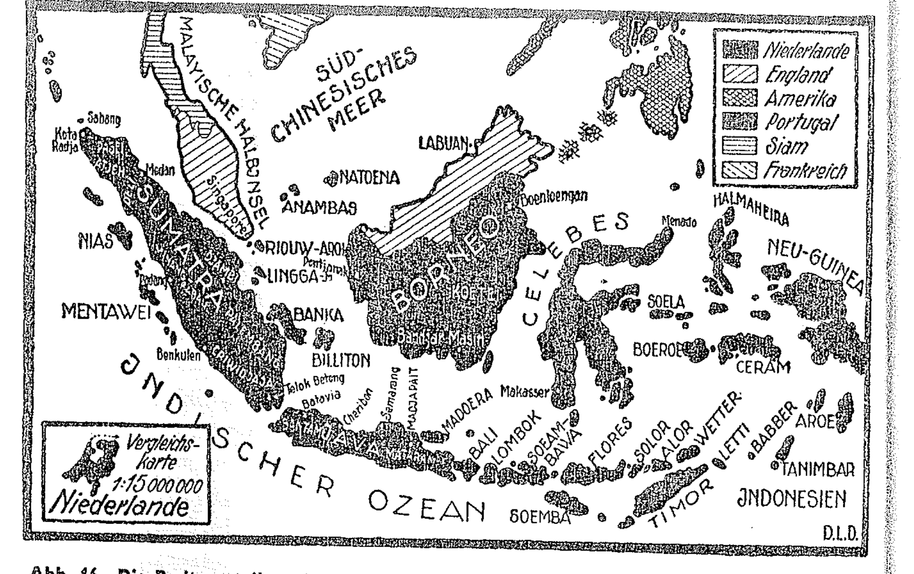


Abb. 16. Die Besitzverteilung im Australasiatischen Mittelmeer

die schon mit dem Territorium Nordaustralien und dem Nordteil Queenslands, noch mehr mit Papua-Neuguinea und den Deutschland entrissenen Inseln in die ihr wesensfremde Südsee hineingreift; drittens der zukunftsreiche isolierte Inselstaat Neuseeland, der schon seit 1840 zunehmend von Australien geopolitisch abtriftet, durch den Weltkrieg sein ursprüngliches polynesisches Mutterland Samoa wiedergewonnen hat und sich, wenn es die ihm drohende insulare Trägestauung überwindet, zur reinsten pazifischen Lebensform der kaukasischen Rasse, als Inselstaat (neben dem malaio-mongolischen japanischen Inselreich) entfalten wird.

Daneben leben noch zwei Restformen: die imperialistische französische Pazifikstellung und das fast nur noch formale Überbleibsel einer ehemaligen solchen, der portugiesischen. Die amerikanische Union erscheint im Südpazifik nur als Einbruchsfernwirkung mit einigen Wachstumsspitzen: Tutuila (Pago-Pago), Pal-

myra an den Randräumen des Großen Ozeans. Siam und Indochina sind schon als zu Südostasien überleitende Einschlüsse ohne selbständiges pazifisches Leben zu betrachten.

Das geopolitische Problem des australasiatischen Mittelmeers, einerseits aus den natürlichen Eigenschaften des Lebensraumes selbst emporgewachsen, andererseits aus dem Ring der umgebenden Mächte, aus ihren Machttypen im Ausgleich von Imperialismus und Freiheitsstreben entstanden, könnte eine eingehende Darstellung beanspruchen. Angeschlagen ist es von Lautensach in der Zeitschrift für Geopolitik (103); die natürlichen Eigenschaften des Lebensraums sind durch die meisterhafte Skizze von Hans Meyer auf die knappste Form gebracht worden. Neuerlich ist das australasiatische Zerrungsfeld von Dr. Kurt Wiersbitzky untersucht worden (103a). Japan, die von den Vereinigten Staaten bis 1945 bevor-

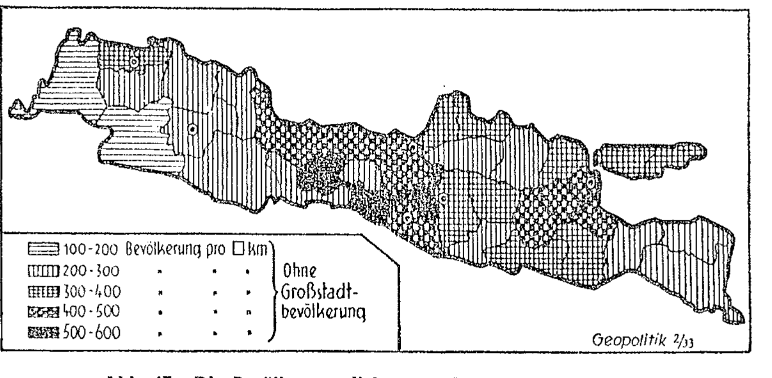


Abb. 17. Die Bevölkerungsdichte von Java und Madoera (nach S. Peer)

mundeten Philippinen, die meistbegüterten Niederlande, England (Hongkong, Nordborneo, Malaia) und sein Vasall Portugal (Macao, das halbe Timor), Frankreichs pazifische Besitzungen, China mit seiner Wirtschaftskraft, das indochinesische Übergangsgebiet von Siam — sie alle beeinflussen das australasiatische Mittelmeer in ähnlich abgestufter Stärke, wie das pazifische Kraftfeld überhaupt.

Eine überzeugende Geopolitik des gesamten australasiatischen Mittelmeers steht zwar noch aus, sie wirft aber schon ihren Schatten voraus in solche Arbeiten, wie die schon erwähnten, und in die von E. Helfferich: Wirtschaft Niederländisch-Indiens im Weltkrieg und heute (104). Wenn Helfferich, der Direktor des Strait- und Sunda-Syndikates, das Wort vor einem wissenschaftlichen Forum ergreift, um ein großzügiges Bild der Wirtschaft seines Lebensraumes in den Zeilen, seiner Geopolitik und ihrer Sorgen zwischen den Zeilen zu entwerfen, obendrein in höchst konzentrierter Form, auf nur 31 Seiten, mit ausgezeichneten Tafeln und Karten, so hat er sicher ein Recht auf volle Aufmerksamkeit. Denn dieser Raum, halb so groß wie Europa ohne Rußland, ist (nach Helfferich) doch

mehr als doppelt so dicht bevölkert wie Europa mit Rußland: Java, ein Raumviertel des alten Deutschland, mit 42 Millionen Einwohnern von 62 Millionen des Inselreichs im ganzen, hat 315 Einwohner auf den Quadratkilometer gegen 126 im alten deutschen Durchschnitt – eine Dichte, die sich stellenweise, wie in der Provinz Kedoe, auf 400 und 500 erhöht! Diese Volksdichte steigert die Bedeutung einer Geopolitik des Niederländischen Inselreichs um so mehr, als eine ungewollte Darstellung der Geschichte des Monokultursystems überhaupt von der javanischen Wirtschaftsgeschichte kaum zu trennen ist, mit der Lichtseite einer Bevölkerungssteigerung durch verbesserte Ernährungsmöglichkeit in Java von 13 Millionen im Jahre 1882 auf 30 im Jahre 1905, auf 42 im Jahre 1930, aber auch der Nachtseite ihrer völligen Verknechtung. Der Aufschwung durch den Krieg, die Entwicklung des selbständigen Seeverkehrszentrums tritt hervor (mit guten Karten belegt), freilich auch der Rückschlag durch die Überkonjunktur nach dem Krieg. (Bei dem Bankensturm, der eine Folge davon war, wurden die chinesischen Kunden vom panikartigen Abheben ihrer Guthaben erfolgreich durch ein echt ostasiatisches Mittel abgehalten: durch den Zwang, vorher Namen und Wohnort anzugeben, den der Chinese vor allem scheut – so peinlich ist ihm allzu bürokratische Regelung des Daseins durch Registriert-werden!) Dazu kam noch die Entwicklung zum selbständigen Verteilungszentrum für Zucker, Tee, Kautschuk, Kaffee, Tabak, Kopra, Kokos, Zinn. Neben diesen Fortschritten werden aber auch die bedenklichen Risse im anthropologischen Bau angedeutet, so daß hier wie bei Meyer der Kundige eine Geopolitik dieses Randgebietes zwischen den Zeilen finden und lesen kann.

Das geopolitische Wesen Australiens zeigt ein Janusgesicht: die Nachwirkung der einstigen Randkolonisation des Seevolks, mit Instinkten, die zur ozeanischen und Randausbreitung führten, und daneben den zunehmenden Druck der eigenen Festlandschwere, der großen unbesiedelten Landmassen im Innern. Das deutlichste Symptom dafür sind die Schwankungen in der politischen Willensbildung der australischen Parteien zwischen roter und grüner Internationale, die beide durch die Einflüsse des Erdraums stark umgeformt worden sind. Eine robuste und energische Farmerpartei steht gegen eine ausschließlich großstädtische Arbeitervertretung, in der sich der stark stadthaftende Zug des Kolonialbriten noch auswirkt. Die Hälfte der australischen Bevölkerung wohnt in sechs Groß- und Hafenstädten, und den beiden Hauptwählergruppen kommt nur selten zum Bewußtsein, daß weite Landstrecken ohne Menschen darin zwar keine Wahlmacht ausüben, aber eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf überfüllte Erdräume besitzen können. Der Gegensatz wird wohl zuweilen durch Staatssozialismus zu überbrücken versucht: Staatshandel, Staatsbanken, Staatsschiffahrt sollen dazu verhelfen. Aber es bleibt doch eben immer die Versuchung, die darin liegt, wenn kleine Gruppen von dünnen Siedlungskörpern gewählter Vertreter über allzu große Räume und weitgespannte Interessen entscheidend verfügen dürfen. Der

Zuschnitt der Menschen dort bleibt im allgemeinen allzusehr hinter dem der Räume zurück; eine umgekehrte Fehlerquelle, wie in Mitteleuropa, wo bisweilen großangelegte Menschen keinen Raum zum Wirken haben. Man versteht denn auch hier und dort unter Sozialismus etwas ganz Verschiedenes! Die große wehrpolitische Schwäche dieses Zustands hat der ehemalige australische Minister Hughes 1935 offen zugegeben.

Er trat vor allem für großzügige Luftverteidigung ein.

Beachtenswert ist auch die wirtschaftsgeographische Eigenart des australischen Staates, die auf Ausbildung von Monopolbetrieben und Monokulturbetrieben hinzielt: Butter, Weizen, Wolle, Fleischkonserven, besonders Gefrierfleisch (also lauter mehr oder weniger transportempfindliche und von raschem Vertrieb abhängige Güter) sind neben Gold und Kohle die Standposten der australischen Ausfuhr, namentlich nach ihrer pazifischen Umwelt. Wenn sein hoher „standard of life", seine anspruchsvolle Lebenshaltung den Australier frühzeitig darauf hingewiesen hat, durch Verkauf seiner Überschüsse an solchen Gütern die Erzeugnisse der billigeren Arbeit anderwärts hereinzubekommen, so zwingt das doch, gegen solche Räume einigermaßen auf der Hut zu sein und es nicht gleichzeitig mit allen Abnehmern zu verderben, namentlich wenn sie unter Umständen Gewalt brauchen könnten. Hier ist einer der Gründe der gereizten Stimmung Australiens gegen Deutschland zu finden. Bei allem autarkischen Selbstbewußtsein bleibt also den Australiern doch ein unbehagliches Restgefühl, weil sie sich dessen bewußt sind, was einer von ihnen einmal klipp und klar ausgesprochen hat: „Wir haben zwar das Land rot angestrichen (auf der Landkarte), es aber dann leer gelassen" (105). Andererseits ist man sich bewußt, daß eine strikte Ausschließung gegen die einwanderungslustigen farbigen Rassen, „the smell of the East in the North-wind" vielleicht unerläßlich ist. Trotzdem wird eine Erneuerung des ganzen, etwas stagnierenden politischen Lebens in absehbarer Zeit notwendig werden, und „neue Menschen oder neue Staaten", das heißt eine neue staatenreichere Struktur des Bundesstaats, ist eines der gebräuchlichsten Schlagwörter in dieser Richtung. Man fängt an, sich zu sehr eintypisch zu fühlen und die beginnende Gefahr der Inzucht zu merken, die für Neuseeland dessen früherer Generalgouverneur Lord Bledisloe 1935 den Befürwortern der Inzucht vorgehalten hat.

Die Raumkontraste innerhalb der einzelnen Staatenindividuen sind allerdings sehr groß. Die gegensatzreichsten sind wohl Westaustralien und die Nordgruppe der beiden Territorien Nordaustralien und Papua sowie Queensland. Ausgeglichener sind Südaustralien, die beiden ältesten Staatenbildungen Neusüdwales und Viktoria, das kleine Tasmania und der Bundesdistrikt, der nur die Größe von Luxemburg hat. Auch das Verhältnis zwischen Größe und Alter der Staaten verdient Beachtung.

„Australia's future", eine Artikelfolge der „Times" im Mai 1922, von Canon Pughe, faßte die australischen Zukunftsfragen weitsichtig zusammen und for-

derte als Heilmittel eine schleunige Steigerung der Siedlung mit planmäßigen Kulturausgaben zu ihrer Förderung. Solche Pläne scheitern aber daran, daß große Zukunftsräume keine parlamentarische Vertretung haben, wohl aber die Hochlohngebiete mit ihrer egoistischen Abschließungstendenz. Das Entscheidende wird wohl sein, ob in Australien eine Verjüngung und Erneuerung der Britenrasse stattgefunden hat oder nur die Überpfropfung eines Reises, das an denselben Übeln leidet wie der Hauptstamm im Mutterland: Landflucht, Entvölkerung der Ackerbaudistrikte, Übervölkerung der industrialisierten unter großstädtischer Entartung, woran die angelsächsische Rasse zu Hause kränkelt. In diesem Fall aber stünde Asien überall drohend vor den Türen, nicht nur an der Hintertür, wie es in diesem Artikel heißt: Asia at the back-door!

Bei Gelegenheit der Anlage seiner neuen Hauptstadt Canberra (102) hat Australien eine umfassende naturwissenschaftliche Selbstprüfung seiner Daseinsgrundlagen angestellt und ist sich dabei auch wohl darüber klargeworden, um wieviel seine geopolitische Lage und Stellung stärker wäre, wenn es gelänge, Neuseeland zum Anschluß an die australische Gemeinschaft zu bewegen.

Aber die Doppelinsel zeigt sich abgeneigt und gefällt sich weit besser in der Rolle eines selbständigen Gliedes des angelsächsischen Völkerbundes. Vielleicht wird sie auch ihre geopolitische Eigenart als das am meisten ozeanische der möglichen künftigen Inselreiche der Erde (mit seinen 268461 qkm [ganzes Dominion 272250 qkm] zwischen Großbritannien mit 230000 qkm und Stamm-Japan mit 278000 stehend) zu dauerndem Festhalten einer solchen Rolle befähigen. Die Inseln sind wohl frühestens um 1200 von Samoa aus, also malaiisch besiedelt worden, wurden 1642 von Tasman entdeckt, 1769 von Cook in Besitz genommen. Zunächst schoben sich dort, beide von weit meerübergekommenen Herrenvölkern abstammend, zwei Bevölkerungsschichten übereinander und besetzten sehr extensiv ein Inselreich von wunderbarer landschaftlicher Schönheit, mit hochvulkanischem Profil, einer sehr bewegten seismischen Vergangenheit (was bei einem Aufriß von 4000 m kein Wunder ist), also einen der am meisten bevorzugten Reservegründe der Menschheit. Beide, Maori wie Anglonormannen, waren extremste Ausläufer expansiver Seenomadenrassen an der Peripherie ihrer Ausbreitung und zeigten alle Vorzüge der Hochzüchtung, aber auch unverkennbare Erscheinungen von Entartung. An der Jahrhundertwende, zu Beginn der vollen Einbeziehung des Pazifik in die Weltpolitik, lebten auf der Doppelinsel Neuseeland noch 46518 Maori im Besitz von 5 Millionen Acres Land, seit mehr als 400 Jahren eingewandert, und 772455 meist britisch-bürtige Kaukasier, davon über 1/4 Million in vier Städten zusammengedrängt (heute 1 1/2 Millionen Einwohner). In den Zahlen, die die Bevölkerungszunahme der Städte zeigen, drückt sich das städtische Wachstum der Inseln aus (innerhalb eines Jahrzehnts von 1891–1901): Auckland Zunahme von 51287 auf 67226, Wellington von 34109 auf 49344, Christchurch von 47846 auf 57041, Dunedin von 45869 auf 52390. Dieses

Wachstum hat in steigendem Maße angehalten, wie die Zahlen der letzten Volkszählungen zeigen: 1921 hatte Auckland 145000, Wellington 108000 Einwohner, Christchurch 102000, Dunedin 72000 Einwohner, zusammen fast $^1/_3$ der Gesamtbevölkerung. Die Hauptbesiedlungsetappen durch die Missionen sind bezeichnet durch die Jahre 1814, 22, 38, deren Fortgang wurde 1820–28 durch schwere Kämpfe mit den streitbaren Maori unterbrochen, denen die Gründung von Auckland 1840 und ein mit den Maori geschlossener Vertrag nur vorübergehend ein Ende machte. Die nun selbständig gewordene Kolonie mußte von 1857–65 den zweiten blutigen Maoriaufstand durchmachen und weitere Perioden von „unrest" 1868, 81, 83 und 86. Eine ganz überraschende Neubelebung der Vitalität der Maoribevölkerung (62000), die sich in einer Verdoppelung der Geburten zeigt, bewirkte im letzten Jahrzehnt die „Ratana"-Reformbewegung.

Gold, Eisen, Kohle, Petroleum als Hauptbodenschätze, blühender Ackerbau und erfolgreiche Viehzucht gewährten die Grundlage zur Autarkie, und die Spezialität des Kopal-Kauri-Harzes sicherte einen Ausfuhrüberschuß von 3 Millionen £ jährlich. 1/4 Million Pferde und Schweine, 1 1/4 Millionen Rinder, 20 Millionen zum Teil besonders hochrassige Schafe gaben in diesem hochbegünstigten Züchterland die Grundlagen für eine extensive Viehzucht, die bald so weit war, für die Ausfuhr Gefrierfleisch, Käse und Butter liefern zu können, freilich mit einer Belastung durch hohe Löhne und ungeheuerlich lange Ausfuhrwege.

Die politische Struktur Neuseelands innerhalb des Britischen Weltreiches war die eines selbständigen Dominions mit besonders betonter Eigenart, unter einem Krongouverneur und acht Ministern, mit einem Oberhaus von 46 Mitgliedern, darunter 2 Maori, einem Unterhaus von 74 mit 4 Maori, mit einem Frauenwahlrecht seit 1893, mit distriktweiser Trockenlegung bei dreijähriger Wahl zwischen Alkohol und Abstinenz und einem Schiedsgerichtszwang in Arbeits- und Lohnfragen seit 1900. Also sicher eine sozial höchst fortgeschrittene Lebensform, für die auch kennzeichnend ist, daß sie von der anfangs dezentralisierten Struktur aus neun Provinzen mit einem Bundesstaat übergegangen ist in die seit 1876 ausgebildete, mehr unitaristische Form aus 63 Grafschaften mit der Hauptstadt Wellington. Das wäre also eine mehr insulare Umgliederung aus der anfänglich kolonialen Struktur; in den Größen seiner Gaue ist nun Neuseeland am ehesten Japan und England verwandt.

Der Ruf nach Einwanderung von Kapital und Arbeit aus dem Mutterlande verstummt aber nicht und wurde besonders nachdrücklich von Neuseeland aus, z. B. im „Manchester Guardian" vom 24. 5. 1922, erhoben, neuerdings von Generalgouverneur Lord Bledisloe gegenüber den 200%igen Nur-Inzucht-Neuseeländern betont. Der noch ungenutzte Reichtum des Landes ruft nach förderndem Kapital und helfenden Händen, nach Verpflanzung britischer Industrie in das vom Egoismus kleiner Menschengruppen, ähnlich wie Australien, verschlossen gehaltene Land, das außer den 1 1/2 Millionen Einwohnern, die es heute hat, eine

Bevölkerung von 30–40 Millionen ernähren würde und so dicht bevölkert sein könnte wie Japan. Diesem ist Neuseeland an geopolitischem Instinkt insofern verwandt, als es gleichfalls bereits eine Inselbesitzbarriere geschaffen hat und heute schon über einen Seeraum von 11000 km Umzug mit einem großräumigeren Kern als Großbritannien verfügt, überhaupt das am meisten imperialistisch gesonnene unter den Dominien ist. Umlagert und durchsetzt ist dieses werdende Seereich von den Restbeständen der französischen Pazifikstellung (in der es deutlich künftige Beute wittert), mit ihrem geopolitisch stärksten Tragteil, dem an Raum etwa einem verdoppelten Korsika gleichen Neukaledonien.

Neukaledonien, 20500 km von Marseille entfernt, ist ziemlich genau Antipode des westmittelmeerischen französischen Raumschwerpunkts und steht, wie das ganze französische Inselreich, vor Rückbildung oder Stagnation, trotz allen Versuchen, es zu galvanisieren (106). Wer mit offenen Augen und Ohren die Kolonialausstellung von Marseille 1922, dann die von Paris besucht hat und dem Kolonialkongreß dort anwohnte, der hat den deutlichen Eindruck gehabt, daß sich das ozeanische und das afrikanische Kolonialreich Frankreichs auf sehr verschiedenen Entwicklungslinien bewegen. Für Französisch-Westafrika und den Mittelmeeranteil traten die besten Männer ein und sprachen für zähe Fortentwicklung mit Worten und Taten, sichtlich von der Zukunft ihrer Sache durchdrungen; auf diesem Gebiet erwies sich ein starkes lebendiges und sicheres Vorwärtsstreben, auch eine zielbewußte Eingeborenenpolitik – wenn auch in ganz anderer Art als die angelsächsische mit ihrer nordischen Distanz zu den Negern oder die spanische und portugiesische Vermischungspolitik, so ziemlich in der Mitte zwischen beiden stehend. Ozeanien und Indochina traten dagegen entschieden zurück: Furcht vor der Zukunft, begrabene Hoffnungen, Zweifel, ob das einst von starken Führernaturen in der Südsee begonnene Werk von Dupetit-Thouars, Bougainville, La Perouse, Dumont d'Urville Bestand haben werde, ob es überhaupt noch Einsatz der Besten und große Opfer wert sei, schienen die Stimmung zu beherrschen. Herbstluft wehte im Gegensatz zu dem Vormärzgefühl gegenüber dem näheren, atlanto-mediterranen geschlossenen Afrikareich. Der französisch-ozeanische Siedlungsbereich umschließt auf Neukaledonien etwa 20000 qkm, auf den Neuen Hebriden in britischer Gemeinschaft 15000, in Ozeanien etwa 4000 qkm. Der ozeanische Besitz allein entspricht also etwa der halben Fläche von Korsika, der Gesamtbesitz in der Südsee dem der japanischen Südinsel Kiushiu, die immerhin 8 Millionen Menschen mit rund 200 Einwohnern auf den Quadratkilometer nährt.

Frankreich hat in seinem Südseeparadies an Stelle dieser 8 Millionen pazifischer Menschen nicht mehr als die Einwohnerzahl einer französischen Kleinstadt, wenn auch die Laster der Südsee mit denen Ostasiens und denen von Paris darin vereinigt sind. Man hat eben zu Hause tatsächlich keine entbehrlichen Menschen, um den Raum damit zu durchdringen und mit wirklichem Leben zu erfüllen; verwehrt, raubt und versperrt ihn aber doch aus Neidpolitik denen, die ohne

Raumzuwachs nicht weiterleben können, außer in den schlimmsten proletarischen Daseinsbedingungen, wie sie so erschütternd von den verkommenen struppigen Vogelkindern der zu spät gekommenen Zuwanderer auf den Vogelinseln des großen Meeres berichtet werden. Es ist nicht zu leugnen: der Wesenszug des Imperium pacificum der Franzosen ist der reinste nackteste Imperialismus, vor allem ist in der Südsee der Neid und das entwicklungsfeindliche Pochen auf den Rentnerbesitz sein Leitmotiv.

Wer in Wahrheit der Feind jeder Selbstbestimmung der kleinen Völker ist, das zeigt sich vielleicht nirgends deutlicher als in dem Kondominium der Neuen Hebriden, das im „Transpacific" mit Recht ein Pandämonium genannt wird (107), einer geopolitischen Neidschöpfung Englands und Frankreichs. Ein Raum von rund 15000 qkm, der Platz für 1 Million bieten würde, ernährt tatsächlich nur 1000 Weiße und 60000 Eingeborene unter einer kostspieligen Doppelverwaltung und in höchster Unzufriedenheit mit ihren Zuständen. Dort liegt eine Stelle höchster geopolitischer Zukunftsbelastung und läge auch für den, der ihn zu gebrauchen wüßte, ein Hebel strafender Gerechtigkeit für die Zerreißer Schleswigs, Oberschlesiens, Tirols, des Saargebietes und Burgenlandes. Sogar im französischen Bericht darüber fühlt man ein gewisses Unbehagen durch; dennoch zeigt sich ein Rest von gesundem Menschenverstand darin, daß im Gegensatz zur Zerreißung der natürlichen Einheit der Marianen (Guam), Samoas (Pago-Pago), der Palauinseln (Exterritorialisierung von Yap) wenigstens das natürliche Einheitsgebiet beisammengelassen wurde, statt „das Kind zu teilen". Es läge vielleicht in jener Gegenüberstellung ein Beweis dafür, daß trotz England und Frankreich die Vereinigten Staaten der allergewaltsamste und rücksichtsloseste Eindringling im Pazifik sind, trotz Wilsons 14 Punkten und allen schönen Worten auf den Philippinen.

Die Tatsache, daß schon einmal fast von Australien aus 7860 qkm Bodenbesitz der „Société française des Nouvelles Hébrides" angekauft worden wären, zeigt die Möglichkeit eines katastrophalen kapitalistischen Umschwungs. Die Neuen Hebriden werden sicher einmal ein Kompensationsobjekt werden, bestenfalls an dem Tag, an dem Frankreich ebenso aus der Südsee verschwinden wird, wie es Deutschland zum Verschwinden gebracht hat. An dieser Stelle der Erde hätte sich Europa nur vereinigt halten können, wird aber nun infolge seiner eigenen Zwietracht daraus weichen und den Kampf um den Lebensraum darin den Angelsachsen und den Südseerassen überlassen müssen.

Arbeitermangel in weiten Räumen, das ist die Schicksalsfrage auch hier! Der Arbeiterhunger, die natürliche Saug- und Anziehungskraft des leeren, reichen, unentwickelten Raums, sie leiten über zu den Zukunftsaspekten, die vor allem aus einem positiven Symptom, dem Zusammenschluß Australiens um seine neue Hauptstadt, hervorzuleuchten scheinen und das düstere Zukunftsbild des Rassenkampffeldes im südwestlichen Pazifik stellenweise erhellen.

XIV

WASSERHOCHSTRASSEN UND RANDDURCHBRÜCHE; GEOPOLITIK DER PAZIFISCHEN KANALIDEEN

Um die Geopolitik der naturvorgezeichneten Wasserwege eines großen Seeraums zu erkennen, werden wir von der Erfahrung (der Empirie) der wichtigsten natürlichen Bahnen und Kanäle des Friedens- und Wehrverkehrs auszugehen haben. Dazu gehören: neben den von altersher als Wanderweg benutzten Inselbrücken die naturgegebenen Durchlässe zwischen Landschranken und sonstigen Hemmungen des Seeverkehrs, auch geschützte Meeresteile wegen der natürlichen Abkürzung und Deckung gegenüber der freien offenen Meerfahrt. Malakka- und Sundastraße mit ihren Nebenwegen bis zur Torresstraße, Magellan- und Beringstraße sind unter ihnen die wichtigsten Seepforten des pazifischen Außenverkehrs. Die Beringstraße, mit den Geschicken der Nordschwelle (Kap. XI) eng verknüpft, ist als Wasserhochstraße von der tragischen Erforschungsgeschichte der nordwestlichen und nordöstlichen Druchfahrt überschattet, an der sich die Seefahrergröße Englands wesentlich geschult hat, wenn auch das Ziel, als es schließlich mit großen Opfern erreicht war, sich praktisch ins fast Unwesentliche und Unnützbare verlor. Während England so, an den damaligen Inhabern der pazifischen Handelsmonopole vorbei, die nördlichen Wege vergebens suchte und dabei aber doch die ganze Tüchtigkeitssteigerung gewann, die aus dem Ringen um ein Ideal erwächst, schuf es sich im Südpazifik fast unbemerkt den gleichfalls von der Natur vorgezeichneten antarktischen Verkehrsweg als freie, von britischen Stützpunkten gesicherte Hochstraße in der Bahn der Braven Westwinde, die in der Seeschlacht an den Falklandinseln ihren imperialistischen Wert erwiesen hat. Für die innere Geopolitik des Großen Ozeans aber fast noch wichtiger ist die seinen Nordausgang mit den Südwestpforten zwischen Singapore und Barriereriff verbindende Seestraßenreihe des ostasiatischen Randmeerkorridors mit seinem ozeanwärtigen Abschluß durch die Inselgirlanden der Zerrungsbögen oder durch die Inselbögen selbst, wo sie kompakter werden. Größte Bedeutung wird wohl noch die japanische Meerengenfrage erlangen, die noch wichtiger für künftige Großmachtfragen der Erde werden kann als die der Dardanellen, die doch die Menschheit schon Nachdenken genug gekostet haben (108).

Ursprünglich aufgebaut um eine Inlandsee (109), an der es als erste statistisch erfaßte Kerngründung einer Großmacht, die heute noch besteht, um 645 n. Chr. mit etwa 8 Millionen Einwohnern ins Licht der Geschichte tritt, hat Japan nun ein größeres meerumspannendes Reich um ein größeres Binnenmeer, die Japansee, aufgebaut. In dessen innerstem Winkel ist aber noch die ehemalige Ausfallpforte einer kontinentalen und atlantischen Macht eingekapselt: von den Begründern stolz „Beherrsche den Osten" genannt, von den Japanern aber Urashio, die „Hintersee" oder bisweilen das „Friedenspfand". Als Machtauslaß ist dieser Hafen Wladiwostok so gut verkorkt wie Petersburg und Odessa-Sewastopol. Denn die natürlichen Seestraßen, die zu ihm führen, haben alle nach heutigen Wehrbegriffen weniger als Kanonenschußweite, können also von Japan als Territorialgewässer angesehen werden: die Tsushimastraße, geweiht durch das Andenken zweier darin versenkter feindlicher Armaden, einer mongolischen und einer russischen, die Zugänge der Inlandsee, die Tsugaru-, La Pérouse- und heute auch die Tatarische Straße. Sie sind die natürlichen Tore der maritimen Zentralfestung Ostasiens; schon die Formosastraße ist ein Vorwerk dazu, das ernster von den Anliegern verteidigt wird als etwa die noch 1922, wenn auch unter murrendem Protest geräumten Außenschanzen auf den Marianen und Palauinseln. Auf diesen beiden Inselgruppen steht heute der Fuß der Vereinigten Staaten, ganz fest verankert in Guam, mit Kabelländerechten und allerlei Freiheiten in Yap. Torwächter der Magellanstraße ist der geopolitisch hellhörige, waffenstarke und von seiner Flotte zusammengehaltene Küstenstaat Chile. An den westlichen Auslässen des Pazifik steht, hinter den Niederlanden, zwischen deren indischen Inseln sie meist durchführen, die Macht des Britischen Imperiums und seiner Tochterstaaten (Torresstraße). Sie ist durch den Ausbau der Seefestung Singapore an dem wichtigsten, den ganzen Seeverkehr Europa—Ostasien vermittelnden dieser Durchlässe in jüngster Zeit der Welt erneut zum Bewußtsein gebracht worden. Im Gegensatz zu den wesentlichsten natürlichen Wassertoren, die wenigstens zum Teil noch von Anliegern betreut werden, sind die natürlichen Durchbruchsstellen der Landschranken den nächsten Anliegern, Columbia und Siam, entwunden worden. In einem Fall, dem des Isthmus von Panama, mit 79 km Breite und 82 m Meereshöhe, von dem Staat, der die Kraft in sich fühlte, den Durchbruch zu schaffen und ihn zu einem Werkzeug von riesiger Tragweite für seine Politik zu machen, den Vereinigten Staaten, nachdem die Lateinische Welt, zuerst Spanien mit Karls V. Projekten, dann Frankreich in Lesseps korruptionerstickten Fehlschlag, aber auch die deutsche Raumphantasie eines Humboldt sich vergeblich daran erschöpft hatte. Im anderen Fall, dem des Isthmus von Krah, mit seinen 110 km Breite und 76 m größter Hebung des Landrückens, geschah es hingegen im negativen Sinn von derjenigen Macht, die eine Entwertung ihrer eigenen Beherrschung der benachbarten Seestraßen von Malakka und Singapore durch einen möglichen Konkurrenzkanalbau voraussicht und deshalb französischer, skandinavischer, sia-

mesischer und japanischer Unternehmungslust einen Riegel vorschieben will. Der Durchstichkanal von Krah würde eine viertägige Zeitersparnis auf dem Wege Europa—Ostasien bedeuten, also eine weitere Streckung der vom Suezkanal schon angebahnten Weltverkehrskürzung, aber dadurch eben Singapore auf diesem Weg ausschalten.

Die Geopolitik des Panamakanals mit ihren zahlreichen Versuchsstellen (Isthmus von Panama selbst, Tehuantepec, Nicaragua, Atrato-Darien) einer späteren eingehenderen Darstellung vorbehaltend, wenden wir uns zunächst noch dem pazifischen Binnenverkehr und seinen Hauptstraßen zu, deren wichtigste wir schon einmal in ihrer internationalen Bedeutung gestreift haben, nämlich den Küstenmeerkorridor, die Nordfortsetzung des durchgängigsten der Mittelmeere, des australasiatischen. Gerade an diesem Beispiel zeigt sich besonders klar der unerschöpfliche Typenreichtum des Pazifik gegenüber dem typenärmeren Atlantik, und zwar in einer fast arithmetisch zu nennenden Abfolge seines Umzugs: vom problemreichsten in der Südwestecke, dem australasiatischen Mittelmeer selbst, geht die Reihe über das südchinesische, offenste der Randmeere zum geschlosseneren ostchinesischen oder Gelben, dem geschlossensten der Japansee mit der davorliegenden Japanischen Inlandsee, dann sich wieder mehr öffnend gegen die Nordischen Schwellen zum Ochotskischen, auch schon einmal durch Rußland machtumschlossenen Meer, und schließlich zur Beringsee. Einst russisch, hierauf 1867 von den Amerikanern zu monopolisieren versucht, enthält dieses heute noch in Dutch Harbour auf den Aleuten den Nordstützpunkt des seestrategisch so berühmten amerikanischen Quadrilaterals, dessen südlicher Pago-Pago und dessen westlicher Pearl Harbour auf Hawai ist, von wo aus die Linie weitergeht über Guam auf Manila und zurück auf die pazifische Basis San Francisco-Panama. In diesem großzügigen Liniengefüge steht die Union überall mit gepanzertem Fuß auf fremder Schwelle, der weiten und doch auch wieder engen seestrategischen Auffassung entsprechend, die von Mahan genährt wurde, und die, auf den Handel übertragen, in der Fahrt Manila-Puget-Sund-Panama-Neuyork nur „amerikanische Küstenschiffahrt" zu sehen vorgibt.

Ein Naturschutz, wie er der pazifischen Küste Ostasiens vorliegt, fehlt freilich der pazifischen Küste Amerikas und zwingt sie zu großräumigem Denken auch in der Abwehr und ihrer verkehrsgeographischen Vorbereitung, bei der namentlich eine großartige Flugsperre von den Aleuten über Hawai und Midway, dann Kingman's Reef bis Pago-Pago auf Tutuila eine vorbeugende Rolle spielt. Nur die alaskischen und südchilenischen Küstengewässer besitzen ähnliche Vorzüge, bis zu einem gewissen Grad natürlichen Küstenschiffahrtsschutz und eine dementsprechende Abwehrstärke, vergleichbar mit Norwegen. Ein Ding für sich ist dann entstanden aus dem eigenartigen Kompromiß zwischen der kanadisch-vereinsstaatlichen Kontinentalgrenze mit ihrem friedlichen, mechanisch-schulmeisterlich festgehaltenen 49. Breitengrad und der früheren britischen, seestrategisch und imperialistisch wohlgewählten Stellung der Reede von Esquimault (Südostspitze von Vancouver-Island): die Geopolitik der Juan-da-Fuca-Straße mit ihrer wehrgeographisch stellenweise ganz unmöglichen Grenzführung zwischen Britisch-Kolumbien und den Vereinigten Staaten.

Die Eigenart der pazifischen Südscheide für den Binnenverkehr geht aus dem schon in Kapitel XIII Gesagten hervor: sie ist völlig freie Hochseefahrt, zum Teil gehemmt durch einen seeverkehrsfeindlichen Kontinentalrand mit der dem Erdraum eigentümlichen Bildung des vorgelegten Barriereriffs. Die höchst schwierige Torresstraße wiederholt im großen alle die kleinen Schwierigkeiten der Südseefahrt, wie sie aus den Korallenbildungen der Atolle und Riffe erwachsen und durch noch unzulängliche kartographische Aufnahme und Küstenbefeuerung noch nicht genügend behoben sind. Hier wäre noch ein weites Feld für Verkehrsverbesserungen, auf dem unsere deutsche Südseeverwaltung mit bescheidenen Mitteln zweifellos Rühmliches geleistet hatte. Es ist unser gutes, wissenschaftliches und politisches Recht, auf diesem Gebiet sorgfältig jeden Fehler, jede Vernachlässigung der Mandatusurpatoren zu verfolgen, festzunageln und dem Weltgewissen peinlich genau vorzuführen. Von diesem Recht aus werden wir die natürlichen und künstlichen Wasserwege des pazifischen Bereichs, von dem man unsere Technik ausgeschlossen hat, und ihre pflegliche Behandlung, die Kultur der natürlichen Wasserwege, ihre Erhaltung, kartographische Aufnahme, Erforschung und Befeuerung nun erst recht im Auge zu behalten haben, zumal sie unser eigener Überseeverkehr wieder in rasch steigendem Maße benutzt.

Den größten geopolitischen Reiz unter den Wasserstraßenproblemen des Pazifik hat natürlich bei seiner überragenden Bedeutung als Wirtschafts-, Kultur- und Machtwerkzeug die Idee und Wirklichkeit des Panamakanals im geopolitischen Licht (110) und in der Entwicklung von der einen zur anderen. Die Geschichte dieser Idee zeigt uns auch, wie fruchtbar die Beschäftigung mit solchen Entwicklungen ist, wie sehr dabei geleistete Gedankenarbeit immer irgendwie wieder zu Ehren kommen kann. Wenn wir den dämonischen Reiz des Kartenstudiums (111) und die Macht einer daraus verdichteten geographischen Idee (die so lange zwingend aus der Eigenart einer Landschaft hervorsteigt, bis sie irgendwo Verkörperung findet) sich zu einer Art Besessenheit für viele Generationen von Forschern und Tatmenschen auswirken sehen, so ist es in der Geopolitik der pazifischen Kanalideen zwischen der Landenge von Tehuantepec und dem Atratostrom.

Verwirklicht ist nun diese unseres Wissens zuerst von Cortez in Tehuantepec (Angel Saavedra) 1520 konzipierte Idee in der 79 km langen, je 8 km rechts und links des Schleusenkanals den Vereinigten Staaten gehörigen Landenge von Panama, „The Isthmian Canal Zone" genannt, in einem Streifen von 1160 qkm, auf dem während des Kanalbaus bis zu 154 000 Menschen lebten, und der heute etwa 31 000 Einwohner hat. Der Kanalspiegel liegt auf 26 m, die höchste zu durchschneidende Erhebung hat 82 m. 12 Schleusen führen die Kanalsohle, die

im Atlantik auf 12,5 unter Mittelwasser liegt, zu 13,7 m unter Mittelwasser des Pazifik. Das 42 km lange, 425 qkm weite Gatunstaubecken, die Bändigung des Chagresflusses mit seinem 300fachen Hochwasserschwell, der Culebraeinschnitt mit seinen beständigen Rutschungen waren die technischen Gefahr- und Glanzstellen des Baues, der ungefähr 2 Milliarden Goldmark verschlungen hat.

Aber weit davon entfernt, durch den ausgeführten Panamakanal endgültig überwunden zu sein, standen die scheinbar toten Wettbewerbsideen erst recht wieder auf, zunächst die Atratoverbindung, die das spanische Amerika ebenso wie England als am meisten abgelegen von der nordamerikanischen Machtsphäre begünstigen, dann die Nicaragualinie, die durch den Nicaraguasee, an zwei sehr tätigen Vulkanen und einem hochvulkanischen Felde vorbeiführend, augenblicklich durch eine Kombination von Eisenbahn, Fluß- und Seefahrt benutzt wird und schon jetzt für alle künftigen Fälle vorsorglich dem Staatssystem der Union mitsamt ganz Nicaragua als Protektorat eingefügt worden ist.

Schon in dem Buch von Antonio Galvao wurden 1550 Tehuantepec, Nicaragua, Panama und Darien zum Durchstich vorgeschlagen, und 1551 drängte Gomara bei Philipp II. auf die Ausführung. Statt einer Verkehrserleichterung entwickelten sich aber künstliche Verkehrserschwerungen durch das Verbot der spanischen Regierung, außer der Straße Portobello—Panama eine weitere zu bauen, dem sogar ein Verbot geographischer Forschung überhaupt folgte, und zwar im Rahmen einer Gesamtsabotage aller Pläne auf einen über die Landenge hinwegführenden Verkehr, bis zu Patersons Siedlungsversuch von 1698. Das Problem war für die Zeit von 1520 bis 1698 noch zu groß; es erschreckt sie, wie die Nachfolger des weit vorausdenkenden Shoguns Iyeyasu Tokugawa auf der anderen Seite des breiten Meeres zur gleichen Zeit das der freien Fahrt quer über die Hochsee. Erst 1771 kommt es unter dem Einfluß veränderter wirtschaftswissenschaftlicher Strömungen in Spanien zu der ersten Streckenplanung von Tehuantepec, 1779 zu der von Nicaragua. Dann tritt 1808 Humboldt auf, mit nicht weniger als acht verschiedenen Vorschlägen; er verkörpert wohl die geistvollste Beschäftigung der menschlichen Phantasie mit dem Durchbruchproblem der Landenge. 1825 wird der erste Versuch gemacht, die Union zum Kanalbau heranzuziehen. Dort hatte schon Washingtons geopolitischer Scharfblick den Gedanken an die einigende Kraft eines großzügigen Kanalsystems (Kanadische Seen!) hinterlassen und den Sinn dafür geweckt; denn solche Pläne lagen diesem weitblickenden Organisator, Städte- und Staatenbauer nahe, weil sie seiner Schulung als Topograph, Ingenieur und Feldmesser und seiner praktischen Bildungsrichtung entsprachen. 1830 bildete sich eine holländische Konzession, und von 1849 an häufen sich die Projekte, angespornt durch die kalifornischen Goldfunde und den abenteuerlichen Westverkehr, den der Goldhunger erzeugte.

Von da ab erst ist der Pazifik selbst beteiligt: 1848—50 beginnen systematische Eisenbahn- und Kanalaufnahmen. Von allen Projekten bleiben die von Nicaragua,

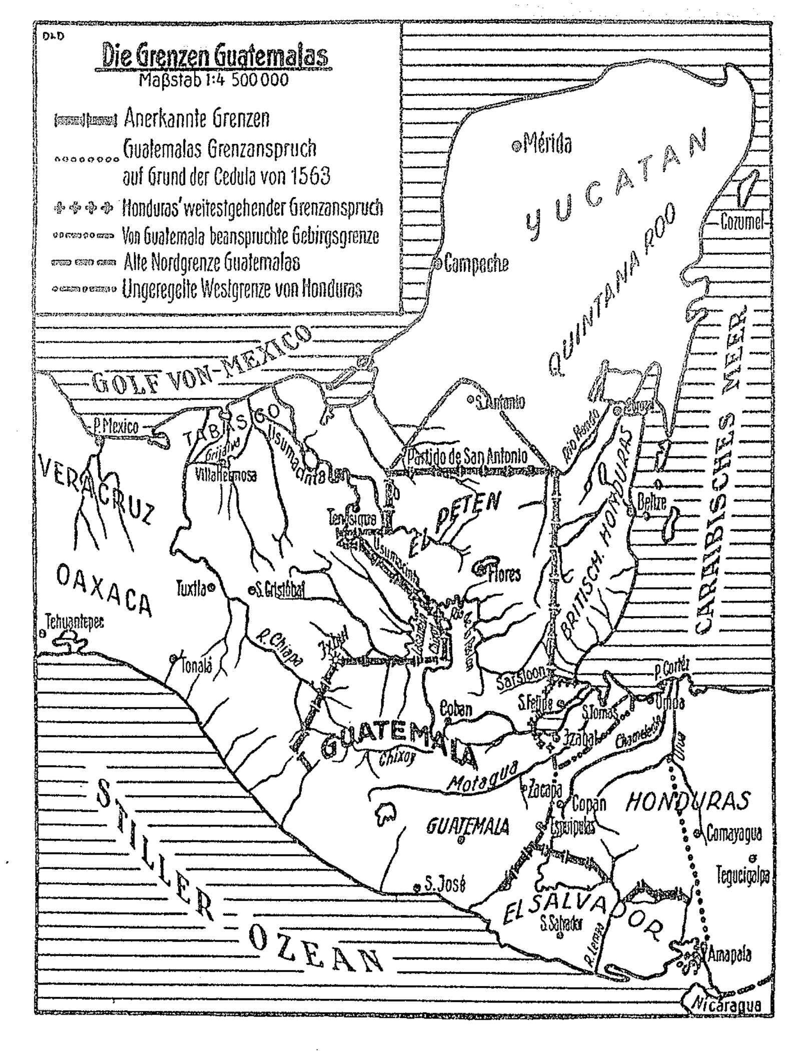


Abb. 18. Ein Beispiel unorganisierter Landbrücken: Die nördliche Hälfte Mittelamerikas

Panama, St. Blas, Caledoniabay, Darien und Atratofluß in verschiedenen Varianten als die aussichtsreichsten übrig — also noch genug Auswahl, um so mehr, als der Atratoplan vier verschiedene Möglichkeiten bot: Tuyra, Truando, Napipi, Bojaya. 1870—75 befaßte sich eine amerikanische Marineerforschungskommission eingehend mit dem Atrato-Darien-, dem Nicaragua und dem Panamaentwurf, nach dem bereits 1846 vorbeugend durch einen Neugranadavertrag, 1850 durch den so bekanntgewordenen Clayton-Bulwer-Vertrag und 1867 durch den Nicaraguavertrag

für Neutralität und gleiches Recht der Vereinigten Staaten an dem zukünftigen Kanal gesorgt worden war. 1859 schuf ein erstes Abkommen mit den Franzosen und 1901 der Hay-Pauncefote-Vertrag, dieser nach zehnmonatigem Ratifizierungskampf mit dem amerikanischen Senat, die völkerrechtliche Grundlage für den jetzigen Bau.

An dieser Stelle mündet die Geopolitik auf eine Weile in ein finanzpolitisches Ränkespiel und Intrigenstück. 1876 erfolgt die Vorgründung einer Panamagesellschaft, 1879/80 die Hauptgründung durch Lesseps, dann aber der finanzielle und technische Fehlschlag des von Europa aus versuchten Kanalbaus, der 1887 klar wird und 1889 mit dem sogenannten Panamaskandal zu einem Begräbnis erster Klasse führt. Dann aber schreitet über diese Leiche hinweg die von pazifischer Geopolitik diktierte und von amerikanischer Tatkraft getragene Vollendung: seestrategische Erfahrungen während des spanischen Krieges 1898, vor allem die zeitraubende Fahrt der „Oregon" um das Kap Horn zur Flottenverstärkung, hatten die Notwendigkeit des Kanals in der Union einsehen gelehrt. Der Bau ist dann von 1905—22 von einer Reihe völkerrechtlicher Gewalttaten begleitet gewesen; erst am 22. April 1922 ist durch den Vertrag zwischen der Union und Columbia der jetzige Zustand völkerrechtlich legalisiert worden. Er hatte seit 1903 mit der Losreißung der Republik Panama von Columbia, dem Bau des Kanals und seiner Eröffnung am 13. August 1914 in einem stillschweigenden Kompromiß weiterbestanden, wie das die Art pazifischer Lösungen ist, nachdem der Zwischenvertrag von Bogota wenigstens durch das ausgesprochene Bedauern der Vereinigten Staaten und das Versprechen von 25 Millionen Dollar Schmerzensgeld die Ehre Columbiens notdürftig gewahrt hatte. Im ganzen war aber Panama unter den vielen glänzenden Geschäften in Grund und Boden eines der teuersten für die Vereinigten Staaten.

Hat diese höchst wertgesteigerte Erdstelle für die Vereinigten Staaten gehalten, was sie sich von ihr versprochen hatten? Wenn der Kanal 1915 und 1916, durch mancherlei Störungen beeinträchtigt, nur etwa je 4,8 Millionen t befördert hat, so stieg die Tonnenzahl 1917—19 auf zwischen 7 und 7,5 Millionen t und 1920 auf 11,25 Millionen t, wozu noch die in dieser Zahl nicht miteingerechneten, abgabefreien Schiffe der amerikanischen Regierung kamen, also im ganzen etwa 6 Millionen t weniger als der Suezkanal in der gleichen Zeit. Die Kanalgebühren überstiegen zwar 10¾ Millionen Dollar, ergaben aber natürlich keine Deckung des Aufwandes, die wohl auch niemand erwartet hatte, aber doch einen Beitrag zur Erhaltung des Kanals, wenn man dessen Gestehungskosten auf das Konto der Machtsicherung abschreibt.

Die Lastenverteilung für Hin- und Rückfahrt ist ungleich; noch ist es offenbar nicht möglich, ausreichende regelmäßige Rückfracht aus dem Pazifik zu sichern. Dieser gibt eben noch nur schwankende Überschüsse ab und sucht den regelmäßigen Austausch eher zu meiden. Der stärkste regelmäßige Güterverkehr geht

von der Westküste Südamerikas zu der Ostküste Nordamerikas, im Ausgleich der schon einmal betonten geographischen Torsion des Erdteils. An zweiter Stelle folgt der atlantisch-amerikanisch-ostasiatische Verkehr, an dritter Stelle erst der südamerikanisch-europäische, ein Beweis, daß eines der geopolitischen Ziele des Kanalbaus erreicht ist. Eine zweite pazifische Eigenart tritt hervor: die Einheitsschiffslast, ein Merkmal großräumiger Handelsgebiete. Mehr als die Hälfte der Gesamtgütermenge besteht aus vollständigen Schiffslasten, das heißt aus ganz mit einer bestimmten einzigen Warenart beladenen Schiffen, im Gegensatz zu den Mischlasten, dem Stück- und Kleinhandel der Europa-Asien-Fahrt, und viele Schiffe sind eigens nur für dieses eine Massengut eingerichtet, wie Öl, Weizen, Kohle, Salpeter, Erz, Reis. Unter den Nationalflaggen hat die der Vereinigten Staaten weitaus das Übergewicht; 45% mit zwei Dritteln ihrer Schiffszahl folgt England, 30%, mit je einem Zwölftel folgt Japan (3%) und Norwegen (4%); Chile und Peru stehen vor Frankreich und Spanien. Alle standen nach dem Krieg vor Deutschland, das 1920 erst die zehnte Stelle einnahm, dessen Verkehr aber wieder zunimmt und 1929 5% erreichte. Das politische und wirtschaftliche Werkzeug der Vereinigten Staaten erfüllt also seinen Zweck, wie es ein klarer geopolitisch geschulter Wille von ihm gefordert hatte, als es die Union in großem Stil und ohne kleinliches Markten baute, in den Bewußtsein, weitschauende Zukunftsarbeit zu leisten.

Weit zurück liegt gegenüber dieser Vollendung alles andere, was im Rahmen des Pazifik an Wasserwegen geplant ist, vor allem der Durchstich des Isthmus von Krah, der eine Annäherung der französischen Kolonien in Indochina an das Mutterland, aber auch eine Förderung südostasiatischer Zusammenschlüsse bedeuten würde. Da aber solche Entwicklungen nicht im Interesse seiner jetzigen Kontrolleure liegen, so wird er sicherlich so bald nicht gebaut werden. England steht zu Krah, wie Altspanien zu Panama, und versenkt lieber viele Millionen £ in die Hafenbauten von Singapore.

Noch muß einer wichtigen geopolitischen Ergänzung zu wirklich beherrschter Veränderung der Wasserwege gedacht werden: ihrer Verbesserung durch kartographische Aufnahme, Küstenschutzbauten, Küstenbefeuerung und Küstenbeherrschung. Besonders die Befeuerung so überaus verkehrsgefährlicher Küsten, wie die des Niederländischen oder des Japanischen Inselreiches (dieses mit über 52 000 km Küstenentwicklung) erlegt diesen staatlichen Lebensformen große Lasten auf; und trotz allen gebrachten Opfern können ihnen von Mißgünstigen immer noch Stricke daraus gedreht werden, daß sie beim besten Willen nicht allen Erwartungen nachkommen können. Auch die australische Küste ist eher verkehrsfeindlich als verkehrsfreundlich. Auffallend ist die Neigung mancher kontinentalen Völker, sich eher vor der eigenen Küste zu flüchten und zurückzuziehen, als sich ihr hinzugeben und von ihr hinauszuziehen. Diese seltsame Flucht der Kontinentalen vor ihrer Küste führt sogar bisweilen zu positiven

Wasserbauleistungen, wie Küstenparallelkanälen, Binnenverbindungen zwischen Deltas und wichtigen Strömen.

Unter solchen Werken ist eines der berühmtesten der chinesische Kaiserkanal, ein ursprünglicher Delta-Verbindungskanal zwischen Yangtse, Hoangho und Peking. Ähnlichen Zwecken dienen indische und japanische Randkanäle, gewisse Eigenheiten der altperuanischen Küstenfloßfahrt, das russisch-chinesische Ringen um das Monopol der Amurfahrt mit ihren 6000 km Binnenwasserstraßen. An dem gleichen Kampf beteiligt sich auch Japan im Interesse seiner kontinentalen Stellung mit der Idee einer künstlichen Amurmündung und seinem Sungari-Privileg von 1916, mit 50 Werst grenzfreier Zone. Das alles sind Küstenfluchterscheinungen zu Binnenwasserwegen, mit einer Verquickung solcher Fluchtmotive mit potamischen Antrieben der Geopolitik.

Damit stehen wir vor einem letzten Ziel der Untersuchung der auch hier nicht zu umgehenden Frage, ob wir Internationalisierung oder Seeraum-Imperialismus und, kleinere Verhältnisse aus größeren folgernd, ein Fortschreiten der auf deutschem Boden so verhängnisvoll begonnenen, 1936 beendigten Fluß-Internationalisierung mit ihrer Verwahrlosung der Wasserwege, oder im Gegenteil höchste Verpflichtung jeder Lebensform für ihre bestmögliche Erhaltung als das wünschenswerte Zukunftsziel der Menschheit ansehen. Die Pax anglo-japonica ist im Pazifik 1922 von einem Viermächte-Gewaltsystem abgelöst worden, dessen Druck freilich sehr ungleich gehandhabt wird, hier mit viel, dort mit wenig Klugheit. Auch bei der Freigabe der Wasserstraßen haben sich diejenigen großen Mächte, die bei ihrem Handeln den bösen Schein der Gewalt zu vermeiden wußten, zweifellos einen gewissen Vorsprung in der öffentlichen Meinung der Welt zu sichern gewußt! Darin sehen wir einen schwachen Hoffnungsschimmer für die Zukunft und bedauern nur, daß es die pazifischen Mächte sind, die das zuerst zu begreifen scheinen, und hoffentlich die atlantischen zunächst in der Theorie, später in der Praxis nach sich ziehen.

Denn in der geopolitischen Praxis ist es bisher noch anders. Da monopolisieren gerade die pazifischen Großmächte alle lebenswichtigen Wasserwege und sorgen für ihre wehrtechnische Sicherung; neutralisiert werden einstweilen nur diejenigen, in die sie gemeinsam mit anderen einzudringen gedenken, wie zum Leidwesen Chinas schon in den mittleren Yangtse (ein Versuch über Itschang hinaus ist an dem Widerstand der chinesischen Gilden gescheitert), oder wie in Mitteleuropa bis 1936 – wo Deutschland den Mißbrauch beendete.

Sie gehen so weit, ferne Zukunftsmöglichkeiten von Wasserverbindungen und Landzubringern gleichfalls vorbeugend zu monopolisieren, wie Amerika in Nicaragua, oder ihre Ausführung auf ferne Zeit zu hintertreiben, wie England in Krah, oder wie Amerika in Columbia, um eine Atrato-Konkurrenz auszuschalten und Zugänge zu Ölfeldern zu gewinnen, die man anderen nicht gönnt. Japan weiß genau, was ihm mit einer etwaigen Neutralisierung der Meeresstraßen drohen

würde und wie sie aufzufassen wäre; deshalb sind einstweilen alle Zugänge zur Inland- und Japansee schwer befestigt. Aber Rußland machte es nicht anders, als es mit Chinesen und Japanern um das Amur-Sungari-Ussuri-Schiffahrtsmonopol kämpfte, das Ochotskische Meer abschloß, Tsushima, Gensan, die heutige Chinhai-Bucht und Liautung besetzte. Der Beherrschung von Wasserstraßen und ihrer möglichen Abschnürung galten alle diese Wachstumsspitzen, auch Hongkong ist ein Schlüssel zum Mündungsweg des Perlflusses. Nur Kiautschou lag an keiner Wasserstraße. Chinas Drängen auf Ausbau der Bahn Kanton–Hankau ist aus diesen Gründen begreiflich.

So stehen sich völkerverbindende Phraseologie und trennende geopolitische Tatsachen auch in der Wirklichkeit des Pazifik schneidend scharf gegenüber. Wir aber haben bei aller Achtung vor edlen Menschheitszielen dem richtigen Weltbild unseres Volkes mit erweisbaren Tatsachen zu dienen und müssen ihm sagen, daß es mit dem Verlust der Verfügung über seine Wasserstraßen genau so der betrogene Europäer war, wie mit Wilsons sämtlichen anderen Punkten und mit allen Reden aus den offenen Fenstern des Völkerbundes. Gerade die Geopolitik der pazifischen Wasserstraßen spricht darin eine klare, nicht mißzuverstehende Sprache, gerade die völkerverbindende Idee von Panama und die machtgepanzerte Wirklichkeit ihrer Ausführung könnte auch den gutgläubigsten Gläubigsten ernüchtern.

Aber auch in der Prüfung des geopolitischen Verhältnisses des in seiner Erschließungszeit so völlig wehrlosen Japan zu den Wasserstraßen seiner Inlandsee (Gemetzel und Sühne-Harakiri von Sakai) und der dort bewiesenen politischen Feinfühligkeit des Volkes für die Unberührbarkeit seiner Wasserstraßen liegen Lehren. Die Schärfe des Widerstands in Sakai, Shimonoseki und Kagoshima sticht vorteilhaft ab von der Gleichgültigkeit und dem Stumpfsinn, womit die Deutschen ihre Flußschiffe ausgeliefert haben, ohne auch nur den Versuch eines solchen Abwehrstreiks auf Rhein, Elbe und Oder, wie er den oberen Yangtse für China rettete. An einem solchen Vergleich wird der furchtbare Unterschied zwischen aufstrebenden willensgeschlossenen Lebensformen und innerlich zerfahrenen, zwiespältigen klar, auch die volle Größe unseres Falls von 1919–1933 mit ihren inneren Gründen: geopolitischer Ahnungs- und Instinktlosigkeit! – und die Leistung des raschen Aufstiegs von 1933–1937 nach ihrer Überwindung.

XV

KÜSTENSCHIFFAHRT UND GROSSE FAHRT

Die großen überseeischen Verkehrsunternehmen, die geopolitischen Werkzeuge der Seeraumüberwindung gehören zu den Bildungen, deren geopolitische Eigenart am schwersten zu fassen ist, auch wirtschaftswissenschaftlich aus dem spärlichen und meist zweckbestimmten Schrifttum darüber nur unvollkommen erkennbar ist. Denn erstens haben sie selbst den begreiflichen Wunsch, ihre wahren Ziele, in denen Politik und Wirtschaft notwendig eng verwoben sind, unbekannt oder doch verschleiert zu lassen, damit sie kein Wettbewerb durchkreuze; und sie sind deshalb oft mißtrauisch, sogar gegen erd- und landeskundliche Forschung. So lassen sich diese Ziele nur aus dauernden Zügen ihres Handelns, nicht ohne weiteres aus ihren eigenen Veröffentlichungen oder den von ihnen indirekt veranlaßten erkennen. Zweitens sorgt die staatswissenschaftliche wie die juristische Theorie bei uns gleichmäßig dafür, daß die erdgegebenen Züge in ihrem Wirken möglichst verdunkelt werden; indem nämlich beide Wissensgebiete sich so stellen, als ob sie glaubten, eine Schiffahrtsgesellschaft zum Zwecke überseeischen Handels und Verkehrsbetriebs müsse überall das gleiche sein, wofern sie nur gleiches Kapital und gleiche Satzungen haben. Sie sehen darin eine Schöpfung rein menschlicher, vom Boden und Lebensraum unabhängiger, ausschließlich juristisch zu beurteilender Willenshandlung, gleichviel ob sie in Hamburg oder Surabaja, in Osaka oder New York, an der Wasserkante oder am Spree- oder Isarufer, an einem Palmenstrand und Korallenriff der Südsee oder in einem Kohlenschuppen Spitzbergens ihren Sitz und ihre leitenden Willensträger habe, und wo ihre Heimathäfen liegen, solange nur die Paragraphen gleich lauten. Aber so ist es in Wirklichkeit nicht, denn es sind die Menschen und nicht die Paragraphen und Theorien, die ihre Schiffe aussenden, bemannen und lenken, laden und löschen und überhaupt mit ihrem Geist erfüllen, und die jenseits der Meere Zubringereisenbahnen für sie bauen. Diese Menschen sind Kinder ihres Raums und ihrer Zeit! Die geographischen Grundfragen gehen aber dabei zuerst nach dem Raum und müssen also lauten: ist die Schöpfung eines überseeischen Verkehrsunternehmens in ihrem Ausgangsraum notwendig oder willkürlich, tritt es unter dem Zwang eines Bedürfnisses fast von selbst ins Leben

oder muß es künstlich ins Leben gerufen werden? Ist ein solcher meerumspannender Wirtschaftskörper, gleichviel, ob er die Erde umfahren oder nur eine Brücke zur nächsten Insel schlagen soll, großräumig oder kleinräumig gedacht? Soll er seinen Zweck erfüllen innerhalb oder außerhalb der gleichen staatlichen Lebensform oder ihrer Hoheitsgewässer, und wie weit reichen diese? Ist die Gründung vom Raum erzwungen, oder wagt sie sich freiwillig in einen größeren hinein?

Folgt also das Unternehmen der Not oder dem Reiz? Die Grundfrage nach der Nothandlung oder vorbeugenden Willenshandlung eines Staates, einer Gruppe oder eines Einzelnen spielt eine ausschlaggebende Rolle und damit die weitere, ob aus einem Monokulturrahmen oder einem autarkischen heraus gehandelt wird. Ausgesprochene Monokultur braucht eigene überseeische Verkehrsunternehmen, sonst wird sie völlig abhängig von auswärtigen Zubringern, und daraus entsteht eine gefährliche geopolitische Schwäche, wie wir sie jetzt zur Genüge erleben. Tatsächliche oder auch nur mögliche Autarkie, wie in Amerika, Japan, China, der Sundawelt und Australien, hat die freie Wahl: bei ihr ist die Schöpfung überseeischer Organe ein überlegter Willensakt, wie zum Teil auch bei Frankreich mit seinem übersteigerten Übersee-Subventionssystem. „Wer mit freiem Anlauf springt, springt gut; wer gestoßen wird, springt schlecht." Aus dieser Wahrheit ergibt sich, daß die pazifischen Lebensformen, die fast alle autarkischer sind als die meisten mediterranen und fast alle nordatlantischen, deshalb auch freier in der Gestaltung ihrer überseeischen Großunternehmungen, wie in der Ausbildung ihres Küstenhandels verfahren können.

Eine weitere Frage ist: wie weit ein Land, dessen Lage und Bodengestalt seine Bevölkerung auf die See hinausweist (natürliche Seeinteressen), auch eine genügende seemännische, seelebige und seegeeignete Bevölkerung stellt, die zum Träger der Seeinteressen wird? All das ist weniger selbstverständlich, als vielfach angenommen wird. Für Deutschland hatte Langhans (112) einen verheißungsvollen Versuch zusammenfassender Darstellung gemacht. Aber viele Einrichtungen von höchstem Wert für solche Einblicke, wie die französische Inscription maritime oder der Gegensatz zwischen dem amerikanischen und japanischen Marine-Ergänzungssystem, sind kartographisch kaum zu fassen; auch nicht durch eine Ergänzung statistischer Angaben und Tabellen. Ebenso schwer zu fassen ist der große Unterschied zwischen dem geopolitischen Grundzug einer aus dem Staats-Subventionsgedanken für den nordatlantischen Verkehr entsprungenen Schöpfung wie die Cunard-Linie, einem in die Subtropen verpflanzten, indisch bemannten Unternehmen wie die British India Steamship Co., zwischen der individualistischen P & O, und den staatssozialistischen australischen Staatslinien innerhalb des selben Angelsachsentums. Daß diese geopolitischen Grundzüge nicht leicht zu erfassen sind, zeigt selbst eine so geschickte Darstellung wie eine Zusammenfassung der japanischen Überseeinteressen von E. Schulze (113). Hier wird immer die geopolitische und völkerpsychologische Schilderung ergänzend einspringen müssen.

Eine dritte wichtige geographische Fragenreihe ist dann die: wie steht es mit dem lokalen Anschluß der überseeischen Verkehrsunternehmen in den berührten und zu verbindenden Landräumen, mit dem, was der Pionier beim Brückenbau den „Landstoß" nennt, und mit ihrem bodenständigen Halt in den Ausgangsgebieten? Für die geopolitische Lokalfarbe des „Landstoßes" liefert der Pazifik eine fast unerschöpfliche Beispielreihe: schon auf der wichtigsten Relaisstation der europäischen Ostasienfahrt zum Pazifik, Ceylon, trägt einer der Anlaufhäfen heute noch hauptsächlich portugiesische, romanische, einer altniederländische, einer moderne reichsbritische Züge. Die Flottenstation Trincomali hält sich auf der dem Pazifik zugewandten Seite des Eilands. Singapore ist mit der nun bis Bangkok in das siamesische Netz hinein verlängerten Zubringerbahn eine großartige Landungsbrücke, die mit dem Konkurrenzgebilde des französisch-indochinesischen Uferbahnnetzes wetteifert, das bis Yünnan-fu reicht. Die Halbinsel Liautung mit Dairen, der amerikanisch umgeprägte spanische Machtmittelpunkt Manila, das altberühmte Panama, sowie die neue Millionenstadt Los Angeles, die Hafenkooperation am Puget Sund zeigen ebenso scharfe Unterschiede, wie die einzelnen Hafenorte der südamerikanischen Westküste mit ihren Bahnvorstößen in die Andenhochlandschaften.

Der „Landstoß" ist eine wichtige Organisationsfrage, in der seefahrende Völker häufiger versagen als man glauben sollte. Die fördernde Bedeutung von Kolonien, von ortsvertrauten Landsleuten in den Anlaufhäfen, aber auch die schädigende ihrer Zerstörung durch feindlichen Wettbewerb (Deutschenvertreibung in China) spielt hier herein: die ganze Geschichte der Handelsniederlassungen, der Marktgewährung, der Handelsvertretungen, Hafenkolonien, Handelshöfe (Stahlhof, Fondaco dei Tedeschi) und Konsulate, Tauschplätze, die am liebsten auf geschützten Küsteninseln angelegt werden (Kassiteriden, Venedig, Singapore, Penang, Hongkong, Hirado-Deshima). Dabei konnten sich solche seltsame Anomalien ergeben, wie, daß die niederländische Flagge, in der napoleonischen Zeit in den Heimatgewässern verschwunden, allein auf dem japanischen Inselchen Deshima bei Nagasaki unbehelligt wehen durfte.

Auch in diesen Einrichtungen hat jede große Schiffahrtsgesellschaft ihre geographische Eigenart, die sie schwer ablegen kann, auch wenn sie wollte.

Jedes Schiff und jede Flotte ist zugleich ein höchst kennzeichnendes Stück Heimatboden – trotz aller nivellierenden Technik.

Nicht anders als den Schiffahrtsgesellschaften ergeht es den Handelskompanien: nie verlor die India-Company ihren exotischen Zug, auch nicht in ihren nordischen Verzweigungen in den Niederlanden, England und Frankreich; nie verleugnete ihr Geschäftsreisender seinen Nabob-Charakter, nie die große Hudsonbay-Company ihren nordischen Anstrich mit dem nomadischen Landhunger nach weiten Räumen, nie die Chartered Company ihre gewalttätigen innerafrikanischen Methoden. Gerade die Südsee sandte durch Fernwirkung eine der berühmtesten

„Blasen" der gesamten Handelsgeographie und -geschichte an die Oberfläche einer grundverdorbenen Schieberzeit durch den sogenannten „South-Sea-Bubble" – eine Rache des zum Raubbau mißbrauchten Pazifik an seinen Ausbeutern.

Allen diesen Schöpfungen, mögen sie nun mehr verkehrsgeographisch oder handels- und wirtschaftsgeographisch betont sein, ist das Streben nach geographischer Inkarnation, nach Bodenverwachsung, Reichsbildung im kleinen oder großen gemeinsam. Bei der Berührung mit wesensverschiedenem Boden trifft alle die dabei erwachsende Schwierigkeit, sich einen Verwaltungskörper zu schaffen, der gleichzeitig integer und doch kaufmännisch unternehmend bleibt, – ein Konflikt zwischen kaufmännischer Bürokratie und Unternehmertum, wie er z. B. bei der Südmandschurischen und Ostchinesischen Bahn auftrat. Frühzeitig müssen sie sich entscheiden, in welcher Richtung sie ihre künftige Bodenpolitik treiben wollen, ob sie nur Raubgewinn oder Dauernutzung anstreben, die nur durch eine Symbiose mit den bodenständigen Kräften möglich ist. Die geographische Erkenntnis der Frage, ob man Reichsbildung und Dauertyp will, oder sich mit Zwischenhandel und zeitweiliger Nutzung begnügt, hat eine geopolitische Wichtigkeit, die im Augenblick ihrer Entscheidung den tatsächlich Maßgebenden selten bewußt wird. Eine große Ausnahme ist solche Voraussicht wie etwa die von Clive, dessen rechtzeitige Lösung durch die Schaffung des indischen Beamtenkörpers aus der Korruption der East India Company sein entscheidendes Verdienst um das Indische Reich ist. Dabei kann eine einzige solche Entscheidung hundertjährige Symbiose schaffen, wie die zweieinhalbhundertjährige zwischen Holland und Japan, oder solche fruchtbare Möglichkeiten untergraben, wie sie die gleiche Entwicklung für Deutschland und Japan geboten hätte. Das lose Gefüge einer reinen Handelsniederlassungsreihe mit dauerndem Verzicht auf Reichsbildung hält Stürmen einer Katastrophenpolitik nicht stand und ist auf Kompromisse angewiesen. Solche Kompromisse findet aber eine ständische Staatsgliederung, mit Vorwalten selektiver, aristokratischer, korporativer Motive leichter, als demokratische Massenherrschaft oder monarchischer Einzelwille.

Prüfen wir an diesen vorausgestellten meerüberspannenden geopolitischen Erfahrungen die pazifischen Lokalverhältnisse, so finden wir die Staatsformen, die ihre Heimat im Pazifik haben, zur Überwindung trennender Wasserweiten gut geeignet, wenn auch mit stark betonten Unterschieden, die durch die Küstengestaltung bedingt sind: Ausfahrt- und Reizküsten, wie die malaiischen und japanischen, und Stauungsufer, wie das nordchinesische, machten sich natürlich in ihren Wirkungen geltend. Die Inselwolken lockten die Flotten der Ozeanier hinaus, und das überseeische Eigenleben des noch unberührten pazifischen Erdraums hat tatsächlich seine größten Entfernungen zu überwinden verstanden, wenn auch an- und abschwellend (114).

Seebestimmte malaiomongolische und festlandbestimmte chinesisch-mongolische, frühamerikanische und spätamerikanische Ausdehnungen und Begriffe von

Küstenschiffahrt und Großer Fahrt erweisen sich trotz ihrer gemeinsamen pazifischen Züge als geopolitisch wohl unterscheidbar; es werden auch im allgemeinen z. B. in den Vereinigten Staaten und in Japan Küstenschiffahrt, Nahschiffahrt und Große Fahrt bewußter auseinandergehalten. Einzelne Lebensformen verzichten für bestimmte Zeiträume ganz auf die Große Fahrt, schließen sich von ihr ab, verbieten sie wohl sogar und wissen sich doch zugleich blühende Küstenbetriebe zu erhalten. Früh wird der Umschlag zwischen Fluß- und Seeschiffahrt mit Überlegung gehandhabt und geregelt. Der Bevölkerungswechsel im Zusammenhang mit den schwankenden Bedingungen der Schiffahrt, der Hochsee- wie Küstenschifferei ist eine allgemein vertraute Erscheinung. Für diesen Rhythmus zwischen Hochbetrieb und Rastperioden sind Niutschwang im Winter und Sommer, bei gefrorenem und bei offenem Hafen, wie auch Tientsin besonders schlagende Beispiele. Die Fischereihäfen des pazifischen Nordens auf Sachalin und auf den Kurilen entwickeln eine regelrechte maritime Sachsengängerei, wie auch Hawai, die Straits, Aroe mit seiner Perlenfischerei u. a. mehr.

Der großartigste unter den Anläufen zu dauernder Verbindung von Küstenfahrt und Großer Fahrt war aber doch die autogene Südseebesiedelung der Malaiopolynesier. Als ein Teil von ihr ist die rhythmische Seeausdehnung und Zusammenziehung auf sich selbst im alten Japan anzusehen, bis zu dem auffallenden Kontrast, der zwischen der Großen Fahrt der zwei Schiffe des Iyeyasu nach Mexiko 1610 und dem Verbot der Großschiffahrt seines Enkels Hidetada 1636/38 liegt. Die wechselvolle Seegeschichte von Formosa, das einmal unter Koxinga ein gefürchtetes Seeräuberreich war, dann später zum hilflosen Expeditionsziel wurde, das namengebende Auftreten chinesischer Seefahrer in Ostafrika und dagegen der völlige Fehlschlag des Versuchs von Kublai Chan, mit chinesischen Seestreitkräften das japanische Inselreich zu überrennen, zeigen weiterhin, daß auch im pazifischen Gebiet jähe Umschläge bekannt sind, ähnliche wie die im atlantischen mit dem Wort „Armada" verbundenen, nur der Größe des Raumes und seiner Eigenart entsprechend in längeren Rhythmen.

Ein geopolitisches Element tritt früh in geschichtlicher Wirkung auf: der Begriff umfaßter und beherrschter Meeresräume; das liegt in der Eigenart des von so vielen Randmeeren gesäumten Westpazifik. Der politisch-geographische Wert der japanischen Inlandsee, später durch das an ihm seemännisch geschulte Volk auf die Japansee und den Großen Ozean übertragen, wird früh erkannt. Es ließe sich dabei ein kleinräumiger und ein großräumiger Modus procedendi unterscheiden, und es ist erstaunlich, wie frühzeitig gerade auch von den Malaien kleine Menschenzahlen in Inselreichen und meerumspannenden Reichskörpern zu größerer Wirkung gebracht werden (Tidore, Ternate, Malakka). Überraschend ist, wie auch die Russen und nach ihnen die Amerikaner die von der Örtlichkeit erteilten Lehren übernehmen (Beringfrage), wie sie eine Linienspannung über den ganzen Großen Ozean versuchen (Quadrilateral) und in seine freie Weite Schran-

ken ziehen, die seltsam mit der Forderung „Open door and equal opportunity for all" kontrastieren.

Geopolitische Rechtsfragen, wie die der Ausdehnung der Küstengewässer, die der Kanonenschußweite, die praktische Abschließungsmöglichkeit theoretisch behaupteter Meerverschließungen treten auch im Pazifik mit anderer Lokalfarbe hervor, zumal sich fast alle Arten in dem reichen Formenschatz seiner Randmeere finden. Solche Abgrenzungen von Seeräumen stufen sich ab vom weiten unterseeischen Rücken, der nur kartographisch erfaßbaren, aber nicht effektiv scheidenden Schwelle bis zur richtigen Mausefalle, wie sie einzelne Zugänge zur Japansee oder Inlandsee darstellen, oder solchen durch ihre Schutzlage verlockenden, aber im Ernstfall trügerischen Flottenschlupfwinkeln, wie Wladiwostok, Port Arthur und Pearl Harbour. Zu Ende des Weltkriegs war die sogenannte Kanonenschußweite auf zweimal 128 km angewachsen, und endlos sind die Tatvarianten der Küstenrechte, zu denen sich die einstige Drei- oder Viermeilenzone im Verlauf der Umgestaltung der Wehrmittel ausgewachsen hat. Dazu treten Grenzfreizonen, die z. B. am Amur 50 Werst betragen, Niederlassungen als Rückhalt für Fischerei, regelrechte Seeraumabgrenzungen für Fischereigründe, wie bei Fischwassern im Binnenlande sorgfältig mit Seezeichen ausgelegt.

Das Befeuerungsrecht und die Befeuerungspflicht, die bei zunehmendem Weltverkehr immer mehr in den Vordergrund treten, sind für wirtschaftlich ungenügend leistungsfähige Besitzer weiter Inselräume ein Quell unerträglicher Belastungen und für fremde Mächte ein stets brauchbarer Vorwand zu Eingriffen. Die Befeuerung der Sundasee und ihres neuen Schiffahrtszentrums ist eine solche dornenvolle Aufgabe; auch die auf dem neu-japanischen Reich in dieser Hinsicht liegenden Verpflichtungen werden schwer empfunden.

Aber auch über die Reichweite der Funkstationen hinaus, künftige Aufgaben der Flugpolizei vorwegnehmend, noch weit jenseits vom letzten Leuchtturmstrahl, treibt völkerrechtliche Rabulisterei ein wirtschaftsgeographisches Spiel mit dem Begriff der Rand- und Küstenschiffahrt in den gewaltigen Räumen. Die Riesenstrecke Manila—Seattle—Panama—New York, mehr als der halbe Erdkreis, soll als amerikanische Küstenschiffahrt gelten und der Konkurrenz verschlossen bleiben; und welche Spiele wären mit Flug- und Funkendienst und ähnlichen dafür notwendigen Dingen durch Gewährung und Verweigerung unentbehrlicher Auskünfte etwa bei der sibirischen Nordfahrt zu treiben! Auf dem letzten Grunde auch dieser Anomalien liegt aber der Kampf zwischen der Raumgier, dem „claim"-Begriff, der einen unbewältigten Raum doch nicht anderen freilassen und öffnen will, und der allein auf die Dauer gültigen Raumwertsteigerung durch arbeitswillige Menschen, denen man aber stellenweise wohl die Arbeit zuschieben, doch nicht den Lebensraum gönnen möchte.

So entsteht die geopolitische Belastung der überseeischen Sachsengängerei im Pazifik, zwischen den Menschendruckgebieten mit Tieflöhnen und Raumenge und

den Menschensauggebieten mit Hochlöhnen und Raumweite. Die Hawaifrage in ihrer ganzen Schärfe, die der Straits-Chinesen, die kalifornische, die nordaustralischen Reibungen, auch die des Indertums über See und die Inderfrage in Fidschi, kurz der Gesamtkomplex der Streitigkeiten um farbige Einwanderung ist aus diesem Gegensatz erklärbar.

Die Wechselwirkung zwischen gestreckter Küstenfahrt und einer zur Linienschiffahrt verdichteten Trampreederei, die regelmäßiges Menschenfuhrgeschäft lohnend macht, ist auch mit dieser geopolitisch so bedeutsamen Bevölkerungsverschiebung verbunden; hier aber liegt eine der wichtigsten pazifischen Zukunftsfragen, wenn nicht gar eine solche der gesamten Menschheit, und die Machtverteilung wird von ihr entscheidend beeinflußt.

Den Organisationsrekord unter den Großschiffahrtsverbänden des Pazifik hält wohl mit ihrer fast 1 Million betragenden Gesamttonnenzahl die Nippon Yusen Kaisha, die von allen am meisten mit dem Staat verwachsene unter ihnen. Das Blaue Band der größten Schnelligkeit hat die Canadian Pacific Line mit ihren schlanken weißen Dampfern, unter denen freilich einer der stolzesten ein geraubter deutscher war. Ein ausgetragenes Rennen von Yokohama nach der amerikanischen Küste zwischen der „Empress of Russia" der Canadian Pacific Line und dem „President Grant" der amerikanischen Admiral-Line führte den kanadischen Dampfer als ersten durchs Ziel, mit einer Durchschnittsleistung von 20 Knoten gegen die forcierten 19 Knoten des Amerikaners. Heute ist der Rekord der „Queen Mary" über 30 Knoten; das „Blaue Band" der kürzeren Atlantikstrecke wird schärfer umkämpft. Aber wichtiger als solche vereinzelte Glanzleistung ist die klug geleitete Massenbewegung. Darin überwachen sich die großen pazifischen Lokalmächte sorgfältig, wie man aus der Arbeit von Eugen T. Chamberlain (115) über die Schiffahrt und Subvention in Japan ersieht, die von der Transportabteilung des Handelsamtes in Washington ausgeht.

Bei Ausbruch des Weltkrieges stand Japan mit seiner Handelsflotte von 1,7 Millionen t rund 1/4 Million t hinter Frankreich und Norwegen, aber vor den Niederlanden und Italien. Von 1880 bis 1914 hatte sich die deutsche Flotte verzwölffacht, die japanische aber verdreißigfacht. Als Folge des U-Bootskriegs schnellte die Tonnage hinauf: 1914 und 1915 um ca. 66000 t, 1916 um 132000 t, 1917 um 350000 t (darunter ein Dritteil nichtjapanische), 1918 um 490000 t; 1919 ergab sich ein Zuwachs von 133 Fahrzeugen mit 611000 t, 1920 ein solcher von 140 mit 465642 t, und endlich 1921 von 43 mit 227425 t. Dazu kamen 14 mit 76000 t auf fremden Werften liegende Fahrzeuge, und 44 – mit 280000 t – gekaufte: denn auch in Dampfern gibt es Handel mit sehr alten abgelegten Kleidern, die zur Not noch in Küstenmeeren Trampfahren können, ehe sie wegsacken.

Der Schiffbaurohstoff liegt freilich für Japan (ähnlich wie im deutschen Fall: Lothringen und Schweden) gefährdet, in mandschurischen und chinesischen

Erzen, und muß über See geholt werden; aber der Amerikaner meint mit Recht, Taiyeh liege nicht weiter von Nagasaki als zum Beispiel die Mesaha-Erze von Pittsburg. Die japanische Stahlerzeugung betrug 1921 500000, die Einfuhr 500000, der Vorrat 300000 und der Jahresverbrauch etwa 1150000 t; und seine Schiffahrtsunterstützung hatte sich das Inselvolk 1922/23 etwa 5 Millionen Dollar kosten lassen. Scharf hoben sich die damit geförderten wichtigsten Reedereien in ihrem geopolitischen Charakter voneinander ab: die starke, mit dem Staat verwachsene Hauptträgerin der Linienschiffahrt, Nippon Yusen Kaisha, mit ihren großen gleichmäßigen Typschiffen; die ursprünglich aus dem freien Reedergewerbe der größten Handelsstadt emporgewachsene Osaka Chosen Kaisha; die nur der weiten Fahrt über den Pazifik mit wenigen gewaltigen Dampfern dienende Toyo Kisen Kaisha; die chinesisch orientierte Nishin Kaisha; die aus verschiedenen Bestandteilen zusammengekaufte Kokusai; von den kleineren nicht zu reden.

Es gibt scharf ausgeprägte, vom Lebensraum beeinflußte Unterschiede auch in der Subventionspolitik, auf diesem heiklen Felde, auf dem jede seefahrende Macht heimlich ihre Entwicklung zu fördern versucht, aber möglichst so, daß es die anderen nicht oder doch nicht zur rechten Zeit merken. Man könnte fast einen französischen, amerikanischen, japanischen, deutschen, englischen Typ der Subvention unterscheiden, von denen jeder wieder koloniale Brechungen erfährt. Ebenso abgestuft sind auch die weit ins feste Land hinein wirkenden Zusammenfassungen der schiffbauenden Kräfte, wobei sich zwei verschiedene Gruppen von geopolitisch beeinflußten wirtschaftlichen Theorien zuweilen unterstützen, zuweilen bekämpfen und die Forderungen des Imperialismus oft von sehr verborgenen Stellen aus über weite See- und Landräume tragen.

XVI

IMPERIUM PACIFICUM UND SELBSTBESTIMMUNG

„Wer auf einem Tiger reitet, kann nicht absitzen", so sagt ein chinesisches Sprichwort. Ein solcher Tiger ist das Wort Imperialismus. Kaum ist mit einem gefährlichen Wort – und es gibt doch viele solche, die von der Sprache der Dichter und Denker übernommen worden sind – im deutschen Macht- und Kulturbereich mehr Unfug getrieben worden, bei größerer Unklarheit über den Begriff, als mit den Fremdwörtern Imperialismus und Imperium, einschließlich der Übersetzungsversuche des anglisierten „Empire", dem Typbegriff des „Reiches" von heute. Man hat sogar von einem Zeitalter des Imperialismus gesprochen und seine Geschichte schreiben wollen, wie Friedjung (116), noch dazu inmitten des damals imperialistisch unbegabtesten der deutschen Stämme, und den Begriff des Imperialistischen wohl auch bei ihm zu finden vermeint zu einer Zeit, als dieser Stamm in Wirklichkeit seine Selbsterhaltungsorgane verdorren und verkümmern ließ. Man stellte sich, als ob der Begriff des Imperialismus eben erst neu entdeckt worden sei, als ob nicht seit dem Kambrium nachweisbar auf dieser Erde die Natur um die Erhaltung der Art auf Kosten des Glücks der Individuen bemüht gewesen wäre und solche Arten, die sich dem widersetzten, durch Aussterben bestrafte. Die Natur selbst brandmarkt sie damit als lebensunfähig, als untaugliche Lebensformen unter den wirklich lebenstüchtigen, also unter den „imperialistischen", die vom Selbstverständlichen, der zur Aufrechterhaltung im Kampf ums Dasein nötigen Bereitschaft, nicht viel große Worte machen, mithin wohl imperialistisch *sind*, es aber nicht *scheinen* wollen! Der zur Selbsterhaltung von Lebensformen nötige Imperialismus ist also überall auf der Erde verbreitet, denn es gibt keine Selbstbestimmung ohne den Willen dazu; in dieser Form ist beider Ausgleich nur eine sprachliche, aber selten sachliche Veredelung des „Gesetzes vom Fressen oder Gefressenwerden". Es kann sich also beim Versuch der naturwissenschaftlichen Bestimmung eines spezifisch pazifischen Imperialismus nur um Vermeiden des schädlichen Exzesses, das heißt eben des „Tiger-Reitens", und dabei um seine geopolitisch bedingte Lokalfarbe handeln, die in der Art und Weise zum Ausdruck kommt, wie sich der Imperialismus dort mit dem immer und überall seltenen und nur durch „Persönlichkeit" zu wahrenden

vollen Selbstbestimmungsrecht staatlicher Lebensformen und Volkheiten auseinandersetzt. Nicht nur „höchstes Glück der Erdenkinder", auch Voraussetzung einer gewissen Daseinsdauer ist eben doch die Persönlichkeit.

Eine Betrachtung über das Verhältnis von Imperium und Selbstbestimmung, die im höheren Sinn der Geopolitik zugleich zu einer Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Lebensdrang und Lebensraum werden muß, in einem bestimmten Raum der Erde (soweit es ihm selbst zum Bewußtsein kommt) kann nicht umhin, sich mit dem Schrifttum über dieses Verhältnis zu befassen. Denn im Schrifttum, namentlich dem bodenentstammten, kommt wenigstens einigermaßen



Abb. 19. Ein Beispiel organisierter Landbrücken: Malayenhalbinsel

zutage, was der Erdraum bei den *anderen* Lebensformen als Imperialismus, Vorherrschaftsstreben und Machtwillen ansieht.

Dieses Schrifttum über den Imperialismus im Großen Ozean, das „Imperium pacificum", Vorherrschaft, Mastery, Empire, Power usw., über neue Lebensformen, „die an die Türe klopfen" (Kawakami) (117), Australische Literatur (118) ist in französischer Sprache sehr zahlreich. In deren Bereich spricht man gern von „Notre domaine pacifique", wie man dort auch das edle Wort von der „Pénétration pacifique" erfunden hat (also ein anmutiges Doppelspiel zwischen geographischer Raumgier und Friedensseligkeit treiben kann). Es ist in englischer und russischer fast unübersehbar. Die imperialistische Literatur fängt an, auch in Japan recht stattlich anzuwachsen, wenn auch nachweisbar als Abwehrreaktion; sie nimmt in China den historischen Leitzug naiver Selbstverständlichkeit an, als Nachwirkung der Überhebung des alten Weltreichs (sogar wenn moderne Demokraten aneinander Briefe schreiben, wie Sunyatsen an Inukai). Nur die deutsche

imperialistische Literatur ist so spärlich, daß ein unbefangener Beobachter allein daraus seine Schlüsse auf die imperialistische Unterbegabung des Großteils des deutschen Volkes ziehen könnte, das im Pazifik ein Reich besaß, ohne es sich zum Bewußtsein zu bringen. Es kann die heuchlerische und doch brutale, die kantige, aber cantverschleierte Sprache gar nicht handhaben, in der allein die Sache des wirklichen Imperialismus, insoweit er verlogen sein muß, mit einigem Dauererfolg gegen die wahrhafte des Selbstbestimmungsrechts aller Lebenswürdigen geführt werden kann; in der sie deshalb geführt werden muß, wenn sie sich selbst, das heißt ihren Erfolg will, eben den Betrug eines anderen um seinen Lebensraum, nicht aber sich selbst aufgeben will, was notwendig zu einem Reich führt, das nicht von dieser Welt ist. In diesem unvermeidlichen Zwiespalt liegt auch die Wurzel des furchtbaren Widerspruchs in sich selbst, der in dem Scheinkampf der marxistischen Materialisten gegen den Imperialismus steckt, den sie doch in Wahrheit erstreben, wenn auch als Klassenherrschaft verkappt — während Religionen den Kampf gegen den Imperialismus wenigstens wahrhaft führen können.

Wollten wir in dieser Sache in dem Stile fechten, wie auf dem imperialistisch umstrittenen Gebiet des Pazifik zur Zeit gefochten wird, so könnten wir uns in diesem Abschnitt darauf beschränken, alles, was wir sagen wollen, in gegeneinander kämpfenden Zitaten aus den Schriften fremder Vertreter imperialistischer und altruistischer Grundsätze zu belegen, etwa denen der Amerikaner Mahan und Brooks Adams, der einstigen amerikanischen Berater Koreas und Chinas Reinsch und Putnam Wheale, des für Mandschukuo tätigen Bronson Rea, der angelsächsischen Vorkämpfer des ostasiatischen Selbstbestimmungsrechts, für China Gilbert Reid, für die Philippinen Russell. Das Gesamtbild der im Pazifik zum Kampf aufmarschierten Imperialismen hat wehrgeographisch Mahan, wirtschaftsgeographisch Brooks Adams, geopolitisch schon an der Jahrhundertwende Colquhun aufgerissen mit seinem Ruf „The mastery of the Pacific", dieser letztere in der suggestivsten Aufmachung des Problems.

Natürlich gibt die Frage nach der Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs des angelsächsischen und russischen Imperialismus mit dem ostasiatischen Selbstbestimmungsrecht im Großen Ozean und die ihr drohenden Gefahren den leitenden Gegensatz. Eine der größten darunter sind sicher die hetzerischen Schriften in allen Lagern, die sogenannten „Gelben Bücher", die es in allen beteiligten Nationen gibt, wenn ihnen auch die amerikanischen den Namen geprägt haben. Dafür liefern aber die wissenschaftlich und mit redlichem Wahrheitsuchen an das Problem herangehenden ernsthaften geopolitischen Arbeiten andererseits die besten Werkzeuge für eine Entspannung. Deshalb seien, ehe wir selbst daran gehen, das Problem geographisch zu entwirren (wie wir es schon zweimal für das engere japanische getan haben [119] noch einige der Versuche genannt, die sich in jüngerer Zeit mit ihm auseinandersetzen, in denen auch die ältere Literatur sich zumeist verarbeitet findet (120).

Die Literatur des überseeischen Imperialismus ist, wie schon erwähnt, in England, Frankreich, Rußland und Amerika uferlos, in Mitteleuropa dürftig. Eine annähernd vollständige Sichtung kann hier nicht geboten werden, nur eine Erwähnung solcher Werke, in denen der Suchende charakteristische Proben der Lokalfarbe des pazifischen Imperialismus mit den entsprechenden Untertönungen nach Nationen gewinnt; darauf kommt es uns also bei dieser Übersicht an.

I. Bowman; The New World, problems of political geography, London-Sidney 1922 gab im Spiegel seiner Darstellung des nicht-amerikanischen Imperialismus im Fernen Osten und im Pazifik vielleicht das objektivste zur Zeit erreichbare des amerikanischen — freilich in Spiegelschrift! Aber man liest sich schnell in sie hinein. Neue Auflagen mildern und tönen ab. M. Golowin: The problem of the Pacific in the XX. Century, London, Gyldendal 1922, gibt eine solche des russischen in seiner heutigen latenten Form, ebenso wie Radek in seinen Iswestijaaufsätzen eine der aktiven Sowjetauffassung. Jichiro Tokutomi, japanisches Herrenhausmitglied, liefert unter dem Titel Japanese-American-relations, London, Macmillan 1922, eine Darstellung des abgetönten japanischen Imperialismus, und es ist lehrreich, sich als Ergänzung die Schrift K. K. Kawakami's Japans Pacific policy, New York, Dutton 1922, daneben zu legen, als die eines pazifistischen Marxisten, eines fast völlig entnationalisierten und anglisierten Japaners — aber gerade deshalb als Gegenbeispiel wichtig. Payson I. Treate: Japan and the United Staates 1853—1921, New York, Houghton-Mifflin 1922, bringt wichtige Daten und den Wortlaut bedeutender Dokumente, ebenso wie Gilbert Reid für China, und sucht geschichtlich zu erklären, wie ich es selbst in Dai Nihon und Das japanische Reich (119) geographisch versucht habe. A. R. Colquhun: The mastery of the Pacific, London, Heinemann 1902, gab, wie schon gesagt, seit Mahan und Brooks Adams die augenfälligste Darstellung des Problems; H. C. Bywater: Seapower in the Pacific, London, Constable 1921, zeigt es in der drohendsten Form der englischen Die-hards, und Sir H. Jordan bringt es in einem ausgezeichneten Aufsatz: The Washington Conference and Far Eastern questions (Quarterly Review, Jul. 1922) auf die kürzeste Formel des damals vollzogenen Ausgleichs.

Pitt, Palmerston, die Adams, Chamberlain, Curzon, Mahan und Lea scheinen uns im ost- und westatlantischen Angelsachsenreich vorwiegend Träger des atlantischen, Cook, Canning, Holland, Hughes, Balfour, auch wohl Cecil die der pazifischen Linie zu sein. Die ganze Strukturentwicklung Kanadas vom atlantisch-expansiv-eroberten Kolonialgebiet zum atlantisch-pazifischen Tochterstaatideal und Selbstbestimmungsvorbild schildert mit der lebhaftesten „Vision", wie man drüben sagt, Bernard Holland im „Imperium et libertas", London, Arnold 1901. Dieses mutige Buch hat dazu geholfen, daß die unmittelbar nach dem Burenkriegsende allein mögliche Form der Wiederherstellung des Vertrauens nach einem Kampf auf Leben und Tod gefunden wurde, die 1914 die Buren beim Britischen Reich gehalten hat. Es sind darin Proben tiefster imperialistischer Staatsweisheit,

jener typisch angelsächsischen Staatsklugheit mit gesundem Menschenverstand, die in der atlantischen Welt verloren scheint und sich in die pazifische flüchtet.

Freilich fehlt auch das imperialistische Satyrspiel nicht. Ein Spötter, in der geopolitischen Färbung zwischen Wells und Shaw stehend, war Putnam Wheale, den die „Indiscreet letters from Peking" berühmt gemacht haben, und der eine indiskrete politische Geschichte des Pazifik schrieb. Durch seinen Kummer über den Zusammenbruch seines Versuchs, die Chinesen pseudo-imperialistische Wege zu führen, wurde der Tod von P. Reinsch 1923 beschleunigt — ein Opfer der Unfähigkeit der Chinesen, mit den englisch-amerikanischen Begriffen Empire und Selfgovernment zu operieren, von dem er ihnen etwas von der Phraseologie, nicht aber den dahinter nötigen selbstangeschafften Charakter beibringen konnte. Für diese Zwitterbildung anglo-chinesischer Prägung sind Belege das jeweilige China Year Book und die gesamte schriftstellerische Produktion von Dr. Sun Yat Sen, bis zu einem gewissen Grad auch die Bücher von Gustav Amann über Sun Yat Sen und Chiang Kaishek.

Das spanische Südamerika hat einen eigentlichen Imperialismus in kolonialer Verjüngung noch nicht entwickelt, und der altspanische ist im Pazifik ausgelebt, wie auch seine Literatur zeigt. Spanisch-Südamerika greift noch nicht in den Pazifik hinaus, hält nur seine Seevorposten fest (Clipperton, Galapagos, Osterinsel) und hat mit seinem eigenen Werden noch zu viel zu tun, so mit der Bewältigung der schon besessenen Räume und dem darin neu entstehenden Rassengefüge. Wir werden also diesem Problem an anderen Stellen dieses Buches begegnen; ebenso ist auch der endogene pazifische Imperialismus, der von Altjapan, Hawai, und der der malaio-polynesischen Inselreiche anderen Orts behandelt.

Nun wenden wir uns dem Bild der Spannungen, Gefahren und Ausgleichsmöglichkeiten zu, wie wir selbst es gewonnen zu haben glauben.

Zunächst bitten wir den Leser, nach der beigefügten Karte die Nachrichtenleitungen, Kabellinien, die Dampferkurse, die Wanderströme für Menschen und Waren und für Nachrichten von beiden und die Wehreinrichtungen des Erdraums nicht nur als ein Gewebe reiner Machtlinien anzusehen, sondern etwa wie das großartige Bild eines riesigen, bei aller Arbeitsteilung auf Zusammenfassung und Einheitsleistung abzielenden Maschinenraums oder eines dezentralisierten modernen Betriebs, auch als Arbeitsverteiler und Kraftvermittler, als Ausgleicher von elektrischen Spannungen.

Es führt also die Organisation, stellenweise sogar Überorganisation des gewaltigen Seeraums in der Praxis zu einer entspannenden Gegenwirkung zu dem imperialistischen Kartenbilde der politischen Geographie. Diese Entspannungsmöglichkeit ist sogar bedingt gerade durch die Notwendigkeit, so weit auseinanderliegende und dennoch an gegenseitigen Beziehungen reiche, unmöglich mehr in Abschließung auseinander zu haltende Wehr- und Wirtschaftskörper zu überwachen und dadurch genau kennenzulernen. Die geopolitische Dynamik ist also

weniger trennend, als der statische politische Karteneindruck vortäuscht, in dem unwillkürlich der Gedanke der Zukunftsraumsicherung, der Prophylaxis und Raumvorsorge vorherrscht. Auf dem Kartenbilde wird dieser Eindruck fast gar nicht ergänzt durch Hervorhebung der Stellen mit beständiger Spannungserleichterung (durch regelmäßigen Ergänzungsgüteraustausch z. B.), aber allerdings auch kaum durch Bezeichnung und Heraushebung räumlicher Krisenstellen mit besonderer geopolitischer Dynamik, sei es akut oder latent. Deshalb habe ich an anderer Stelle (121) die Forderung nach einem mehr suggestiven Kartenbild erhoben, das für politische und geopolitische Zwecke Krafträume und Kraftlinien ganz anders verdeutlicht und die inzwischen vielfach erfüllt worden ist.

Wir sehen ja auch, daß die Weltpresse in jedem einzelnen Fall, sobald er das Interesse der Allgemeinheit lebhaft erregt, sich sofort bemüht, durch prägnante Diagramme und Skizzen dem alsbald gefühlten Mangel der landläufigen Karten abzuhelfen; nur daß diese Abhilfe meist zu spät kommt, wenn der Fall schon über die Atmosphäre des vorbeugenden Ausgleichs hinausgewachsen ist. (Beispiel: Versuch von Hoare-Laval in Äthiopien.)

Weitere Betrachtung des pazifischen Machtkartenbildes verrät uns den Unterschied zwischen solchen Gefahr- und Vermittlungsstellen, die es durch natürliche Bestimmung dauernd und solchen, die es durch Konjunktur vorübergehend sind. Wenn wir sie geopolitisch scharf auseinanderhalten, erkennen wir sicherer auch die Versuche, die immer wieder gemacht werden, solche natürliche Gefahrstellen ihres Reizes und Drucks zu entladen, was natürlich leichter an den nur durch Konjunktur wertgesteigerten Stellen möglich ist. Unter diesen Versuchen ist die von den Päpsten Alexander VI. und Clemens VII. willkürlich gezogene Trennungslinie zwischen dem spanischen und portugiesischen Imperium pacificum einer der berühmtesten geworden; sie hat sich auch als dauernd wirksam erwiesen, u. a. dadurch, daß diese Linie noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Philippinen in der Zeitrechnung von der Zugehörigkeit zu Südostasien abtrennte und die Datumgrenze unnatürlich verschob.

Gewisse gefährliche Randbruchstellen waren aber noch beständiger wirksam, ganz unabhängig von derartigen Versuchen menschlichen umordnenden Willens. In ihnen, wie in gewissen Inselgruppenkraftstationen erkennen wir geradezu Anhaftepunkte und Ausgangspunkte dessen, was man als den natürlichen Imperialismus, als den Machtreiz von Örtlichkeiten bezeichnen könnte. Unter solchem Bann stehen pazifische Verteilungszentralen, die es in der Geschichte jederzeit gewesen sind, wie Hawai und Samoa; solche, denen ihre Lage einen durch die Raumkraft des Orts nicht zu rechtfertigenden geopolitischen Wert gibt, wie Tsushima, Fanning-Palmyra, Midway, die Galapagos; oder endlich machtgezeichnete, durch imperialistische Eignung hervorragende Einzelindividuen aus Inselreihen oder Gruppen, wie Guam, Yap und Tutuila. Solche Punkte ziehen immer wieder durch Lage und Raum bestimmte Notwendigkeiten des politischen Aus-

gleichs auf sich. Andererseits gibt es auch rein zeitliche Krisen des Machtwillens. Diese liegen einer geopolitischen Betrachtung ferner; ihr Verlauf enthüllt aber in dem Gegenspiel von Imperialismus und Selbstbestimmungsrecht oft die räumliche Praxis der Selbstbestimmungsräuber besser als nur auf die tatsächlich verwirklichte Raumveränderung abzielende und sie darstellende rein örtliche Verfolgung. Daher der Wert solcher Versuche, örtliche und zeitliche Darstellungen imperialistischer Dynamik zu vereinen, wie die graphische, kurvenmäßige Darstellung des Aufstiegs und Niedergangs der Großmächte im Pazifik (Bild Seite 27) der Japan Mail 1922. Diese Methode hat Glockemeier wissenschaftlich zu einem System der geopolitischen Darstellung flächenhafter Raumveränderung wachsender und zurückgehender Staaten ausgebaut (122). Bei dessen Anwendung wird zum Beispiel in Hinterindien ein ausgezeichnetes Bild gewonnen, aus dem die räumliche und zeitliche Abschnürung der indochinesischen Derivatstaaten Birma, Siam, Annam von dem chinesischen Zusammenhang und das Ringen des chinesischen, französischen und englischen Imperialismus klar hervorgeht.

Ein weiteres Gebiet, das hierher gehört, wäre erschließbar durch eine graphische Darstellung der imperialistischen, wirtschaftlichen wie kulturbedingten Überschiebungs- und Unterwanderungserscheinungen, des Verhältnisses von Hochlohn- und Tieflohngebieten, Menschensaug- und Menschendruckräumen um den Pazifik in seiner imperialistischen Auswirkung. Warentausch und Wirtschaftswucht und beider Fernwirkung sind ein weiteres, durch die von Tiessen (P. M. 1918) angewandten Methoden ganz gut darstellbares Gegensatzbild. Wie zäh sind allein die „Seidenfäden" zwischen Amerika und Japan, die den wichtigsten Seidenerzeuger mit dem größten Seidenverbraucher verbinden und dadurch eine beständig wirkende geopolitische Entspannung über den Großen Ozean hinweg herbeiführen.

Ein weiteres wichtiges Beobachtungsgebiet im Kraftfeld ist das der imperialistischen Reibungswiderstände, der guten und schlechten Leiter für Ausgleichsströmungen: Rassenhemmungen schalten sich ein zwischen den Ausgleich des rein wirtschaftlich denkenden Kalküls; wirtschaftsgeographische Wirklichkeit siegt nicht so selbstverständlich über Rassenmystik und Volksseelenwerte, wie es rein wirtschaftliche Betrachtungsweise annimmt. Und der wirtschaftlich Denkende ist dann schmerzlich enttäuscht, schilt über Gefühlspolitik und nennt wohl seinerseits Imperialismus, was in Wirklichkeit nur Verdrängungsreaktion auf seinen eigenen wirtschaftlichen Zwang ist, die bis zur Flucht ins Metaphysische führen kann. Gerade dafür liefert das pazifische Kraftfeld denkwürdige, weil auch bisher durch kriegerische Auseinandersetzung unbelastete Beispiele, freilich keineswegs durch Nachtragen (Ressentiment) unbelastete; denn es wäre durchaus falsch, anzunehmen, die farbigen Anlieger des Pazifik hätten historisches Unrecht, das den früher von ihnen als rassenverwandt empfundenen

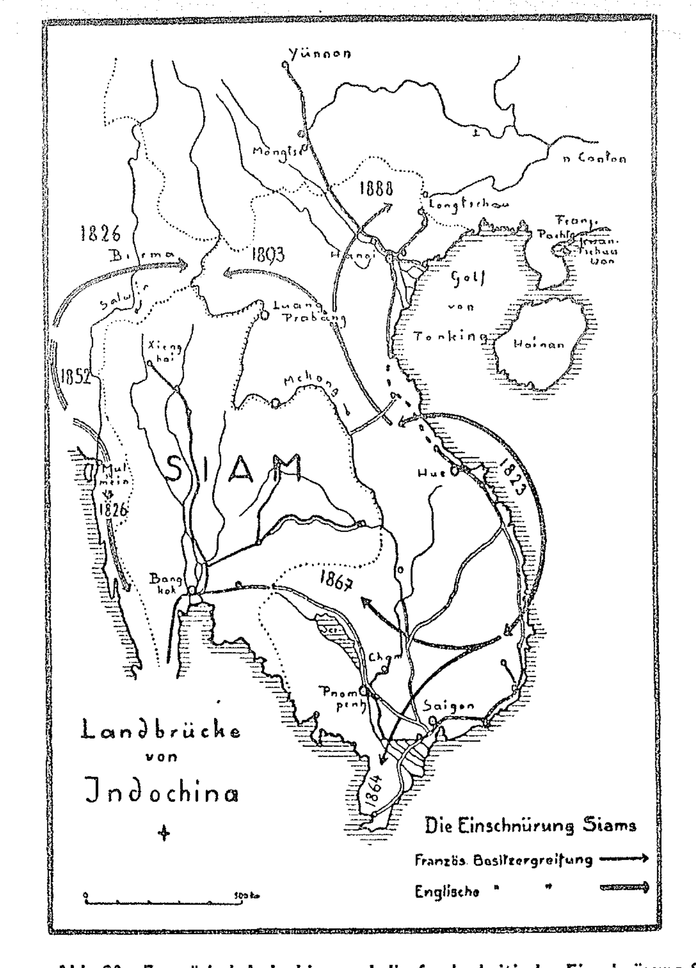


Abb. 20. Französisch-Indochina und die franko-britische Einschnürung Siams

Völkern angetan war, verschmerzt und vergessen. Man kennt zum Beispiel in Japan die Geschichte von Mexiko, von Hawai und die der Chamorroausrottung auf den Marianen genau, weiß in Java sehr wohl, wie das Gemetzel von Bali zustande kam, und verfolgt in Siam die Entrechtung von Birma fast mit der gleichen Bitterkeit wie die Zurückschneidung der eigenen Grenzen.

In diesem Lichte müssen auch solche Landschaften betrachtet werden, die wir später als Hauptrollenträger in der californischen, wie der Philippinenfrage, als Druckmesser für das Verhältnis zwischen Japan, Ostasien und den Vereinigten Staaten vorführen werden. An ihnen erhellt, daß es einen Sondertyp pazifischer Selbstbestimmungsideale gibt, der sich vom atlantischen unterscheidet, und der

auch auf die Formen des Imperialismus im Pazifik umgestaltend einwirkt. Es erhellt auch, daß ein stärkerer Ausgleichszug darin herrscht als in der atlantischen Welt, deren Methoden man im Indo-Pazifik vielfach mit den Augen Buddhas, Gandhis und Tagores ansieht und mit den Maßstäben der chinesischen Staatsphilosophie eklektisch gemessen zu ihrem Nachteil vergleicht.

So müßte ein angestrebtes Imperium pacificum – will es nicht so ungeheure Widerstände gegen sich waffnen, daß es die trennenden Weiten und streikenden Bevölkerungen gar nicht überwinden kann – ganz anderen Charakter tragen als die heute noch von atlantischen Mächten ausgehenden. Selbst so überstarke und rüde Lebensformen wie die Vereinigten Staaten suchen doch offenbares Unrecht zu sühnen, so zum Beispiel in ihrer Chinapolitik, in der Panama-Columbia-Frage schon nach zwei Jahrzehnten (mit einem Stimmenverhältnis von 80 zu 16 in einer so eigenwilligen Behörde wie dem amerikanischen Senat), nachdem sie schon nach einem Jahrzehnt ihr Bedauern ausgesprochen hatten (Bogotavertrag). Das sind im Völkerleben kurze Zeiträume angesichts äußerlich so glänzend erfolgreicher Taten des Imperialismus. Wir erlebten den Abzug Japans von Hankau und aus Schantung wie aus Ostsibirien, wir sahen die doch innerhalb dreier Jahrzehnte sehr vorwärtsgeschrittene Bewegung zur Selbstverwaltung der Philippinen und finden eigentlich nur von den atlantischen Westmächten ein reines Kolonialstadium festgehalten.

Die pazifischen Formen des Imperialismus sind andere, weiträumigere, vielleicht deshalb weitsichtigere, als wir sie gewohnt sind; und sie werden auch namentlich in den menschenüberfüllten Teilräumen von mehr gegenseitiger Rücksicht getragen. Eben darum wirkt aber auch die aufdringliche atlantische Geste störender: Roosevelt mit seiner Panzerflottenweltreise war ein typischer Träger solcher atlantischer Methoden und stieß entsprechend damit an, hatte freilich aber andererseits das Verdienst, die Notwendigkeit der imperialistischen Wendung der Vereinigten Staaten nach ihrer pazifischen Seite rechtzeitig erkannt zu haben. In der Methode freilich waren andere Staatsmänner weit glücklicher, und es ist nicht zu leugnen, daß die Hand von Hughes, aber auch von Alexander Hume Ford und Admiral Kato sich als besonders geschickt erwiesen haben.

Ihre Griffe, die us-amerikanischen wie die japanischen, werden vorbereitet und durchgeführt, wie auch der britische nach den Straits mit dem samtenen Handschuh über der stählernen Hand, nicht mit der immer gezeigten, im entscheidenden Augenblick aber griffscheuen Panzerfaust. Ein solches Vorgehen, wie es Rußland von 1911 bis 1936 kampflos zur Raumverfügung über Äußere Mongolei, Tannutuwa und Sinkiang brachte, Japan in Mandschurei und Innere Mongolei, Italien nach Äthiopien zeigt den Weg zur schließlichen Raumvergrößerung. Es ist die Handlungsweise der im Willen und der Persönlichkeit von Führer und Volk vorhandenen wirklichen Stärke, der deshalb von anderen geglaubten und gerade darum oft gewaltlos realisierten raumerweiternden Kraft.

XVII

BELEBENDE DURCHDRINGUNG ODER ERSCHLIESSENDE VERGEWALTIGUNG?

Als das geopolitische Hauptgesetz des größten Seeraums (soweit seine eigenen Formen und Lebensbedingungen sein politisches Dasein bestimmen) glauben wir in seiner Organisationsgeschichte zu erkennen: größere Abneigung gegen extreme, rein gewaltsame Lösungen, fühlbare, sichtbare Strafe für Vergewaltigung seiner ausgleichenden Natur, die sich seinen längeren Perioden entsprechend in größeren Wellenlängen auswirkt; daneben aber vielleicht eine noch erbarmungslosere Methode im Aufsaugen der kleineren und schwächeren Individuen durch die größeren und mächtigeren (in einer furchtbaren Anwendung des Gesetzes der wachsenden Räume), so daß die kleinen in ihrer Eigenart fast ohne Daseinsspur verschwinden.

Cannings Eröffnung neuer Wege für England zum spanischen Südamerika durch die Anerkennung seiner Unabhängigkeit ist vielleicht der weitsichtigste Schritt zur Annäherung einer atlantischen Lebensform an die pazifische Geopolitik gewesen (nächst der niederländischen Symbiose mit Japan); wie Canning mit seinem Claudianzitat für die Behandlung neuer Lebensformen durch ihre Mutterstaaten „Matris non Dominae ritu“ (nach Art der Mutter, nicht der Herrin!) uns der erste leitende Staatsmann der europäischen Welt mit wirklich weltweitem Blick erscheint.

Im spanischen pazifischen Weltreich sind solche Gedanken rechtzeitigen Ausgleichs wohl aufgetaucht (selbst in Cortez' Tagebuch und bei Legaspi finden sich Zeugnisse dafür), haben es aber nie versucht, Mehrheiten hinter sich zu bringen und Ausdruck im politischen Willen zu finden. Cannings Anerkennung der südamerikanischen Unabhängigkeit, aber noch weit mehr seine ganze geistige Einstellung zu ihr, wie sie seine Briefe bezeugen, lassen erkennen, um wieviel mehr die angelsächsische als die romanische Auffassung für ein Sichabfinden mit pazifischen Selbstbestimmungsidealen vorgebildet war. Wieweit Cook mit seinem deutschen Begleiter Forster, dem Lehrer A. von Humboldts, ein ebenbürtiger Vorläufer dieser Auffassung war, wage ich nicht zu entscheiden; wahrscheinlich ist aber doch, daß Cook zuletzt einer Art von Tropen-Südsee-Machtkoller verfiel.

Das geopolitisch Entscheidende an der Konferenz in Washington von 1922 – durch die das politische Schicksal des Pazifik doch auf einige Zeit bestimmt und entspannt wurde – scheint mir zu sein, daß gerade für diesen wichtigen Einschnitt die amtliche Geopolitik der Vereinigten Staaten auf diesen von dem Angelsachsen Canning so vorbildlich eröffneten Weg zurückbog, nachdem sie lange atlantische Gewaltmethoden bevorzugt hatte, im Stile von Perry mit seinem Aufbruch Japans, bis zur Philippinenvergewaltigung, zuletzt noch mit Roosevelts des Älteren Rodomontaden. Die USA.-Staatsführung nahm damit eine Spur wieder auf, die sie früher schon in Anläufen (Erste Hawai-Erklärung von 1841!) zu beschreiten unternahm und in ihrer freilich widerspruchsvollen Korea- und Chinapolitik zu halten sich mühte. Es war die mildere, heute wieder von F. Roosevelt bevorzugte Form, die also neben der anderen, gewaltsameren herläuft, die man immer wenigstens offenhielt, wenn auch nicht (Brooks-Adams!) aus so idealen Gründen, wie es mit wohlbedachter Berechnung gesagt wurde.

Wir finden also bei der angelsächsischen Geopolitik im großen wie ja auch bei der deutschen Schantung- und Südseepolitik im kleineren diesen inneren Gegensatz, den wir durch die Gegenüberstellung in der Kapitelüberschrift ausdrücken wollten. Wir finden ihn jetzt wieder bei der spanischen Kulturpolitik in Süd- und Mittelamerika, die sich für Zugeständnisse an die pazifische Lokalnote auch erst bereitfand, nachdem die Loslösung der Kolonien des alten imperialistischen spanischen Weltreichs eine Lehre erteilt hatte. Allerdings suchte sich die Erkenntnis gerade in den Philippinen immer wieder zur Geltung zu bringen, in deren so widerspruchsvoller, höchst belehrender, bei uns fast unbekannter Kolonialgeschichte. Auf dieser Linie liegt auch die Umtaufe der späteren spanischen Akademiegründungen für die gesamte spanische Kulturwelt, die nun nicht mehr königliche, sondern spanische heißen, weil der Kulturzusammenhang als wichtiger erkannt wird als die Regierungsform. Die Quittung dafür, daß es neben der Gewaltpolitik stets eine Kulturpolitik in den Philippinen gegeben hatte, ist immerhin die Zähigkeit der spanischen Kultur der Inseln (165). Zu fehlen scheint der Gegensatz zwischen Imperialismus und Kulturpolitik als befruchtendes Motiv auch in der französisch-ozeanischen Betätigung. Ausschließung aus „notre domaine", verschlossene Tür für andere ist dort das Leitgesetz; und in Indochina ist es, abgesehen von der fortschrittlichen Zeit des Generalgouverneurs Paul Doumer, wenig besser. Auch die Niederlande scheinen zu spät auf den neuen geopolitischen Kompromißweg einzubiegen. Sie sind dem Hinübergleiten ihres Inselreichs aus der indischen Randlage in die südpazifische Vermittlungslage (ein Seitenstück zum japanischen Lagenwandel im Norden) mit ihrem geopolitischen Verständnis nicht schnell genug gefolgt. Hätte man die Zeichen der Zeit verstanden, so dürften alle Kräfte des kleinen Landes zur zeitgemäßen Entwicklung der Kolonien nicht genügt haben; man hätte die eigene Kapitalkraft und die billigen Auswanderer der Hochkulturschichten des benachbarten, verzweifelnden

Mitteleuropa im Zusammenwirken gar nicht schnell genug nutzen können, zur kultur- und wirtschaftspolitischen „Desimperalisierung" einerseits, aber besseren Durchdringung und Belebung des Sundareiches andererseits. Liegt hier eine Hemmung des doch nicht genügend raumweiten Blicks, eine Folge der heimischen Enge, des geographisch eintypischen Strommündungslandes, durch die sich solche Unterlassungen erklären? So viel Nützliches auch in Insulinde geschehen ist, es ist nicht genug, um die grollenden Geister des Orts zu versöhnen, und es bleibt bei Anläufen, wo vielleicht schon die letzte Stunde für ein noch mögliches Vollbringen anhebt. (Aufstände von 1926; „Sieben Provinzen".)

Noch eine andere geopolitische Erfahrung kommt hinzu: wir glaubten schon früher einen Typenunterschied zwischen überseeischen Randberührungen vom Indischen Ozean her und überseeischen Durchbrüchen und Einbrüchen von der geschlossenen amerikanischen Küste her als Auswirkung des expansiven atlantischen Völkerverkehrstyps unmittelbar feststellen zu können. In beiden Fällen aber weckt erst die Gewalt von außen her die abwehrende Gewalt an Ort und Stelle! Das zeigt sich auch deutlich bei der russischen Aggression längs des Randes der Anökumene.

Ebenso wie die pazifische politische, die Staatenstruktur sich zunächst ablehnend, dann zurückhaltend-abwehrend, dann erst ihrerseits angreifend gegen solche Aggression verhält, so auch die pazifische Wirtschaftsstruktur mit ihrer autarkischen Grundneigung (die ursprünglich nur Überschüsse, der Nachfrage entsprechend, auf den weiteren Markt bringen will), gegen die übergreifische atlantische Gewöhnung der Aufdrängung (Obtrusion), des Angebots. Das geht bis zu einer gewaltsamen Aufnötigung von geradezu verderblichen Wirtschaftsgütern, wie im Opiumfall gegenüber China; oder von Aufdrängung von mehr Gut, als der arme Abnehmer eigentlich zahlen kann, wie einst in Japan, so daß er in Gefahr des Ruins gerät oder in Zwang zu Industrialisierung, oder, wie die kleinen Inselreiche, zuletzt seinen Grund und Boden unter den Füßen an fremde Kapitalmacht verliert. Ganz ähnlich ging es übrigens auch Deutschland, wo der unweise Präzedenzfall der Grundhypotheken zur Befriedigung fremder Mächte zur Wahrheit wurde. Man mag Ertrag besteuern in Ertragswerten, sollte aber nie die letzten Betriebsmittel und den Grund und Boden eines verarmten Volkes verpfänden. Ohne die Reichserneuerung und Lastenabschüttelung seit 1932 hätte allerdings Deutschland das Schicksal der Fijigruppe erleben können, während sich Tonga und Japan zur Zeit ihrer größten Bedrängnis durch ein Grundverkaufsverbot an Ausländer davor schützten. Also verbieten, nicht durch Flüssigmachen fördern muß man den Grundverkauf an Fremde, wenn man Lebensformen im Besitz ihres Lebensraumes erhalten will – so lehrt es wenigstens der Pazifik.

Die Ablehnung der marktschreierischen Gepflogenheiten und der Aufdrängungsgelüste atlantischer handelsgeographischer Methoden durch die entgegengesetzte Grundneigung der pazifischen Wirtschaftsstruktur läßt sich auch aus der Literatur erweisen. Eines der besten einheimischen Bücher über chinesische Wirt-

schaft, das uns zugänglich ist, Dr. Tsurs Studie über das wirtschaftliche Leben von Ningpo, zeigt den ganzen Gegensatz zwischen seiner heimatlichen und der abendländischen Wirtschaft. In China herrscht zugleich Hochschätzung einer vom eigenen Bedarf und der eigenen Leistung geleiteten Wirtschaft und Ablehnung einer solchen, die von Angebot und Aufdrängung beherrscht wird, wie die der europäisch-amerikanischen Industrieländer, so daß Tsur diesen pazifisch-atlantischen, nicht nur chinesisch-europäischen Zwiespalt geradezu zum Grundzug seiner Untersuchung machen konnte. Die letzte Frage ist also: freiwillig geöffnete, „offene" Tür, oder aufgedrückte, aufgebrochene Tür? Genau so ist es auf dem Gebiete der Kulturpolitik, das von allen dreien (Kultur, Macht und Wirtschaft) die längsten Rhythmen und Wellen zeigt, deren Stimme, weil sie die am wenigsten laute, werbende und marktschreierische ist, neben der von Macht und Wirtschaft freilich auch am leichtesten verhallt, obwohl sich ihr Vernachlässigen schließlich am meisten rächt.

Solche verhallende Stimmen im pazifischen Gebiet klingen aus Siebolds japanischem Wirken, aus Stevensons Südseetätigkeit, aus Baelz' japanischer Stellung, die so einzigartig war und doch so wenig für Deutschland genützt wurde und Früchte trug. Auch Francke weiß in seinen ostasiatischen Werken viel über die Nichtausnützung kulturpolitischer Möglichkeiten zu sagen. Selbst Canning blieben trotz dem schnell sichtbaren Erfolge bittere Kämpfe und Schwierigkeiten wegen seiner allgemeinen Ausgleichs-, Befreiungs- und Versöhnungspolitik gegenüber den jungen Staatenbildungen am Pazifik nicht erspart, wenn er nicht überhaupt von deren Gegnern totgeärgert starb, wie später der Amerikaner Paul Reinsch unter dem Zusammenbruch seiner Hoffnungen in China. Auch Gilbert Reids „China captive or free?" war eine solche viel angegriffene Stimme pazifischer Kulturpolitik. Kulturpolitische Wahrheiten zu sagen ist vielleicht noch gewagter, als politische und wirtschaftsgeographische, weil sich alle Mächte der Lüge blitzschnell gegen den als gefährlich erkannten, gemeinsamen Feind wenden; und dennoch ist es die Pflicht volkstreuer wie wahrhaft kosmopolitischer Geopolitik. Nichts ist schlimmer als Verwechslung von Gewalt und Macht, die gerade durch kulturpolitische Einsicht schonungslos geoffenbart wird. Einer der furchtbarsten Beweise dafür sind jedenfalls jene weitreichenden Fälschungen des Werdegangs pazifischer Geopolitik, wie sie durch Unterstützung überlebter und nur noch durch Gewalt gehaltener Mächte aus Unkenntnis und staatlich ganz grotesken Mißverständnissen heraus im Fernen Osten entstanden sind. Beispiele dafür sind der Eingriff in die Taiping-Revolution in China und in die Reformbestrebungen unter Kwang-Hsü, oder Mißverständnisse, wie sie in Japan ohne das Zusammenwirken einiger Jungjapaner (Ito!) und den Instinkt des englischen Vertreters Rutherford Alcocks fast entstanden wären (durch Einmischung zugunsten des Shogunats und der Missionen), während Siebold einige europäische Ahnungslosigkeiten über das damalige japanische Staatsrecht vergeblich zu parieren suchte. Die Beschleunigung

der japanischen Reformen, die dann erreicht wurde (durch die von Ito und Okuma erlangte Nichteinmischung in religiöse und innere Angelegenheiten Japans), war ja ohnehin schon so groß, daß sie fast zur Überstürzung der Reorganisation und Rückschlägen dort geführt hätte, die bei tiefergreifenden Einmischungen von außen her unvermeidlich gewesen wären. Welches Unheil haben nicht überhebliche Mißgriffe, auch nur in einer zu überheblichen Form, im Fall von Shimonoseki angerichtet! (Francke!) Welches Lügenspiel hat die gewaltsamen Ereignisse in Hawai und den Philippinen begleitet, und zuletzt noch das anglo-japanische Bündnis und seine allmähliche erzwungene Verflüchtigung und Verdampfung auf dem Altar der überatlantischen angelsächsischen Beziehungen, auf dem tatsächlich große asiatische Interessen des britischen Imperiums, vielleicht seine pazifische Zukunft geopfert wurden. (Daher der Neid auf Deutschland 1936.)

Vor allem durch die falsche Einmischung in die innere chinesische Umstellung ist die kontinental-ozeanische Spannung in Ostasien unterstrichen worden, die für Deutschland eine solche Gefahr bedeutet hat; geopolitisches Verständnis hätte geboten, deshalb diese Gefahr weit eher zu mildern als zu unterstreichen, wie es durch die bekannte Mahnung an die „Völker Europas" und die Übernahme des Oberbefehls bei einer höchst gemischten Expedition geschah. So aber trieb man den sich neu organisierenden pazifischen Riesenraum aus friedlicher Symbiose, die er eigentlich wollte und die ihm natürlich gewesen wäre, in eine rasche Gefahrfolge von Zusammenstößen hinein, wie sie der erste Krieg zwischen Japan und China 1894/95 nach zweitausendjähriger friedlicher Aneinanderlegung beider Mächte einleitete — abgesehen von dem an beide aus den Binnenhochsteppen herangebrausten Mongolensturm. — „Halten Sie uns nur die Missionare und das Opium vom Leibe, und alles andere wird gut gehen", hatte der kluge Prinz Kung gesagt, als man ihn fragte, wie die Berührung zwischen der ostasiatischen und der westlichen Kulturwelt ausgehen werde — und ausgerechnet diese beiden wurden mit Gewalt aufgedrängt!

Der erste interpazifische Zusammenstoß war freilich, was wir zur Steuer der Wahrheit nicht oft genug feststellen können, drei Jahre vor der Besetzung von Kiautschou und fünf Jahre vor den an sich geopolitsch unerheblichen Entgleisungen von 1900. Den Anstoß zur erneuten Geopolitisierung der pazifischen Inselwolken, die dann tatsächlich eine erste Neubildung von einiger Dauer erst 1922 erfuhr, hat 1814 von außen her das französische Übergreifen gegeben, wie an der westpazifischen Küste wenig später die vereinigte Gewaltanwendung der Westmächte, der Vereinigten Staaten und Rußlands. Daß es überhaupt gelang, den Schein der Verantwortung für das tatsächlich durch die amerikanische Zerstörung der spanischen Pazifikreichsreste und die russische Südverschiebung an der Jahrhundertwende veranlaßte Zurückschlagen (Reagieren) der ganzen pazifischen Welt gegen atlantische Vergewaltigung auf Deutschlands winzigen Kiautschou-Eingriff umzulügen, beweist augenfällig die dabei vorgekommenen for-

malen Torheiten. Aber dieses Lügengewebe wurde in seiner tatsächlichen vollkommenen Unwahrheit schon als geopolitische Unmöglichkeit eben durch Gilbert Reid in seinem „China captive or free?" so vollkommen aufgedeckt, mit so untrüglichen diplomatischen Handstücken belegt, daß es wirklich der ganzen Instinktlosigkeit des deutschen Pazifismus bedurfte, um immer noch selbst auf diese Märchen zu reisen und anderen ihre Aufrechterhaltung zu gestatten.

Hier also ist die kulturpolitische Wahrheit der glänzendste Zeuge, den wir uns wünschen können, zumal das naturwissenschaftlich herbe Bild der verkehrs- und wirtschaftsgeographischen Tatsachen der geopolitischen Umlagerung, wie es Brooks-Adams zeichnet, erbarmungslos für die Träger des Kultur-Cants zeigt, welche wirtschaftlichen Gründe und Mächte jene Spiegelfechterei bedingten. Es war nichts anderes als die Angst vor einer riesigen eurasischen Eisenbahn- und Kontinentalpolitik und Organisation der großen Festlandräume, deren Möglichkeit weder Deutschland noch Rußland selbst zum Bewußtsein gekommen war, die ihnen nur aus dem amerikanischen Raumgefühl her zugetraut wurde. Sie wird nun freilich eine letzte ferne anzustrebende Zukunftsmöglichkeit der aus Ostasien verdrängten (eliminierten) eurasischen Kontinentalen bleiben. Zu ihr wäre allerdings eine japanisch-russische Verständigung mit einem durchaus möglichen Ausgleich in größtem Stile mit einem andern Rußland der notwendige Auftakt!

Jetzt freilich ist die Rückwirkung der amerikanischen und der russischen Festlandrandstöße der schon gezeigte Rückschlag, dessen Opfer hauptsächlich wir, die doch am wenigsten Schuldigen, aber geopolitisch am wenigsten Vorsichtigen, geworden sind. Aber darum darf uns doch seine Lehre nicht verlorengehen; und gerade aus dem Gegenspiel von Kulturpolitik und Imperialismus, von Belebung und Durchdringung einerseits, gewaltsamer Aufdrängung, Erschließung und damit verbundener Vergewaltigung andererseits, in den Völkerlosen des Pazifik, ergibt sich eine Fundgrube von teuer genug bezahlter Erfahrung und Lehre für Deutschland. Auf die uns von den bodenständigen Mächten des Pazifik erst kürzlich wieder von der Peking-Universität angetragenen kulturpolitischen Bündnisse durften wir eingehen und uns zu den aufstrebenden Kulturrassen Südostasiens so einstellen, wie das England Cannings zu Lateinamerika. Der außerhalb der eigenen Kolonialgebiete gewahrte Schein der verständnisvolleren Aufnahme des Gedankens der Kulturrassen-Gleichberechtigung und des Selbstbestimmungsrechts (wenigstens im Vergleich mit den anderen, rein imperialistischen Mächten) hat mit die Größe des frühvictorianischen Englands begründet und ihm Indemnität für viele Gewalthandlungen eingebracht! Eine solche Haltung wäre auch Japans wohlverstandener Vorteil, da es ja unmittelbar vor Augen hat, wie die Fernost- und Mittelostpolitik der Sowjets durch sie eine so ungeahnte Förderung erfuhr. Der Vergewaltigung durch kulturlose Farbige eines halbafrikanischen Reichs, unter der wir selbst am Rhein in bösen Tagen litten, müssen wir die Befreiung farbiger Kulturrassen als Abwehr entgegensetzen — die gegen unsere Bedränger erfolgen

muß! — und halten damit eine der Zukunftslinien pazifischer Geopolitik: eine Möglichkeit aktiver weltpolitischer Beteiligung in Räumen, aus denen wir verdrängt sind.

Daß dabei viel persönliches Einzelschicksal geopfert werden muß, daß überhaupt der geopolitische Vermittler nur „durch Mitleid wissend" wird und dieses Mitleid nur durch eigenes Leiden erwirbt, darüber muß er sich klar sein. Trotz allem Zauber der Südsee, trotz dem verführerischen Reiz der bodenständigen pazifischen Kulturen zeigt das persönliche Schicksal der erkennenden Vermittler Tragik und Leid.

In den Einzelheiten treibt das Schicksal mit solchen geopolitischen Vermittlerlosen ein höchst wechselvolles Spiel. Sie können mehr rein politisch betont sein, wie bei den tragischen Figuren der abendländischen Kanzler von Hawai und Tonga, die für die Idee kulturpolitischer Inselreiche in der Südsee vergeblich ein Lebenswerk einsetzten, aber schließlich erkennen mußten, daß sie dem Untergang und nicht der Freiheit gedient hatten. Sie sind zuweilen rein kulturgeographisch bestimmt, wie das Los Robert Louis Stevensons und sein Verhältnis zu Samoa. Sie finden oft zuletzt einen leidvollen künstlerischen Ausdruck, wie bei Multatuli (Eduard Douwes Dekker), der ein Leben voll Verfolgung erfuhr, weil er die Menschenrechte der Malaien in Insulinde gegen die Ausbeutung seiner Landsleute verfocht und sich dadurch als Staats- und Kolonialbeamter unmöglich machte. Es war dasselbe Gerechtigkeitsgefühl, das schon den Knaben getrieben hatte, nach einer Predigt über die Güte Gottes, die jeden Vogel sein Würmlein finden lasse und ihn zu einem Jubilieren des Dankes bewege, die unbequeme Frage zu tun: Vater, jubilieren die Würmlein auch? Noch zerrissener, weil der Zwiespalt durch eigene Blutmischung innerlich vertieft war, gestaltete sich das berühmt gewordene kulturpolitische Vermittlerlos von Lafcadio Hearn, von Geburt Levantiner, Brite und Ire, dann Wahljapaner und schließlich Pseudoamerikaner — einer der ausgesprochensten Vermittlernaturen der Erde und dadurch zum persönlichen Unglück vorbestimmt. Sie suchen auch wohl einen fast schalkhaften Ausdruck, wie in Van Zantens reizvollen Südseenovellen. Oder es wird ein Mann von rein wissenschaftlicher Tätigkeit aus politischer Wahrheitsliebe und Wärme für das studierte Land, aber auch aus Verzweiflung über die haarsträubende Unkenntnis darüber zu politischem Wirken gestoßen, wie Siebold im Verhältnis zu Japan — der dann aber, weil gestoßen, schlecht springt; wohl auch deshalb, weil er die Fühlung mit der ihn aussendenden Volkheit verloren hatte, und weil ihm jedes Verständnis für die eigene, kläglich kleinräumige, halb kosmopolitisch verrannte, halb Kirchturminteressen dienende Heimat abhanden gekommen war.

Gleichviel wie es sich im einzelnen gestalte: persönliches Glück wartet des kulturpolitischen Vermittlers nicht; und dennoch ist er einer der berufensten Diener großer Ziele seiner Volkheit und der Gesamtmenschheit, die sich auf diesem Dornen- und Leidensweg noch am ehesten vereinigen lassen.

XVIII

VERLAGERUNG DES WELTVERKEHRS GEGEN DEN PAZIFIK

Die beginnende Verkehrsumlagerung ist unleugbar, wenn auch der Atlantik zur Zeit noch vielfach dichtere Verkehrsbänder aufweist. Ist das nun eine rein innere Angelegenheit des Großen Ozeans oder eine Frage des Weltverkehrs oder der Weltmacht, die alle Anlieger von Weltmeeren berührt, vielleicht sogar eine der Fragen, unter deren instinktivem Druck der Weltkrieg sich abgespielt hat? Wenn man des Amerikaners Brooks-Adams „New Empire" liest (123), mit voller Beachtung auch dessen, was zwischen den Zeilen steht, so wird man den Zusammenhang der Verkehrsverdichtung nach dem Pazifik zu mit den anderen großen Weltfragen kaum leugnen. Die von ihm vorausgesehene Verschiebung der Wirtschaftsmachtzyklone über den Atlantik, damit auch näher dem Pazifik zu, als dumpfer Druck schon 1909–1914 gefühlt, ist im Verlaufe des Krieges Tatsache geworden. Die alten Kontinentalmächte, die europäischen Kaisermächte, die sonst vielleicht allmählich und widerstandslos die Opfer dieser Verschiebung geworden wären, mußten nun wohl oder übel darum ringen, daß ihnen wenigstens ein Teil des Verkehrs verblieb, und dagegen kämpfen, daß er ihnen ganz entwunden würde (123).

Beschleunigend wirkte dabei die streckende Tendenz des Weltverkehrs, sein Bedürfnis nach einer möglichst abgekürzten, geraden, widerstands- und reibungslosen Verbindung der großen Siedlungs- und Wirtschaftsschwerpunkte, die auch ihrerseits in ständiger Verlegung und Verschiebung begriffen sind. Diese Linien, die „Verkehrsbänder", werden auch durch den größten Ozean immer neu gelegt. Aus politisch-geographischen Gründen schiebt sich eine gefährliche Verschlingung (Torsion) über die natürliche Lagerung dieser Verkehrsbänder hinweg, denn es legt sich über die amerikanisch-ostasiatische Hauptverbindungslinie die wichtige des britischen Weltreichs von Vancouver über Fanning–Fidschi nach Australien–Singapore–Hongkong, bis an die Tore des früher verbündeten Gegeninselreiches Japan an der Formosastraße und ihrem Zugang zu dem verlorenen britischen Yangtse-Monopol.

Vom pazifischen Standpunkt aus betrachtet, schalten sich die Widerstände sehr

ungleich in den Verkehr ostwärts und westwärts nach Europa. Die breite nordamerikanische Fläche wird durch zahlreiche Pazifikbahnen überwunden. Die Meerenge von Panama ist zugleich durchbrochen und durch Eisenbahn überbrückt: sie ist ein nordamerikanischer Isthmus in Spanisch-Amerika, ein aus dem zentralamerikanischen Landkörper herausgeschnittenes Stück Weltverkehrsband. Die Enge von Tehuantepec nördlich davon ist überschient, ebenso südlich davon der Andenübergang zwischen Chile und Argentinien. Die möglichen Verbindungen durch den Atrato und den Marannon ruhen noch und sind einstweilen nur durch Fluglinien belebt. In der anderen Richtung aber ist die Fahrt längs der indischen Halbinsel lang, weiterhin durch den Suezkanal verlangsamt und besteuert; und die russische Magistrale war zeitweilig aus einer bequemen und sicheren Verkehrslinie wieder eine solche voll unberechenbarer Widerstände geworden; nun knüpft ein weit verzweigtes pazifisches Verkehrsdelta an sie und eine zweite nördliche Parallellinie an. Den Umweg der Kapfahrt aber kann sich nur mehr die Segelschiffahrt erlauben, sofern sie Massengüter befördert (Reis z. B.) oder von geographisch besonders bevorzugter Stelle ausgeht (Australien – Westwindregion). In unsicheren Zeiten hat diese Route auch den Vorteil einer gewissen wehrgeographischen Risikofreiheit.

Liest man die verkehrsgeographischen Kapitel bei Brooks-Adams oder Mahan, so wird man mit einem gewissen Neid überrascht von deren sicherem Vorgefühl der mittlerweile eingetretenen großen Verkehrsumlagerungen, von denen bei uns heute noch vielfach geglaubt wird, sie seien Kriegsfolgen vorübergehender Art; während sie doch Dauererscheinungen sind, die im Zusammenhang stehen mit der Umwertung des ganzen Pazifik, nicht nur der Vereinigten Staaten als Wirtschaftsmachtzentrale unserer Zeit, sondern auch Chinas, Japans und Latein-Amerikas, die ihr nun so nahe gerückt sind, daß sie wohl oder übel mit ihr zugleich auch verkehrsgeographisch aktiver werden müssen.

Die Nordverlegung der einstigen iberischen Weltüberlinie, die von der Magalhaesstraße oder von Peru und Mexiko ausging (von Götz [125] navigatorisch u. a. geschildert) ist ja ein alter säkularer geographischer Vorgang, eingeleitet durch das Suchen nach der nordwestlichen Durchfahrt (durch Drake, Anson) an den damaligen spanischen Monopolinhabern vorbei. Eine Begleiterscheinung dieser Nordverschiebung ist von der anderen Seite her die Erschließung der sibirischen Strommündungen, zuletzt auch Nordenskjölds Fahrt. Colemans Buch „Japan moves north" gibt eine Andeutung dessen, was doch nur eine Folgeerscheinung war, uns aber doch die russischen Widerstände gegen eine solche Entwicklung zu einer Zeit erklärt, wo der allrussische Machtkörper, wirtschaftlich zusammengebrochen und militärisch dort unsicher, die Beschleunigung dieser Nordverschiebung einer uralten Weltverkehrsverbindung eher zu scheuen als zu begrüßen hatte. Sobald die Sowjetbünde aber wieder zur nordischen Raumbeherrschung durchstießen, eröffnete ihnen die Vereinigung von Flugverkehr, Luft- und Wetter-

beobachtung mit See- und Stromverkehr Möglichkeiten, wie sie die Skizze (Tafel VI) andeutungsweise wiedergibt.

Aber was helfen Widerstände gegen den natürlichen Strom des Verkehrs und seine Umlagerungen, die sich vollziehen wie hydraulischer Druck, die nur da abgeschnürt werden können -- freilich oft mit vernichtenden Folgen für Abgeschnürte wie Abschnürer --, wo der volle Druck des Verkehrslebens schon aus den noch bestehenden Adern gewichen ist und wo er nur noch gewohnten Spuren nachschleicht. Sonst aber ist der Weltverkehr unüberwindlich in seinem Willen zum Ausschalten von Hindernissen und Widerständen aus seinem natürlichen Fluß. Gerade in der weiteren Nordverlegung der Transpazifikroute, wie sie sich zu einer Zeit höchster Beanspruchung während des Krieges zeigte, verriet sich sogar schon ein gewisses Ausschalten des doch eben erst aus einer Randlage in eine Vermittlerstellung gerückten Japan. Das Inselreich mußte sich mit aller Macht strecken, von seiner gewaltigen Längsvorlagerung vor der ostasiatischen Küste vollen Gebrauch machen, seine Nordhäfen schleunig ausbauen (Ominato), um die neue Linie Vancouver—Hakodate—Wladiwostok auszuparieren. Denn diese Linie hatte eine Ausschaltung der Inlandsee mit sich gebracht, trotz dem Welthafen Osaka-Kobe darin, wegen der vielen unerwünschten Biegungen und Aufenthalte, die eine gestreckte Fahrt dort verhindern.

Die Streitfrage nach dem Erfolg im Wettbewerb um die Zukunft als bedeutendster Einfuhrhafen Chinas zwischen Kiautschou und Shanghai — die eine gegründet auf den Gedanken der Stromerschließung, die andere auf den der Eisenbahnentwicklung Chinas — hätte bei solcher Weiterentwicklung leicht dahin entschieden werden können, daß beiden nur eine ephemere, lokale Blüte beschieden sein werde, und daß keines von beiden der große Landöffnungshafen, das Hamburg des Reiches der Mitte zu werden bestimmt sei, wenigstens nicht, soweit der ganz große Durchgangsverkehr in Frage kommt. Denn an Japan, ja an Asien vorbei geht vielleicht der letzte Zukunftsweg, wenn zum Beispiel der Durchstich durch den Isthmus von Krah den viertägigen Umweg um Malakka herum spart, und der kürzeste nördliche Eilweg sich erschließt. Kobe, Osaka, Singapore und manches von dem, was dazwischen liegt, vor allem Hongkong als Durchgangshafen wären möglicherweise schon vorher ernsten Krisen, wenn nicht der Stillegung entgegengegangen. Aber das Kriegsende warf eine Konjunktur wieder zurück, die durch Kriegsbedürfnisse der natürlichen Entwicklung vorausgeeilt war. Wladiwostok geriet in den Revolutionswirbel und glitt aus dem großen pazifischen Durchgangsverkehr in ein Altwasser des Verkehrs zurück. Bei der Japan-China-Küstenfahrt stellten sich Verhältnisse wieder her, die durch eine überhitzte Entwicklung als bereits überholt, mindestens überholbar gezeigt worden waren. Eine nordische, britisch beeinflußte, kürzere Weltüberlinie für Menschen und hochwertige Güter war im Weltkrieg hervorgetreten. Das britische Inselreich war aus Zeitersparnis in dem Wettstreit zwischen Dampfer- und Eisenbahn-

entwicklung zugunsten der Eisenbahn, zugunsten seiner europäischen Zugehörigkeit eingeschaltet worden. Der kürzeste Weg führte nicht an Rußland vorbei – denn das ging nicht, außer durch Flug –, aber doch an Mitteleuropa, durch die kürzeste Linie Liverpool–St. Lorenz–Kanada–Vancouver–Hakodate–Wladiwostok–Petersburg–Skandinavien–Nordengland. Auch an den Vereinigten Staaten vorbei gab es also eine Weltüberlinie, eine nördliche und eine südliche! Ahnte man ein kommendes Umlagerungssymptom noch weiterhin an der Ausbildung der zwei westpazifischen Schiffahrtszentren in Japan und in der Sundasee? Fühlte man, daß Hongkongs Höhepunkt als Verteilungszentrale an der chinesischen Vorküste schon überschritten war, trotz einer noch nicht dagewesenen Scheinblüte? Begriff man, daß schon zur Entwicklung von Weihaiwei unter den argwöhnischen Augen Chinas und Japans die Kraft nicht mehr ausreichte, daß der Küstenmeerkorridor von der Formosastraße bis Sachalin, wenn auch nicht für den britischen Verkehr, so doch für die britische Macht verriegelt war?, daß dort nur mehr amerikanische, sich selbst pazifisch fühlende Kraft stark genug war, um sich im Wettkampf mit den Anliegern des Pazifik durchzusetzen?

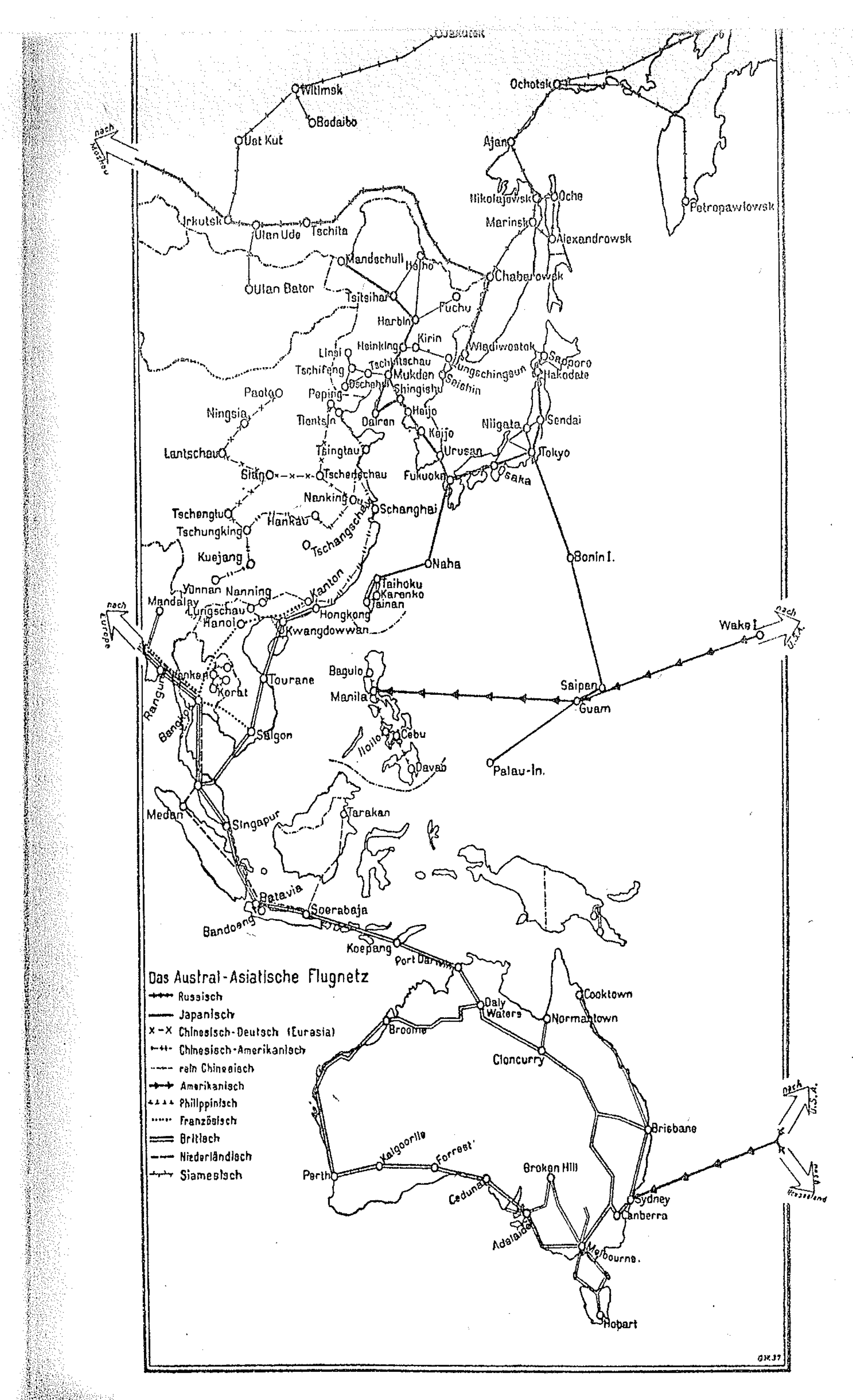
Die beiden neuen Schiffahrtszentren, das japanische und das Sundazentrum, sind außerbritisch; und von den drei großen Küstenschiffahrtsgebieten, dem ostasiatischen, dem Sundaraum und dem südostaustralischen ist nur eines kulturbritisch, aber auch dieses zunehmender Selbstbestimmung entgegenwachsend. Freilich vollzieht sich die australisch-neuseeländische Entwicklung im unmittelbaren Anschluß an ein unmerklich entstandenes, klug gefügtes britisches Machtgebiet des Reichsverkehrs, des antarktische mit seiner freien Südroutenverbindung um die Erde mit ihrer rein britischen Stützpunktkette. Doch kann das Erreichen dieser Linie durch die ganze Länge des stützpunktarmen Atlantik in kritischen Zeiten Schwierigkeiten haben! Man mache einmal den Versuch, eine Karte der Antarktis und der subarktischen Gebiete mit den Farben der politischen Geographie zu tönen, und man wird bewundern müssen, wie sich diese Kette zusammenfügt, und sie als einen Beweis dafür ansehen müssen, daß auch die Geopolitik der Vor-Antarktis von England zuerst begriffen worden ist! Die Neubefestigung von Kapstadt 1936 und der Robbeninsel fügt hier einen weiteren Stützpunkt ein.

Allerdings stehen innerhalb dieses zusammenhängenden Seereichs staatssozialistisch geführte australische Schiffahrtslinien in erbittertem Wirtschaftsringen mit Vorkämpfern des Manchestertums, wie der P & O, der vornehmsten englischen Privatreederei – ein Symptom noch vorhandener tiefgreifender Gegensätze. Freilich sitzt das eigenwillige, wenn auch als Dominion imperialistische Neuseeland als zukünftige Inselmacht im subantarktischen Rahmen. Es kann vielleicht später einmal durch seine Widerspenstigkeit sogar unbequemer werden, als jetzt die indische Welt mit ihrem Selbstbehauptungsstreben. Jüngst erst ist vom Indischen Reich das ganze malaiische Kolonialgebiet (Seychellen, Mauritius,

Ceylon, Malaienhalbinsel) durch kluge Neuorganisation abgerückt und in sich zusammengefaßt worden – für alle Fälle, damit die insularen Stützpunkte nicht etwa mit einem sich selbst bestimmenden Indien gemeinsame Sache machen können, und damit die Stützpunktkette sicher bleibt. Auch das – wie die Loslösung Birmas von Indien – ist ein Stück vom innern Umbau des Weltreichs, mit feinem Vorgefühl für Druckveränderung und Verkehrsumlagerung ausgeführt, die hellhörig vorausgeahnt und weitsichtig erspäht wird.

Aber auch der Verkehr als Ding an sich und seine Organisationen lohnen solches Ferngefühl. Neben der Geopolitik ihres Volkes und Staates hat jede der großen Schiffahrtslinien und Trampunternehmungen, jede der wichtigen Überlandbahnen, jeder kleinste Lokalschienenweg (wofern er nur einen eigenen Verwaltungskörper besitzt und nicht rein parasitär ist), jedes Verkehrsunternehmen überhaupt seine eigene, seine immanente Geopolitik. „Die Eisenbahn baut sich selbst", sagt in dem bekannten Sozialistenroman „The Octopus" (126), der ein so glänzendes Bild kalifornischen Verkehrs- und Wirtschaftslebens gibt, der amerikanische Eisenbahnmagnat zu dem jungen Sozialisten, dem es gelungen ist, ihn zu einer offenen Aussprache zu stellen. Aus diesen Aussprachen, wie sie hier dem wirklichen Leben klug abgelauscht sind, entstehen solche Erkenntnisblitze, die oft aufschlußreicher sind als theoretische Studien über Weltverkehrsgeographie, die nach der Lampe riechen statt nach Salzwasser und fremden Häfen, Speichern und Lagerschuppen, Dampfer- und Eisenbahnkrieg. Auch die Überseelinie baut sich selbst, und ihre Vorläufer sind oft die Verschiebungen der Trampdampferflotten, die dem Wechsel der Konjunktur schneller folgen können als die gutgehaltenen Dampfer der geordneten Linienschiffahrt. Die Treibhausentwicklung der Mandschurei vor dem Kriege war dafür ein besonders lehrreiches Beispiel!

Das Verhältnis von Linienschiffahrt und Trampschiffahrt, auf das Gebiet der Geopolitik hinüberverfolgt, gibt wichtige Aufschlüsse über den Charakter der seefahrenden Nationen; aber auch innerhalb der einzelnen großen Seevölker lassen sich daran die regionalen, geopolitisch bedingten Unterschiede erkennen. Weil es sich um Verhältnisse handelt, die sich noch rascher als bei uns entwickelt haben und die gut aus den Anfängen in ihrem ganzen Aufbau verfolgbar sind, ist besonders lehrreich für die Entwicklung der japanischen Handelsflotte das dortige Verhältnis zwischen Staatslinienschiffahrt und Trampdampfertum, zwischen der Großen Fahrt und der Küsten- und Segelfahrt. Denn die japanische Flotte ist die typische pazifische Flotte unserer Zeit, während in der amerikanischen naturgemäß viele atlantische Motive enthalten sind, wie in der Sundaschiffahrt indische. Das Verhältnis der pazifischen Flotten zum Begriff des Typschiffes, zur Ölfeuerung, zur Umladung ist lokal geographisch bedingt; die pazifischen Einheitsladungen, die durch die Panamastatistik festgestellt sind, der ganze typisierende Zug des pazifischen Güteraustausches mit seiner großzügigen



Vereinfachung und Kontingentierung des Massenverkehrs entspricht durchaus dem, was wir geopolitisch vom größten Meer erwarten konnten. Sein Verkehr ist vorläufig freilich noch dünner als der atlantische, Linien stehen noch gegen Bänder im Kartenbilde, aber großzügig in der Anlage.

Ebenso großzügig ist auch, was sich bisher von pazifischer Flug-Geopolitik enthüllt. Der Flug über den Südpazifik ist bereits durchgeführt, über die volle Breite linienmäßig (1935). Mit der Überfliegung des Nordpazifik auf der Route Japan—Kurilen—Kamtschatka—Süd-Aleuten—Süd-Alaska—Vancouver ist von beiden Seiten nach ernster Vorbereitung praktisch im Frühjahr 1924 begonnen worden. Für eine Nordfluglinie von Alaska nach Europa aber, oder vielmehr vom britischen Yukon über Wrangelland nach Skandinavien ist dieses wichtige Zwischenglied durch eine kanadische Unternehmung nach Wrangelland sichergestellt worden. Von ihm aus geht es aber zur Not im Lenkluftschiff über das breite Rußland hinweg, mit einer Kühnheit, in der man die ersten angelsächsischen Pioniere der nordwestlichen und nordöstlichen Durchfahrt wiedererkennt, die zu Iwans des Schrecklichen Zeit Rußland zuerst vom Norden, vom freien Meere her erschlossen.

So zeigt sich der Weg, auf dem auch bei der pazifischen Umlagerung der Verkehr von hochwertigen Gütern und eiligen Menschen sich getrennt vom Massentransport entwickeln kann. Der Massenverkehr mit seiner Erdenschwere wird immer an die Häfen gebunden bleiben, wird über das „Via Ports" (den Kommisausdruck der Ostasienfahrt) nicht hinwegkommen oder auf dem anderen Weg durch Panama dort noch einmal pazifisch kontrolliert werden. Der hochwertige Macht- und Eilverkehr aber kann sich nun über die Schranken der Erde erheben, wenn er sich auch heutzutage noch nicht ganz über die vorgezeichneten Randlinien und Vermittlungsstufen der Inselketten des größten Meeres hinwegsetzen darf. Manche Räume werden dabei freilich neue Umwertungen erfahren, wie sie der Pazifik schon so vielfach erlebt hat und wohl noch erleben wird (127).

XIX

RAUMWERT IM PAZIFIK
UMWERTUNGEN VON INSELN UND RANDRÄUMEN

Ist der Begriff des Raumwerts im pazifischen Gebiet ein anderer als in den uns vertrauten Lebensräumen? Können wir die Wertungen von Ratzel (128), wohl die besten und kühnsten der neueren Geopolitik, ursprünglich auf anderem Boden erwachsen, auch auf die pazifischen Inseln und Randräume anwenden? Sind sie im Licht des Weltkrieges auch heute noch weltüber brauchbar? Gelten die Gesetze noch, die für Raumwertungen und Umwertungen von Ratzel 1896 aufgestellt wurden, der das Ostufer des Großen Ozeans aus eigener Anschauung kannte, seine Inselflur und das Inselreich in seinem Westteil zwar nie selbst gesehen hatte, aber trotzdem sein Werden mit so aufmerksamer Ahnungssicherheit verfolgt hat? Mechanisch-statistisch faßbar ist das Problem nicht, obwohl gerade im Pazifik durch Landveräußerungen in geschichtlicher Zeit der Kaufwert von Erdräumen mehrfach auf Heller und Pfennig genau festgestellt worden ist. Solche Kaufwerte veralten allerdings schnell; Beispiele dafür sind Alaska, Californien, Marianen und Carolinen, Nauru, Panama und Sachalin.

Wie äußert sich überhaupt Veränderung im inneren und äußeren Raumwert, und woran erkennt man ihr Bevorstehen? Sehergabe auf diesem Gebiet wäre geopolitisch ganz besonders wichtig, und Erfahrung kann sie eben doch bis zu einem gewissen Grad vermitteln. Aus der Ferne mag es uns scheinen, als ob im Pazifik nach langen trügerischen Ruhepausen diese Veränderungen plötzlicher und katastrophaler seien, dem vulkanischen Charakter, den riesigen Ausdehnungen, den weiteren Spannungen des Erdraums entsprechend. Aber dieser Eindruck ist sicher zum großen Teil eine Folge unserer Gewöhnung an schon überlebte geopolitische Wertungen in für uns abgelegenen Räumen, eines Mangels unserer Aufmerksamkeit und eines Fehlers unseres europäischen Augenmaßes, dem wir ja eben durch diese Arbeit vorbeugen wollen; eine Folge auch der normalen Nachrichtenleere, durch die eine Kunde von Veränderungen übersteigert wird, wie durch Stille vor einem Feuerüberfall dessen Wirkung.

Einige Beispiele, wegen der leichteren Erfaßbarkeit aus Inseln gewählt, mögen

die jähen Raumwertumschwünge im Pazifik vor Augen führen. Kaum ein typischeres findet sich wohl, als Hawai für das geopolitische Gesamtgebiet; Guam oder Yap in rein politischer, verkehrs- und wehrgeographischer Hinsicht; das kleine, weltverlorene Nauru für wirtschaftsgeographische Umwertung (neben einigen andern Guanoinseln), und die Osterinsel für kulturgeographische Wertveränderung. Dazu käme noch das mexikanische Clipperton, damit auch die randständigen Inseln nicht unerwähnt bleiben, für Ostasien – außer Singapore und Hongkong, oder den Zinninseln Banka und Billiton, deren Bedeutung zu selbstverständlich ist – die Pratas, Chusan, Pescadorengruppen, Hsisha und Port Hamilton; die 1894 als japanische Kohlenstation verwendeten Hai-Yong-Tau in der Yalumündung, die 1901 allgemein umworbenen, damals russischen Elliot- und Blonde-Inseln, die 1860 vorübergehend englisch gewesenen Miauto.

Die geopolitischen Umwertungen, die Hawai erfuhr, seit wir es kennen, sind vielleicht die schroffsten, die ein an sich so raumbeschränktes Naturgebiet von nur 16784 qkm Fläche erlebt hat (wenn man von solchen hochwertigen Stellen, wie Singapore und Hongkong absieht), bestehend aus acht größeren und vier kleineren Hochinseln vulkanischer Art, mit einer Bevölkerung, die eine ungeheure Schwankung zwischen 300000 (?), sicher 256000 Einwohnern als Höchstzahl, und 90000 als Mindestzahl innerhalb eines Menschenalters durchgemacht hat. 1527, dann 1567 zufällig von Europäern berührt, nachdem sie seit dem zehnten Jahrhundert von Polynesiern kolonisiert gewesen war, wurde die Inselgruppe 1778 von Cook zuerst planmäßig besucht und tritt am 14. 2. 1779 als die Todesstätte des großen Südsee-Erschließers in das Licht der abendländischen Geschichte. Es ist bezeichnend für die raschen Umschwünge und Umwertungen der Südsee, daß er bald darauf an der gleichen Stelle, wo er erschlagen worden war, als Halbgott verehrt ward. Die Inselgruppe zerfiel damals noch in drei todfeindliche Inselreiche, die aber schon fünfzehn Jahre später (1795) zu einem Staat vereint, geraume Zeit ein ozeanisches Reich bilden zu wollen schienen, das sich fast über den ganzen nordpolynesischen Wanderraum erstreckte, 1860 sogar Palmyra beanspruchte und bis Samoa ausgriff. Aber die aufgepfropfte christliche Zivilisation bekam dem Völkchen schlecht; es vermochte nach dem Verlust seiner einheimischen Kulturharmonie seinen Lebensraum einfach nicht mehr auszufüllen und sank von einem Stand von 142000 Köpfen 1832, bei Beginn der Christianisierung, auf 30000 um die Jahrhundertwende. 1920 lebten bei einer wieder ansteigenden Bevölkerungszahl, aber sehr ungleichen Volksdichten in dem nunmehrigen Territorium der Vereinigten Staaten unter rund 256000 Einwohnern schon 166000 Rassen-Ostasiaten, davon 110000 Japaner (1935: 152000), 27000 portugiesische Mischlinge, aber nur mehr 23700 eigentliche Polynesier, schon 22300 Kaukasier, über 11000 Kaukaso-Hawaier und 5500 Portorico-Negritos, damit auch das Negerproblem nicht fehle. Der Antransport von 60000 Philippinern hat den Ostasiateneinschlag noch weiter verstärkt, der 1930 unter rund 360000 Einwohnern etwa fünf Sechstel betrug. So

trifft es zu, wie ein amerikanischer Missionsbericht voll Stolz betont, daß dort tatsächlich 50000 Kinder aller wichtigen Rassen des Pazifik nun amerikanische Geschichte, Ideale, Politik und Regierungsweise erlernen, englisch-amerikanisch sprechen, statt der alten rhythmischen Tänze amerikanische Spiele spielen, statt der alten Heldengesänge amerikanische Lieder singen, statt der polynesischen Blumenkränze amerikanische Kleider tragen. Es ist gewiß „ein beachtenswertes Experiment in Rassenkooperation". Aber es ist nicht weniger ein beachtenswertes Zeugnis für die Umwandlung eines gesegneten, sich selbst genügenden Inselreiches zum marktabhängigen Territorium der Zuckerausbeutung, eines Reiches, das einst beherrschend inmitten des Großen Ozeans lag, zu einem Anhängsel der Flottenstation Pearl Harbour — ein Zeugnis für die Umwertung eines Lebensraumes, der sicher in der Selbstbestimmung der kleinen Völker eher zurückgeglitten, als vorwärtsgeschritten ist und an Raumwert durch die Aufsaugung von Raum und Rasse in dem großen Mischkessel der Vereinigten Staaten schwerlich gewonnen hat, aus dem die Philippinen zwischen 1935 und 1945 wieder befreit werden sollen.

Als rein politische und wehrgeographische Stützpunkte, hauptsächlich wegen ihrer günstigen Lage als Kabelkreuzungen und Kabelanhaftestellen, sind jüngst Guam und Yap, wie zwei Jahrzehnte früher Pago-Pago auf Tutuila bekanntgeworden. Außerdem sind Midway, Fanning, Palmyra, Wake, Norfolk, die Bird-Inseln (von England gewünscht, von Amerika bestritten) solche geopolitisch wichtig gewordene Kabelinseln.

Meist sind diese Inseln damit aus dem organischen Zusammenhang ihrer Inselgruppen ganz herausgebrochen, wie Guam und Tutuila, teils halb gelöst, wie Yap. Aber auch die rein wirtschaftliche Umwertung, wie sie Nauru erfuhr, war kein reines Glück für das Inselchen, das einst Pleasant Island genannt war, noch 1798 diesen Namen verdiente, und nun zur Phosphat-Düngergrube seines Erdraums geworden ist. Die offene Tür des C-Mandats „für die Sicherung des Weltfriedens" nach dem Versailler Vertrag ist zugunsten eines Ausbeutetrusts von Briten (42 Prozent), Australiern (42 Prozent) und Neuseeländern (16 Prozent) gründlich zugeschlagen worden. Nauru ist Schatzinsel geworden, aber freilich in anderm Sinn, als sie ein Stevenson gedacht hatte. Mag es sich damit trösten, daß sein Phosphatwert allein auf 30 Milliarden Goldmark geschätzt wird (H. de Vere Stacpoole berechnet ihn im China Expreß and Telegraph auf 1500 Millionen £!), und daß es nach der Ausbeutung seiner 500 Millionen t Tricalzium-Phosphat vielleicht dereinst wieder zum Pleasant Island werden kann — wenn es die Schutthalden, Konservenbüchsenhaufen, Stacheldraht- und Wellblechreste, vor allem aber die Rassenmischungen seiner Zivilisationsperiode beseitigt und überwunden haben wird.

Ein anderes Beispiel für die seltsamen Umwertungen, die pazifische Inseln erfahren können, namentlich, wenn sie in Hände geraten, die nicht mit dem Ozean vertraut sind, ist die mexikanische Clipperton-Insel, die zur Zeit wieder mit einer Leuchtturmwache und einer mexikanischen Bewachungsabteilung besetzt wurde.

Sie war geraume Zeit Ausbeutungsgegenstand einer amerikanischen Gesellschaft wegen ihrer Guanolager. Die mexikanische Regierung hielt dort ein Ehepaar, das den Leuchtturm zu bedienen hatte, und eine Besatzung von 25 Mann mit ihren Frauen. Durch Revolutionswirren wurden in dem zunächst gelegenen Hafen Mazatlan die wenigen Menschen getötet oder vertrieben, die sich verantwortlich für die regelmäßige Verpflegung der kleinen Besatzung fühlten. Die tausend Kilometer abseits vom Bürgerkrieg in ihrem Korallenatoll liegende Insel wurde vergessen, der Regierungsdampfer, das Bindeglied zwischen der Insel und der Welt, blieb aus; und als ein Notsignal einen zufällig vorbeifahrenden Trampdampfer durch das Korallenriff an die Insel führte, da lebten von der ganzen Besatzung nur noch zwei Frauen, alle anderen waren verschmachtet.

Nun soll die Guanoausbeutung als Staatsunternehmen wieder aufgenommen werden. Aber auch Frankreich hat sich daran erinnert, daß 1850 ein französischer Kapitän die herrenlose Insel in Besitz genommen hatte, und daß ein italienischer Schiedsspruch zwischen Frankreich und Mexiko deshalb angebahnt war, so daß eine französische Kolonial- und Flottenzeitschrift (Dépèche coloniale) sogar schon von einer Kohlenstation und einem Flottenstützpunkt dort träumte. Die oben erzählte Katastrophe verrät, wie bedenklich es mit der Trinkwasserversorgung steht. Aber trotz diesem Mangel dürfte die Freundschaft der pazifischen Mächte für Frankreich nicht so weit gehen, ihm deshalb die Insel ohne weiteres zu überlassen, die schon von der Monroedoktrin beschützt wäre, so daß Mexiko bei einem ernsthaften Bestreiten seiner Rechte auf die Insel durch eine europäische Macht Unterstützung seiner Nachbarrechte von einer Seite zuteil würde, von der es sie unter anderen Verhältnissen kaum erhoffen könnte. Hier ist es also die reine Gunst der Lage zu dem inzwischen Weltstraße gewordenen Panamakanal, die eine solche Umwertung der halbvergessenen Inselgruppe herbeiführte.

Vor 30 Jahren war die Insel Ziel einer romantischen Schatzjagd gewesen, die sich auf die hinterlassene Karte eines spanischen Piraten gründete, zwar erfolglos verlief, aber verschiedenen Romanen und einem Filmdrama als Vorwurf diente. Auch hier ist eines der anthropogeographischen Zufallslose beleuchtet, die solche weltverlorene Stellen, wie auch Guam, Yap und Rapanui, wie Kometen im geopolitischen Bewußtsein der Erde aufblitzen und dann wieder auf Jahre oder Jahrtausende in Vergessenheit sinken lassen. Aber sie alle sind doch mit irgendeinem Eigenwert ausgestattet, der ihnen plötzlich wieder bei einer Veränderung der Weltlage Bedeutung verleihen kann, die weit über jene von Binnenräumen gleichen Umfangs und gleicher Ausstattung hinausgeht: als Kabel- oder Fliegerstationen, als Rückhalt wissenschaftlicher Beobachtung (z. B. einer Sonnenfinsternis, des Palolowurms), als Träger eines seltenen Bodenschatzes oder einer uralten Kulturspur. Und wenn es nur mit einer Zyklonkatastrophe, mit einem weltpolitischen Streitfall, ja selbst mit einer Zeitungsnotiz über ihren plötzlichen Untergang wäre:

sie sind doch in die Geschichte, in das Buch des Lebens eingegraben, wenn auch zuweilen mit kaum mehr zu entziffernden Zügen.

Ein solches kulturgeographisches Geheimnis birgt die Osterinsel (Rapanui), die vor kurzem nach einem Erdbeben an der südamerikanisch-pazifischen Küste als untergegangen gemeldet wurde, weil die Funkanrufe ausblieben, so daß bereits wissenschaftliche Totenklagen durch die Zeitungen liefen. Die 118 qkm große Insel ist wahrscheinlich ursprünglich Wanderverteilungszentrum oder doch eine den Polynesiern besonders heilige Stätte gewesen. Am Ostersonntag 1722 entdeckt, blieb sie lange Niemandsland und wurde — trotz einer Bevölkerung, die 1860 noch 3000 Einwohner betrug, dann allerdings auf 150 zusammenschmolz — erst 1888 von Chile in die Hand genommen. Ihre bis zu 5 Meter hohen seltsamen Steinbilder auf mächtigen Grundmauern, ein Block mit rätselhaften Inschriften und eine frühgeschichtliche Steinmetzwerkstatt sind Zeugen eines weit zurückliegenden höheren Raumwerts; ihre Untersuchung hat zuletzt noch Professor Macmillan Brown mehrere Monate lang beschäftigt (129). Unter den geschichtlichen Beispielen für Raumumwertungen in der Südsee gehört die Osterinsel sicher zu den ehrwürdigsten, wenn auch ihr geopolitischer Sinn uns verlorengegangen ist.

Abweichend von atlantischer Gewöhnung zeigt der Pazifik bei geschichtlichen Lösungen der Besitzfragen vielfach das Kompromiß der Kondominate (Gemeinherrschaften), deren aktuellstes in den Neuen Hebriden wir bereits geschildert haben. Aber auch in den Riu-Kiu-Inseln, auf Sachalin und in den Kurilen bestand es noch in unserem Zeitalter, wurde neu geschaffen in der Teilung von Samoa, jüngst auch in der Gemeinschaftsausbeutung von Nauru, allerdings innerhalb des Britischen Reiches, und könnte als japanisch-russische Einrichtung für Nordsachalin wieder aufleben. Weitere Beispiele geteilten Besitzes sind auch Timor (Portugal und den Niederlanden gehörig), Borneo (Niederlande und England), Neuguinea (Deutschland, Australien und Niederlande). In Arica schien sich eine Zeitlang ein solcher Gemeinbesitz zwischen Chile und Bolivia anzubahnen. Auch hier zeigt sich ein geopolitischer Typunterschied: die Neigung zu gewaltloseren Auseinandersetzungen als im atlantischen Gebiet, zu weniger starrer Rechtsscheidung und Rechtsbehauptung. Man hat eben so viel mehr Raum, daß man sich räumlich reibungslos aneinanderlegen kann.

Suchen wir weitere Typunterschiede, so ergeben sie sich zwanglos bei einer getrennten Betrachtung der Umwertung von Inseln, Inselgruppen und Inselreichen (unter denen die des japanischen die auffallendste ist) und der Umwertung von Randräumen, unter denen Alaska, Californien, die Atacama (Salpeterfunde!) und die Mandschurei (Bohnen und Fuschunkohle) besonders hervortreten. In modernen Geldwerten ausgedrückt, dürften die augenfälligsten Abstufungen sein: für Randräume Alaska mit seinem Kaufpreis von 7,2 Millionen Dollar, weniger als heute sein Fischfangjahresertrag, alle späteren Goldfunde ungerechnet; für randständige Inseln Singapore und Hongkong, die man beide wieder aufzugeben willens war,

und die heute vielleicht die gedrängtesten Bodenwerte der Erde darstellen, jedenfalls in Victoria auf Hongkong die dichteste Siedlung enthalten; für ozeanische Inseln doch wohl Nauru, das als Dreingabe zu einer anderen Gruppe zweimal den Besitzer wechselte, dann Gegenstand scharfen australischen, britischen, deutschen und japanischen Wettbewerbs wurde, und nun mit einer Wertschätzung auf 1,5 Milliarden £ seiner gegenwärtigen Ausbeuter als Wertobjekt allein genügen würde, die zerschlagene Valuta Mitteleuropas herzustellen, zu dem es noch 1914 als ein weiten Kreisen ganz unbekanntes Anhängsel gehörte.

Sehr raumbeschränkte, aber hochwertige Inseln als Mittelpunkte von Inselreichen fallen auf: Tidore und Ternate, die im australasiatischen Mittelmeer eine ähnliche Rolle spielen, wie das venezianische im romanischen Mittelmeer; Singapore und Penang, die sich immer mehr zu einer ähnlichen Rolle für den britischen Besitz im malaiischen Wanderraum entwickeln, selbst das relativ kleine Java im Verhältnis zu den anderen niederländischen Sunda-Großinseln. Nicht umsonst ist auch wahrscheinlich in der japanischen Kosmogonie das kleine, aber beherrschend für die Inlandsee gelegene Awaji als die erste Insel bezeichnet, die als Tropfen von der Lanze des auf der Regenbogenbrücke stehenden Götterpaares fiel. Die Sage hält vielleicht eine ferne Erinnerung an die erste meerumspannende Reichsgründung um die Inlandsee fest, von einer der kleinen Inseln darin ausgehend, wie ja auch tatsächlich die Organisation des japanischen Geschlechterstaats durch Jimmu Tenno später von Kiushiu her längs der Inlandsee zuletzt zur größten Insel gewandert zu sein scheint.

Es würde im Zusammenhang damit von großem Reiz sein, die Grundzüge der Geopolitik der Inselreiche in ihrer Anwendung auf die besondere Eigenart des pazifischen Lebensraumes durchzuprüfen. Eine solche Untersuchung würde vor allem auch den großen Unterschied im Verhalten von Hochinseln und Flachinseln zeigen, dann auch hier die Wichtigkeit randständiger Inseln in ihrer Eigenschaft als Träger von Wachstumsspitzen bestätigen. Diese Arbeit aber ist in Studien über das Verhältnis von Geopolitik und Selbstbestimmung von Dr. März bereits durchgeführt worden (130). Eines echt pazifischen Sondertyps darf jedoch eigens gedacht werden: der Atollstützpunkte mit ihren riffgeschützten Lagunen, in deren Rand sich zuweilen besonders bekannt gewordene Kabelinseln finden; als solche sind namentlich in ihrem Gegenspiel das amerikanische Palmyra und das englische Fanning berühmt geworden (131), aber auch das Atoll, an dem sich das Geschwader Spee sammelte: der Atollkolonie-Mittelpunkt Jaluit. Eine gewisse geopolitische Typverwandtschaft zeigt sich auch in Midway, in dem Kabelverteilungspunkt Yap und Pearl Harbour, der Flottenzentrale des amerikanischen Quadrilaterals. In manchen dieser Fälle sind die Umwertungen von einer völlig vernachlässigten Korallenklippe mit einem kleinen Humusrest und einigen Kokospalmen zu einem weltgenannten Streitgegenstand großer Mächte zuweilen rein wehrgeographischen Ursprungs, oft auch wohl ein Symptom für Sturmfelder, die

eigentlich anderswo ihren Schwerpunkt haben, und mit deren Verlagerung, aber auch mit Veränderungen der Wehrtechnik wieder einem jähen Wertwechsel ausgesetzt. Der britische Inselkranz um das niederländische Sundareich in seinem Zusammenhang: Penang – Singapore – Labuan – Melville – Donnerstag-I. – Keeling mag ein Symptom von Reservebildungen für künftige geopolitische Umwertungen sein. Gerade zwischen Japan und China, wie den Vereinigten Staaten, steigen solche veränderten Raumeinschätzungen als Streitfragen oft plötzlich empor: die Pratas-Inseln 1910; die Ogasawara- (Bonin-) Befestigung 1921; die Guam-Yap-Frage 1921/22; die Streitigkeiten zwischen England und den Vereinigten Staaten über die Bird-Inseln; der Fanning-Palmyra-Streit 1912. Es ist dann, als ob geopolitische Werkstücke, die doch lange für jedermann sichtbar und greifbar beiseitelagen, plötzlich Gegenstand übersteigerter Nachfrage würden wie jene Riffe vor der französisch-indochinesischen Küste. Auch der Gedanke, an Stelle kleiner und kleinster Inseln, die (um mit Ratzel zu reden) politisch-geographisch wie verankerte Schiffe wirken, einfach Kohlenschiffe oder Flugzeugmutterschiffe im Großen Ozean an geeigneter Stelle zu verankern, ist schon aufgetaucht (Hennig, Marine-Rundschau 1913). Gerade das Flugwesen fordert solche Stützpunkte auf inselarmen Strecken und ist auch bereit, in besonders hochbewerteten Fällen den nötigen Aufwand dafür zu leisten. Hier bahnt sich also eine Zukunftsentwicklung an. Eine Reihe solcher Atolle haben beim Transpazifikflug Hawai–Manila (seit 1935 regelmäßiger Linienflug) eine wichtige Rolle gespielt, spielen sie neuerdings für die Südpazifikverbindung Hawai–Samoa und Hawai–Neuseeland und sind auch für den Nordpazifikflug als mögliche Stützpunkte erwogen worden. Die Antwort sind freilich Inselbefestigungen großen Stiles, unter anderen auf den Kurilen.

Eine Lagenumwertung rein kartographischer Art verdient als Kuriosum erwähnt zu werden: die 1570 bei Ortelius schon verzeichneten Vulkaninseln sind nachher auf der Karte um nicht weniger als 60 Längengrade östlich gewandert. Wir finden, daß auch kartographisch in jähem Wechsel weite Inselräume bald völlig vergessen, bald übermäßig wichtig genommen werden. Die später (Yap-Frage) so heftig umstrittenen Palau-Inseln sind allerdings wahrscheinlich nicht von Villobos schon 1543, sondern erst am 11. 12. 1710 durch F. de Padilla gefunden, dann aber wieder 70 Jahre vergessen worden – samt ihrem mühlsteingroßen Steingeld und ihrem kunstvollen Junggesellenklubhaus. Der Streitfall der Mapio- oder Bunai-Inseln, zwischen Spanien, den Niederlanden, Deutschland und den Vereinigten Staaten von 1885–1900 spielend, ist von A. v. Wichmann, Utrecht, in Pet. Mitt. 1900, S. 66 behandelt (132). Er zeigt mit der Niederlassung von D. O.-Keefe, wie schnell umgekehrt aus seit 1537 unklaren Verhältnissen – (es waren 3 Inseln, auf den niederländischen Karten 5 nach Dumont d'Urville, und 7 nach der britischen Seekarte verzeichnet) – geopolitische Spannungen bis zur Kriegshöhe emporwachsen können, aber auch, welchen Schaden geopolitische Unkenntnis bringen kann. In der Arbeit von Wichmann ist auch eine minder berühmte päpstliche Teilungslinie

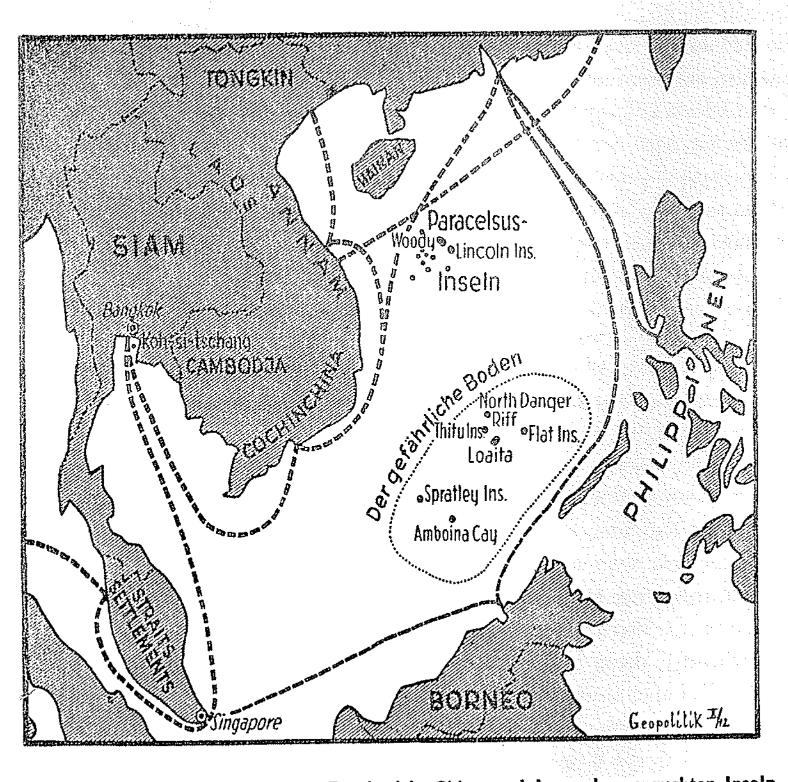


Abb. 21. Die strittigen, von Frankreich, China und Japan beanspruchten Inseln im Südchinesischen Meer

Leos XIII. erwähnt, neben der berühmten Teilungslinie Papst Alexanders VI., die manches Unheil im Pazifik angerichtet hat und mit jener die geographische Problematik teilt. Es ist der 1886 in den Vordergrund getretene Fall der Providence- und Brown-Inseln. (P. M. 1890, 133.) Ähnlich wie diese Händel ist der kürzliche chinesische Protest gegen die japanischen Fischerei- und Küstenunternehmungen auf den Hsisha-Inseln mehr der geopolitischen Prophylaxis entsprungen, der Furcht um das schon von einer französischen Wachstumsspitze bedrohte Hainan, selbst einer gewissen Nervosität für Südchina, als dem unmittelbaren wirtschaftlichen Neide wegen des Raumwerts der an sich – wie die Pratas-Gruppe – nur für sehr fleißige, unternehmende Hände lohnenden Inseln.

Freilich haben Umwertungen infolge der Entdeckungen besonderer Bodenschätze oft noch weiterreichende Folgen, namentlich wenn sie mit wehrgeographischen Umlagerungen zusammenfallen. Beispiele dafür sind Sonderarten anorganischer Mitgift, wie Phosphatlager im Fall von Nauru, Mineralvorkommen, die als Steingeld Schätzung genießen, dessen Gewinnung und Transport nach Yap Rummel (134) so lebendig schildert; Öl, das Sachalin auf einmal in die Mitte des

Begehrens rückt. Denn in den früheren Fällen handelt es sich um reinen Wechsel im Lagenwert, im anderen Fall tritt der ortsbeständige, aber sich durch Ausbeutung vermindernde Wert wertsteigernd hinzu. Auch der Schwefel der Vulkaninseln (Iwoshima) gehört dahin, der trotz der wiederholten katastrophalen Austilgung ganzer Inselbevölkerungen immer wieder neue Siedler lockt. Biogeographische Deposita, wie Guano und Ichthyol, besonders reiche Meeresfauna (Fischzüge, Schildkröten, Trepang), oder Flora (Algen), Brut- und Laichplätze (Prybilow-Seehunde), Zuchtmöglichkeit für Perlmuscheln, wie auf den Aru-Inseln, Perlmutter, wie auf Jaluit, liefern dann noch Zuschlagswerte, die sich freilich rasch ändern können. Das gleiche gilt für die Eignung gewisser Inseln als Stützpunkte der Hochseefischerei, für den Jagdreiz, den die Pelztiere ausüben, der z. B. das Schicksal der Kommandeur-Inseln so wechselvoll machte.

Seltener sind rein anthropogeographische Umwertungsursachen: als Folge von Bevölkerungsumschichtung (Hawai), von Volksverdichtung, von Aussterben durch eingeschleppte Krankheiten (Syphilis, Frambösie, Masern), als Ergebnis bestimmter Industrieentwicklungen, die eine ganz ungewöhnliche Volksdichte ermöglichen (wie z. B. auf den Riukiu-Inseln über 250) [135], besondere Eignung zur Wanderungsverteilungsstelle. Ungewöhnliche Bedeutung erlangte in neuester Zeit der natürliche Wert für Wehrzwecke, geschützte, für Eindringlinge schwer erreichbare Buchten (Pearl Harbour, Dutch Harbour, Pago-Pago), die in Verbindung mit allgemeiner wehrgeographischer Lagengunst für Kabelanklammerungen, Flottenstützpunkte, Flugzeugländen (Wrangel-Land) brauchbar sind, falls Weltlage und örtliche Eignung zusammentreffen. Je nachdem entsteht ein dauerndes pazifisches Gibraltar (Singapore) oder ein Freilichtmuseum des Festungskriegs (Port Arthur). Damit wird auch die Dauerwirkung der Geopolitik in die jäh wechselnde der technischen Wehrbedingungen und Verkehrsmittel verstrickt.

Bezeichnend für eine andere Art von Umwertung, die einzelne kleine Inselräume, wie die Oster-Insel und das durch Chamissos Gedicht berühmt gewordene Geklipp von Salas y Gomez voraussichtlich in absehbarer Zeit erfahren werden, sind analoge Vorgänge bei den wenigen Inseln des atlantischen Grabens. So haben die als Flugzeugzwischenstationen der portugiesisch-brasilianischen Flugroute ausersehenen Inseln seit 1922 überraschende Bedeutung erlangt, und eine ähnliche Umwertung ist für das bisher arg vernachlässigte Tristan da Cunha jüngst eingeleitet worden, weil ihre Wichtigkeit für die augenblicklich vorbereitete Flugverbindung Kapstadt—Buenos Aires klar geworden ist. Wie vernachlässigt die Gruppe war, nachdem sie während Napoleons Gefangenschaft in St. Helena vorübergehend von der britischen Admiralität besetzt wurde, geht aus einem Bericht von Cd. Wilde hervor, der sie im Mai 1919 anlief und die geringe Bevölkerung „in a very destitute condition" antraf. Vor seiner Ankunft war die Gruppe 18 Monate lang ohne jede Schiffsverbindung gewesen. Wenn auch in der Bevölkerung damals noch keine Degenerationsanzeichen festgestellt wurden, so ist doch die Gefahr bei der

notwendigen Inzucht groß. Sowohl die Royal Geographical Society wie das Royal Colonial Institute wollen sich der Inseln annehmen und regelmäßige Verbindung anregen; zunächst soll die Errichtung einer Funkenzwischenstation dafür sorgen, so lange, bis eine Großkraftstation den atlantischen Graben an dieser Stelle wirksam überbrückt, — was freilich die Folge haben kann, daß die Inseln vielleicht in ihrer Bedeutung wieder zurücktreten.

Ähnliche Umwertungen werden die größere trennende Breite des Pazifik erfahrungsgemäß etwas später, aber in noch größerem Umfang treffen, und den Atoll-Inselwolken, wie den nordischen Randräumen (für die kurze nordische Fluglinie) erhöhten Lagen- und Raumwert verleihen.

XX
SIEDELUNGSGEOPOLITIK DER PAZIFIKRÄNDER

Über die Siedelungsspannung der Gegenufer im Pazifik brauchten wir wenige Worte zu verlieren, falls wir drei Arten von Karten mit genügend verlässiger Grundlage besäßen und laufend richtig erhalten könnten. Erstens eine Weltkarte, die in farbiger Abstufung die sich selbst bestimmenden und die vergewaltigten Lebensräume und die Übergänge zwischen den Grenzfällen zeigt; eine solche könnte der Menschheit ein Gutteil des Lügenspiels ihrer politischen Irrführer ersparen und vergleichende Aufschlüsse über das Verhältnis von Raum und Macht und Freiheit geben. (Die geopolitische Weltkarte des Verlags Justus Perthes und die Karten von Manfred Langhans-Ratzeburg sind Marksteine auf diesem Weg.) Zweitens eine Weltkarte der Volksdichte und der sie ergänzenden Volksvermehrung (Vitalität), die über das Verhältnis von Raum und Volkszahl Aufschluß gibt, in größerem Maßstab als die verdienstvolle Vitalitätskarte von Professor Karl Sapper im Verlag Oldenbourg. Drittens eine Weltkarte der Siedelungsdichte und Siedelungsverteilung, die über den Zusammenhang zwischen Raum und Bodennutzung aussagt, die Voraussetzung für Pencks „Bonitierung der Erde". Da solche Karten leider noch ein Wunschziel sind, muß man versuchen, sie durch ein lehrreiches Experiment zu ersetzen: indem man sich wenigstens das erreichbare statistische Material in die Umrandungsräume eines Ozeans einträgt, in Zahlen, die zeigen, wie der Druck der sie umwohnenden Menschheit an die ozeanische Ausgleichsfläche herantritt, – was zum Beispiel Ratzel in „Erde und Leben" mit einer farbigen Skizze versucht hat.

In der Form der ozeanischen Ausgleichsfläche selbst liegt natürlich ein geopolitisches Element erster Ordnung. Ob wir es zugeben wollen oder nicht, wir stehen in Europa unter der Vorstellung eines scheidenden Grabens, des mediterranen sowie des atlantischen, mit zwei Haupt-Gegenufern, abendländischer und morgenländischer, Alter und Neuer Welt. Unsere politischen Gegenspieler am Pazifik aber bestimmt in ihren instinktiven Vorstellungen die pazifische Dreiecksfläche mit ihrem weiteren Maß und größerem Ausgleich, mit einem natürlichen Zwang, entspannend zu wirken, der auch auf das erdraumfremde Britische Reich bis zu

einem gewissen Grad abfärbt. Es muß zwangsläufig Kompromisse schließen, wie einst Venedig ausgleichend gewirkt hat zwischen Levante und Abendland, das man auch der Türkenfreundschaft und des schlechten Europäertums bezichtigte, wenn es einfach tat, was es geographisch tun mußte.

Schon früher haben wir freilich scheiden gelernt zwischen Nothandlungen der Völker einerseits, Reiz-, Lust- oder Gierhandlungen andererseits, und müssen auch in diesem Falle scheiden zwischen Siedelungsverschiebungen, die aus Volksdruck, und solchen, die aus Wanderreiz entstehen, wobei die Zellenstruktur der Küste als ein mitbestimmender Faktor stark mitzusprechen scheint. Ist sie sehr zellenfest, zellenbeständig, wie in Japan und Südchina, so füllen sich die Zellen weit mehr mit Menschen an, ehe sie den Überfluß abgeben; es dauert länger, bis sich der Druck in dem aufs höchste ausgewirtschafteten Raum zur Geltung bringt, so zum Beispiel in den japanischen abgeschlossenen Flußlandschaften, die früher meist mit Feudalherrschaften zusammenfielen. Aber dann wird der Druck nach außen auch viel zwingender, als von einer Küste aus, an der die Binnenwanderung früher begann und nie durch eine solche Zellenstruktur gehemmt war wie an der mittelchinesischen. Ein gemeinsamer Zug der pazifischen Küsten gegenüber den atlantischen ist ihre absolut größere Zellenfestigkeit, als Folge des kleineren Einzugsgebiets, des lebendigen, der Küste gleichläufigen und nahen Gebirgsaufrisses. Auch zwischen Lock- und Abwehrküsten haben wir schon unterscheiden gelernt und haben gesehen, wie lange die nordchinesische Küste ihre Siedler kontinental, meerfern erzog, trotz ihrer nahen Berührung mit dem Meer. Ratzel hat uns gelehrt, daß es häufig lange dauert, bis der Inselstaat seine Wassergrenze überschreitet, daß er oft Abschließung mit Trägestauung vorzieht, wie es der japanische jahrhundertelang getan hat. Kommt aber dann ein Umschwung, dann folgt er jäh (Japan), und der Reiz zur Überschreitung der trennenden Meeresschranken überrascht die Gegenspieler durch seine unerwartete Intensität. Die geographische Logik der pazifischen Küsten, ihrem ausgesprochenen Typ gemäß, ist strenger, ihr Formzwang ist größer, was eine Umwanderung auf der Karte leicht in den Einzelheiten belegt, und was schon Sueß monumental geschildert hat (136).

Greifen wir aus dem Ostufer des Pazifik die rührigste, expansivste Lebensform heraus, und vergegenwärtigen wir uns das Volksdichtenbild der pazifischen unter den Vereinigten Staaten! Es zeigt unvermittelte Wachstumsspitzen, wuchernde Siedlungshäufungen, vereinzelt oder in Gruppen, in weit untersiedelten, zustrombedürftigen Räumen: eine übersteigerte Wiederholung des ostpazifischen Küstentyps überhaupt in seiner Einwirkung auf die Siedelung.

Bei den städtischen Siedelungshäufungen ist auffallend die rapide Zunahme von 1900–1910 und ein starkes Abflauen von 1910–1920. Eine Ausnahme machen die altspanischen Gründungen, die ein gleichmäßigeres Wachstum zeigen, und einige der neu aufgeblühten Städte, z. B. Stockton und Phönix, die ganz unnormale Daseinsgrundlagen haben.

Im ganzen lebten nach dem Kriege in dem pazifisch bestimmten Teil der Vereinigten Staaten 2,7 Millionen, im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten rund 36 Millionen in Groß- und Mittelstädten von über 25000 Einwohnern, auch im Neuland unter beträchtlicher Zusammenballung. Von den Staaten sind vorwiegend pazifisch bestimmt, von Norden nach Süden gehend:

Washington mit 1,6 Millionen Einwohnern, 179000 qkm, und 8 Einwohnern pro qkm Volksdichte,
Oregon mit 0,95 Millionen Einwohnern, 250000 qkm, und 3 Einwohnern pro qkm Volksdichte,
Kalifornien mit 5,7 Millionen Einwohnern, 410000 qkm, und 8—9 Einwohnern pro qkm Volksdichte (die aber sehr wechselt),

pazifisch beeinflußt die vier typischen Felsengebirgsstaaten

Idaho	mit 217000 qkm	und	2	Einwohnern	pro	qkm	Volksdichte
Nevada	„ 278000 „	„	0,4	„	„	„	„
Utah	„ 220000 „	„	2	„	„	„	„
Arizona	„ 295000 „	„	1,7	„	„	„	„

alle vier mit vergleichsweise ähnlichen Flächengrößen und geringer Dichte. Der pazifische Einfluß verliert sich in den Staaten der Übergangsreihe:

Montana	mit 378000 qkm	und	1,5	Einwohnern	pro	qkm	Volksdichte
Wyoming	„ 254000 „	„	0,8	„	„	„	„
Colorado	„ 269000 „	„	4	„	„	„	„
New Mexiko	„ 318000 „	„	1,3	„	„	„	„

Das Sprunghafte in der städtischen pazifischen Siedelung veranschaulicht folgende Reihe:

Stadt	Bevölkerung 1920	Bevölkerung 1930	Zunahme in % 1900/10	Zunahme in % 1910/20
Los Angeles	577000	1240000	212	81
San Francisco	508000	635000	22	22
Seattle	316000	366000	194	33
Portland	258000	302000	129	25
Oakland	216000	284000	124	44
Salt Lake City	118000		73	27
Spokane	104000		183	0
Tacoma	97000		122	16
San Diego	75000	sämtl.	124	89
Sacramento	66000	unter	53	47
Berkeley	56000	250000	206	38
Longbeach	56000		691	212
Pasadena	45000		232	50

Stadt	Bevölkerung 1920	Bevölkerung 1930	Zunahme in % 1900/10	Zunahme in % 1910/20
Fresno	45000		28	24
Stockton	40000		32	74
San José	40000	sämtl.	34	36
Phönix	30000	unter	101	161
Alamoda	29000	250000	42	23
Everest	28000		217	11
Bellingham	26000		120	5

Die altspanische Siedelung, die moderne ozeanische und die moderne Bergstadt zeigen in sich verwandte Erscheinungen. Seit der Volkszählungsfeststellung von 1920 fällt allerdings Los Angeles, das sich der Million genähert hat, außer der Reihe durch seine ganz außergewöhnliche Bevölkerungszusammenballung, die in einer Luxuslandschaft erster Ordnung, einem bevorzugten Gartenparadies der Erde begründet ist.

Die Frage des Bevölkerungsdrucks auf dem ostasiatischen Gegenufer, vor allem in Japan, ist, im Anschluß an die Konferenz in Washington, in weltumspannenden Perspektiven von Wells aufgegriffen worden; und Margaret Sanger hat seine Ideen durch eine Propagandareise den Japanern mundgerecht zu machen versucht. Durch diese Bewegung auf „Birth Control" wird mit allen Mitteln des Neu-Malthusianismus gegen das ostasiatische Familiensystem mit seinem reichen Kindersegen angegangen, auf dem in letzter Linie die Gewalt des chinesischen Staatsgedankens in der Vergangenheit beruhte (137). Japan war darin stets größeren Schwankungen ausgesetzt gewesen als China, wo der Bevölkerungsvermehrung weit mehr durch die Natur als durch den menschlichen Willen Schranken gezogen waren, schon durch die periodischen Dürren in den Monsun-Ausläuferlandschaften; der Wille der Bevölkerung war stets auf Erzielung einer zahlreichen männlichen Nachkommenschaft gerichtet. In Japan hingegen sind Trägestauungen in diesem Fortpflanzungswillen nichts Neues. Der China-Expreß and Telegraph (138) stellt fest, daß der Geburtenüberschuß von 1921 in Japan 724600 Köpfe betrug, in den 250 Jahren seit dem Abschluß des Reiches bis zu seiner Wiedereröffnung aber nur 900000! Seit 1930 liegt er jährlich zwischen 800000 und 1 Million. Mit gutem Grund wird in der Zeitung Kaizo (Emancipation) betont, daß keine, auch die rapideste Industrialisierung nicht, für 700000 Esser mehr jährlich Arbeit beschaffen könne; die japanischen Industriellen werden hier aufgefordert, ihre Betriebe nach China zu verlegen, wo Arbeit und Lebenshaltung billiger seien als in Japan. Das würde wohl Dividendensteigerung bedeuten, aber noch lange keine Lösung des Ernährungsproblems für die 700000 Neuankömmlinge, also höchstens eine örtliche Verlegung des Drucks im selben Erdraum.

Dieser Erdraum als Ganzes macht aber dem Versuch, den Komponenten des Volksdrucks darin mit exakten Zahlen beizukommen, von allen Gebieten der Erde

die größten Schwierigkeiten. Das China-Year-Book 1921/22 zeigt auf Seite 2 die enormen Bevölkerungsschwankungen und versucht, ihnen soweit zurück als 1321 beizukommen. Sie spannen sich für den vergleichbaren Reichsraum zwischen 21068600 (1662) und 427679214 (nach der Poststatistik von 1921) — ersteres ist freilich eine weit unterschätzte Zahl —. Von diesen 427 Millionen des Jahres 1921 waren über 19 Millionen infolge von Dürre und Mißwachs ohne jede Ernährungsmöglichkeit und völlig auf fremde Hilfe von außen her angewiesen. Zu

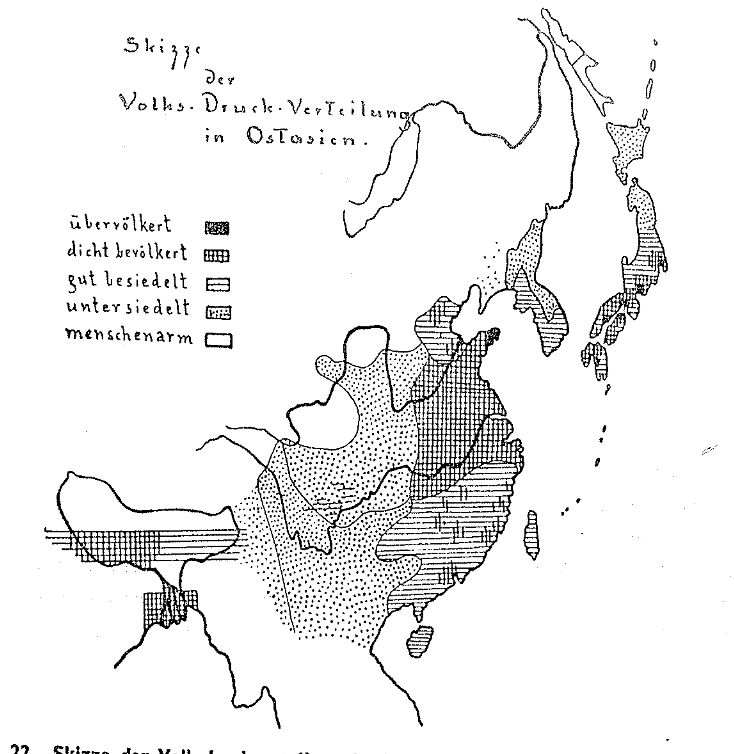


Abb. 22. Skizze der Volksdruckverteilung in Ostasien

diesen Zahlen hat Dr. Israel (139) nun eine erste Flächenmessung in qkm gemacht, so daß die Volksdichte annähernd ermittelt und damit die geopolitische Tragweite des Problems beleuchtet werden kann.

Das ist aber während der Konferenz von Washington richtig als eine der bedeutendsten Fragen erkannt worden, zu der Hodges in New York einen wertvollen Beitrag geliefert hat durch seine Schrift „The four hundred Chinese millions, how and where they live": wie sich die Spannung zwischen den dürftigen soziologischen Erkenntnismitteln und der drückenden Wucht des Volksdichteproblems in Ostasien ausgleichen läßt. Durch ähnliche Untersuchungen wäre die geopolitische

Stoßkraft und der Reiz des Auseinanderlegens oder Zusammenprallens ganz ungleicher Volksdichten bei aller Gefahr, den er birgt, einer objektiveren Behandlung zugänglich. (Schmitthenner: „Ist China übervölkert?")

Eine Auseinandersetzung mit den Begriffen der siedlungs- und verkehrsgeographischen Statik und Dynamik in ihrer Anwendung auf das pazifische Gebiet ist hier nötig, um dem Begriff der geopolitischen Wucht eines Problems wissenschaftlich beizukommen. Wir kennen den Begriff der Bevölkerungsspannung, der entsteht, wenn Bevölkerungsdruck aus einem Lebensraum in den anderen hinüberwirkt und verkehrsgeographischen Ausgleich sucht. Er entsteht zwingend dann, wenn ein stabiler oder indifferenter Bevölkerungs-Gleichgewichtszustand labil wird, das heißt, wie in Ostasien, wenn der Bevölkerungsschwerpunkt nicht mehr unter einem einheitlichen Lebensraum liegt, sondern Gefahr läuft, bei Erschütterungen aus dem natürlichen Lebensraum hinauszufallen — in der Regel als Folge entweder allzu rascher Volksvermehrung oder katastrophaler Bevölkerungsverschiebung.

Den Bevölkerungsschwerpunkt zu ermitteln, ist schon in einem so geschlossenen, wenig gegliederten Lebensraum wie Australien nicht leicht, wo es aber in sehr sachgemäßer Weise vor der Gründung der neuen Bundeshauptstadt Cánberra geschehen ist (140). In stark gegliederten, aufgelösten Inselreichen und meerumspannenden Wirtschaftskörpern ist er noch schwerer zu fassen, und in solchen überstreckten staatlichen Lebensformen wie Japan neigt er dazu, Pendelbewegungen zu vollführen, was möglicherweise auch in Mexiko und Chile einmal eintreten könnte, obwohl in beiden der Bevölkerungsschwerpunkt mit dem des Lebensraums nicht zusammenfällt und für die Räume mit ausreichender Dichte nicht unnormal, weil in sonst bevorzugten Landschaften zentralen Charakters liegt. Immerhin läßt sich sagen, daß er in Ostasien trotz seiner Raumenge und seinem enormen Volksdruck viele Jahrhunderte stabil geblieben ist, während z. B. in Californien durch Unterbrechung der alten paläoasiatischen Besiedlungsstrecke durch Eindringen verschiedener Zweige der weißen Rasse in ein ohnehin gefährliches Druckgebiet und durch Einsickern der gelben Rasse seit einem Menschenalter das entstanden ist, was man einen anthropo-geographischen Erschütterungsherd nennen könnte, an derselben Stelle, die auch physisch-geographisch eine gefährliche Bruchstelle und ein Erdbebenherd ist.

Nun ist die geopolitische Statik verhältnismäßig leicht aus den statistischen Unterlagen zu erfassen, die geopolitische Dynamik aber sehr schwer; und deshalb ist ein brauchbares, auf sie gegründetes Weltbild eine so große Kunstleistung, wie die Schätzung einer in vollem Gang befindlichen Maschinenhalle auf solche Teile, die leerlaufen, und solche Teile, die etwas leisten. Aus dieser Schwierigkeit erklären wir uns vor allem die Neigung der Staatswissenschaften, wie der Rechtslehre, die Dynamik zugunsten der Statik zu vernachlässigen, die lex lata gegenüber der lex ferenda zu bevorzugen, während doch ihre Aufgabe darin läge, der geo-

politischen Prophylaxis zu dienen, je beängstigender sich die Menschheit verdichtet, desto mehr. Daher die geopolitischen Überraschungen, die überfeinerte Rechtstheorien über den Haufen werfen, daher auch die kläglichen Fehlgriffe der Volkswirtschaft bei ihren Versuchen, die Dauer des letzten Krieges vorherzusagen. Je erdbodenfremder, raumblinder, in einer dem Boden abgeneigten, engräumigen Spekulation befangen, in einem Land Juristerei und Volkswirtschaft sich entwickelt haben, desto schlimmer werden diese Überraschungen, bis sie mit dem Verlust der freien Selbstbestimmung, der Verfügung über den eigenen Lebensraum enden. Je gedrängter ein Lebensraum ist, desto größer wird die Gefahr; und zwei der gedrängtesten auf der Erde, Deutschland und Japan, sind lange in einer ähnlichen Gefahrlage gewesen, wenn sich auch die Verhältnisse nicht unmittelbar vergleichen lassen. Die Vereinigten Staaten in ihrem immer noch extensiven Kolonialkörper können die Zwangslagen, die aus solchem Volksdruck erwachsen, weder in Ostasien noch in Mitteleuropa verstehen. Es ist eine Ausnahme, wenn ein Amerikaner, wie Bowman (141), unter dem Eindruck der Gesamtvolksdichte von Japan zugibt, „es müsse seine Grenzen überfluten" — was natürlich, wenn man diese Grenzen überall gleichmäßig einzupressen versucht, zu Explosionen führen muß! Dann aber behauptet auch er, nur ein Sechstel des Bodens in dem gebirgigen Lande sei in richtiger Pflege, dieser aber freilich in intensiver Pflege südlicher Art. Die Wirtschaftseinheit, die eine Familie ernähren kann, ist 1 ha, was freilich nur möglich ist in einem Reisland, das zweimal Ernte trägt, mit einer Bambuskultur, die im Verlauf von drei Jahren nutzbare Baumstämme liefert. Im amerikanischen Rieselungsland, auch am Pazifik, hat man dagegen Farmen mit einem Mindestmaß von 16—32 ha ausgelegt, in Kanada sogar bis zu 64 ha.

Der deutsche Volksdruck verhielt sich vor dem Kriege zum französischen wie 65 zu 40 und ist seither mit amerikanischer Hilfe verschlimmert statt verbessert worden. Die Erscheinungen der Industrialisierung und der Landflucht vermehren die dynamische Gefahr. Aber was der Amerikaner am Pazifik, wenigstens für die pazifischen Verhältnisse theoretisch einsieht, dessen Begreifen vermißt man vollständig in den meist geradezu platten Ausführungen über Mitteleuropa, in denen die dynamische Einsicht völlig fehlt.

Die Bedeutung der Volksdichtezahlen, der Einwohner auf den Quadratkilometer, als Vergleichswert ist überragend: sie sind die nötige Unterlage fast aller Geopolitik. Aber ihre landeskundliche Ergänzung ist gerade im pazifischen Fall ganz besonders nötig: Kanada, 18 mal so raumgroß wie Deutschland, hat bei 10 Millionen Einwohnern in seinen besiedelten Teilen eine Grundbesitzeinheit von 64 ha, Japan bei etwa gleicher Größe wie Deutschland, mit 100 Millionen Einwohnern im eigentlichen Reich, eine solche von 1 ha! Welcher Unterschied im Zellenbau spricht sich darin aus! Und wie begreiflich ist die zornige Ablehnung, die solche wohlgemeinte „Birth Control"-Theorien, wie die von Wells und Sanger, in einem kinderreichen Lande erfuhren, das in seinem volksüberdrängten, häufig bis zum

Massenauftreten von Hungerödem übersiedelten Raum sich ständig gegen Einbrüche aus Räumen mit solchem Raumüberfluß wehren muß! Was bedeuten die Theorien von Wells und Sanger gegen die herbe Wahrheit, die Tokutomi in seiner Kritik der Vereinigten Staaten ausspricht! (142) Dieses Buch warf ein gutes Licht auf die japanisch-amerikanischen Beziehungen, und lehrreich ist auch die kritische Aufnahme, die es in angelsächsischen Kreisen fand (143).

Ein Mitglied des japanischen Herrenhauses von Tokutomis Bedeutung, der zugleich Herausgeber des einflußreichen „Kokumin" war, hat wohl ein Recht, ernst genommen zu werden, wenn er den japanischen Standpunkt vertretend schreibt: „Amerika nehme Japan als viel schlimmer an, als es wirklich sei, Japan aber hielte Amerika für weit gutartiger, als es gegenwärtig sei." Und wenn diese Auffassung zutrifft, wie ich nach eigenen Eindrücken glauben möchte, so ist es allerdings ein gegenseitiges Mißverstehen, das beiden Ländern schädlich sein und ihrem freundschaftlichen Verkehr Abbruch tun muß. Tokutomis persönliche Haltung ist die vieler seiner Landsleute, die Amerika weder anhimmeln, noch auch Anlaß zu Reibereien mit ihm suchen, während allerdings die überreizte öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten meist nur das eine oder andere kennen will. Obwohl er sich gegen jede antiamerikanische Voreingenommenheit verwahrt, geht doch Tokutomi scharf gegen den unberechtigten Anspruch der Vereinigten Staaten vor, „es sei nicht militaristisch, sondern ein glühend friedensliebendes Volk, dessen Kriege nur um der Sache der Freiheit und der Humanität willen ausgefochten worden seien". Er klagt die Amerikaner nicht an, kriegerischer als irgendein anderes Volk zu sein, aber er stellt die Wahrheit fest, daß Amerika tatsächlich im letzten Jahrhundert ein Viertel der Zeit im Kriegszustand verbracht hat, und daß unter seinen Kriegen viele rein aggressiv und imperialistisch gewesen sind. Solche kriegerische Unternehmungen, die als reine Angriffskriege bezeichnet werden können, und bei denen die Sache der Freiheit und Menschlichkeit, wenn überhaupt beteiligt, durch andere Erwägungen weit ausgewogen wurden, waren u. a. der erste große Krieg gegen Mexiko (144), der dem amerikanischen Bundesstaat viele neue Sterne in der Flagge eintrug, und später der gegen Spanien, der großen Wirtschaftsgewinn in Westindien und die Annexion der Philippinen ergab. „Geschichtliche Tatsachen enthüllen völlig klar, daß Admiral Perrys Besuch zum Ziel hatte, uns mit Gewalt zum Öffnen unserer Häfen zu zwingen. Es tut wirklich nicht not, eigens zu sagen, daß dies für die Ausdehnung und Entwicklung Amerikas geschah und nicht zu Japans Wohlfahrt im Großen Ozean. Daß kein bewaffneter Konflikt zwischen beiden Völkern entstand, das war wahrhaftig mehr unserer diplomatischen Schmiegsamkeit zu danken als der Großherzigkeit der Amerikaner."

Der reale Hauptbeschwerdepunkt gegen Amerika, soweit Japan in Betracht kommt, ist natürlich die Ausschließung der japanischen Einwanderer, mit der sich Tokutomi sehr freimütig auseinandersetzt, indem er einen großen Teil seines

Buches mit Belegen über diese Frage füllt. Obwohl er den Wechsel in der Haltung Amerikas gegen sein Land beklagt, die seit der Schlacht von Mukden nicht mehr der „eines guten, durch den Pazifik getrennten Bruders entspreche", erkennt er doch mit Dank Präsident Roosevelts gute Dienste zur Sicherung eines günstigen Friedens für Japan an. Dieser Haltungswechsel ist in wenigen Worten zusammengefaßt: „Um offen zu sein: die öffentliche Meinung in Amerika begann, Eifersucht auf Japan zu zeigen und mit Befürchtung und Mißgunst auf Japan zu blicken."

Es wäre eine Hauptaufgabe der Washington-Konferenz gewesen, die ja von Amerika angeregt wurde und die der Diskussion zugänglichen Angelegenheiten im Pazifik für einige Zeit geordnet hat, diese Gefühle von Eifersucht und Furcht einigermaßen zu beseitigen, über die sich Tokutomi beklagt. Ausschließung aus den Vereinigten Staaten, Japans Realbeschwerde, zugegebenermaßen noch erschwert durch starke Übervölkerung, die nach Ausdehnungsmöglichkeiten verlangt, geht übrigens nicht nur Japan an. Dieser Standpunkt des beatus possidens terrae richtet sich gleichmäßig gegen alle Asiaten und mit einiger Modifikation auch gegen die Europäer, vor allem die Deutschen. „Wenn Japan aufhörte, in Amerikas Verfahren in der Frage der Ausschließung eine persönliche Beleidigung gegen seinen nächsten Nachbarn über dem Pazifik zu sehen, so wäre ein weiter Schritt zur Anbahnung freundlicher Beziehungen zwischen den beiden Mächten getan!" Die lateinische Redefigur zur Einleitung ist in solchen Fällen „Utinam" – O, daß doch ... Wo es voransteht, weiß der Kundige, daß es sich um einen Irrealis handelt.

Ein solcher Ausschnitt zeigt, wie in allen diesen Fällen die reinen Zahlen im Einzelfall nachgeprüft werden müssen, weil sie irgendwie dynamisch belastet sind; und unsere verwandte deutsche Erfahrung gibt uns Organe, das zu empfinden.

Es bleibt noch übrig, auf einige siedlungs-geopolitische Anomalien und Gesetzmäßigkeiten hinzuweisen, soweit sie nicht schon bei der Umwanderung des Großen Ozeans in Kapitel X bis XIII berührt wurden. Eine solche Tatsache ist z. B. das Absinken der Volksdichte in der Richtung vom malaio-mongolischen Kulturbereich weg, von Verdichtungen über 200 auf den qkm (Umrahmung der Inlandsee, Schwemm- und Lößebenen, Umgebung von Handelsemporien) bis zu 3–400 in Gegenden mit ausgebildeter Hausindustrie (Kwanto), dem Menschengewimmel der Osaka-Kobe-Kyoto-Bucht, Tokyos und Kantons, aber auch der überfüllten Riukiu-Inseln, bis herab zu den Verdünnungen von Mandschurei, Hokkaido, Nordschansi, Kansu, des Nordwestrandes von Szechuan, der meridionalen Stromfurchen, aber auch der Philippinen. Anomalien finden sich in der stärkeren Binnensiedlung des pazifischen Mittel- und Südamerika gegenüber seiner siedlungsdünneren Küste (Mexiko, Ecuador, Peru, Chile); im Überdruck von Schantung, wo in das arme ausgeholzte Bergland mehr Volk hineingedrängt ist, als je darin ernährt

werden kann, das also notwendig Druckgebiet bleiben muß; auch in Korea, dessen Anomalie schon Richthofen erkannt hat, das nun plötzlich in einem Jahrzehnt seine Volksdichte verdoppelt hat, also seiner Umwelt für billigen Lohn reichlich Hände liefert, die darin sogar schon anfangen, lästig zu fallen und gefährlich zu scheinen.

Hätten wir nicht schon an anderer Stelle (144) die geographischen Voraussetzungen für die Möglichkeit der ungeheuren vorindustriellen Menschenanhäufung in Indien und China erörtert, und in der Niederschlagsmenge mit ihrer Folge vielfältiger Ernten in der Reiskultur, freilich auch in einer Herabdrückung der Lebenshaltung auf ein uns unerträglich scheinendes Maß erkannt, so müßte das hier geschehen.

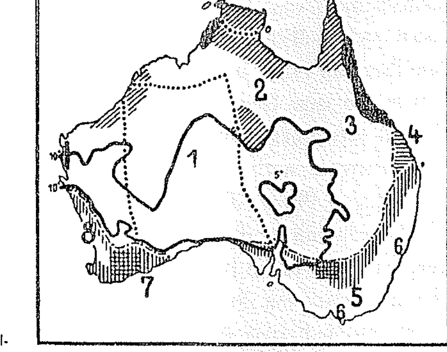


Abb. 23
Die begehrenswerten Siedelböden Australiens nach amerikanischer Darstellung

Die Zahlen in der Karte bedeuten: 1 = unbesiedeltes Gebiet, 2 = spärliche Viehwirtschaft, 3 = geeignet für Weidewirtschaft, 4 = geeignet für tropische Produkte, 5 = gegenwärtiger Weizengürtel, 6 = Milchwirtschaft, 7 = geeignet für Schafzucht, 8 = Weizengebiet

Schließlich ist noch auf die Gefahr hinzuweisen, daß sich Australien als eurasischer Annex diesem Erdraumgesetz der größtmöglichen Auswirtschaftung des lebenserhaltenden Raums, der „Angleichung der Erdräume" in starrem Egoismus entzieht. In einer Zeit des Großverkehrs und der Unmöglichkeit, solche Räume wie Australien völlig zu isolieren, liegt hier eine der größten Gefahrquellen für die pazifische Zukunft, eine vielleicht noch größere als die ostwestlichen Spannungen über die weite Ozeanfläche hinweg; denn die hier entstehenden Unterschiede und Ungerechtigkeiten in der Verteilung des Lebensraums drängen sich auf, werden über schmale Seeräume hinweg klar gesehen und von benachbarten Inseln aus empfunden. Großstadtdichte und Landleere, Weizenbau und extensive Viehzucht, Tropenreis- oder Zuckerkultur und Schaftrift sind eben solche Kontraste in der Bodennutzung, daß Räume, deren Leere unvermittelt auffällt, nicht auf Reichweite von Landschaften mit Millionen hungernder Arbeitsloser auf die Dauer ungefährdet bleiben können, in einer Zeit so lebendigen Nachrichtenaustausches wie der unsrigen.

Aber freilich: eine gewisse natürliche Fähigkeit, Spannungen länger latent zu lassen (Richthofen), und damit verbunden die Möglichkeit, größere Energiemengen für politische Veränderungen aufzuspeichern, haben wir als pazifische Eigenart erkannt. Sie bewährt sich gerade bei den Problemen der Siedlungs-Geopolitik von Gegenufern, läßt künstliche, fast verkünstelt scheinende Gleichgewichtszustände entstehen und sich lange halten. Die sogenannten amerikanisch-japanischen „Gentlemen-Agreements", sich gegenseitig nur erwünschte Einwanderer zuzusenden, sind Beweise dafür. Aber solche Gleichgewichtszustände sind nur bei viel gutem Willen auf beiden Seiten über ein gewisses Maß hinaus zu halten. Geringfügige Exzesse genügen oft, vielseitige Entladungen herbeizuführen. Napoleons III. von ihm selbst als „Chef d'œuvre de balance" bezeichnetes System ist ein Beweis dafür, daß solche Zustände im atlantischen Raum weniger lang zu dauern pflegen. Wir hätten noch andere, uns näher angehende geopolitische Beweise! Aber auch im Pazifik haben sie ihre Elastizitätsgrenzen; man spricht dann in angloindischen Kreisen vom Strohhalm, der des Kameles Rücken brach. Für diesen Zeitpunkt, wenn die nächste, die erste ganz große, den ganzen Pazifik umfassende Entladung und Entspannung eintritt, ist Bereitsein alles – wenigstens ein Bereitsein durch Wissen, wenn schon nicht durch Können und Macht! (145)

XXI

WIRTSCHAFTSGEOGRAPHISCHE EIGENART DES PAZIFIK

Der Grundzug der pazifischen Wirtschaftsgeographie ist, neben der schon betonten autarkischen und zentripetalen Neigung der Kultur- und Wirtschaftsreiche, der größere absolute Einfluß des Meeres infolge der schmäleren Einzugsgebiete gegenüber dem Schwergewicht des ungeheuren Meeresraumes; daher ein stärkeres Vorwiegen der Meerernährung, der Küsten- und Hochseebetriebe, aber auch der Wasserwirtschaft landeinwärts in allen auf ihn mündenden Lebensformen. Planmäßiges Verfahren mit periodischen starken Niederschlagsmassen (in den Monsungebieten) wie mit Dürrlandschaften (an der pazifisch-amerikanischen Küste) ist die Folge und lehrt Wasserbau und Reiswirtschaft hier, „Dry-farming" und Berieselungswirtschaft auf große Entfernungen dort.

Sobald einmal die Lokalschwierigkeiten der Schmalküste überwunden und die Küstenketten wirtschaftlich bewältigt und überstiegen sind, tritt ein weiterer Grundzug im Gegensatz zu den mehr flußerschlossenen atlantischen Gebieten hervor: die große Bedeutung der Hinterlandverbindung durch künstliche Verkehrswege, die nur vereinzelt durch Ströme erleichtert wird (Yangtse), wie sie sich etwa im pazifischen Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten ausspricht, aber auch im Küstenverkehr der Randmeerkorridore Ostasiens, die ja, wirtschaftsgeographisch betrachtet, nichts anderes darstellen, als den meerüberfluteten Ersatz für die Längshohlformen des Binnenverkehrs im pazifischen Amerika.

Zunächst tritt also die absolute Bedeutung der Meerernährungsfragen in den Vordergrund: die biologische Erweiterung der Volksernährungsbasis, für die der Reisbau allein zu schmal wäre, in Japan und in den Sundaländern; die von alters her in China geübte Süßwasserfischzucht, aber auch die überseeische Rohstoffzufuhr der Küstenverbindungs- und Inselreichemporien auf der asiatischen Seite, freilich über beherrschbare Randmeere hinweg.

Schärfer vielleicht als im atlantischen Gebiet, treten im pazifischen die Unterschiede der leitenden wirtschaftsgeographischen Züge der Küstenlandschaften hervor: neben geradezu küstenfeindlichen gibt es, noch ausgesprochener als am atlantischen Rande (mit einziger Ausnahme Norwegens), reine am Seeraum haftende

Fischerei- und Küstenbetriebslandschaften: Ozeanien, das in der atlantischen Welt kein Seitenstück hat; Japan, in dessen Volksernährung das Meer eine viel mehr ausschlaggebende Rolle spielt als in der Englands (Arbeit v. Schepers; Rosinski); Alaska, in dem sich jetzt schon verwandte Züge mit Norwegen erkennen lassen, die sich in seiner zukünftigen Entwicklung noch steigern dürften, das, wie Norwegen, ungewöhnliche Klimagunst genießt, da es von einer warmen Strömung, dem auslaufenden Kuro Shiwo, so stark erwärmt wird, daß es viel milder ist, als es seiner geographischen Breite eigentlich entspräche — dazu auch noch den Goldsegen hat, der einen Teil der Fangergebnisse an Ort und Stelle verwertbar macht.

Eine pazifische Wirtschaftserscheinung ist auch das Ineinanderleben (die Symbiose) von begünstigten, aber menschenarmen Ländern, deren Bevölkerung für die Ausübung der mühsamen Küstenfischerei und anderer Küstenbetriebe zu faul oder zu wohlhabend ist, mit Ländern, die Überschuß an Arbeitskräften haben; wie geraume Zeit im großen das weitgespannte Zusammenwirken der Hochseefischereien von Chile und Japan, wobei Japaner mit chilenischer Subvention die Küsten Chiles befischten; im kleinen das Austauschwirtschaftsleben von pazifischen Inselgruppen untereinander. Die geopolitische Auswirkung kann dann sein, daß entweder das Arbeitsbedarfsland sich der Arbeiterursprungsländer imperialistisch zu bemächtigen sucht (Hawai und Ellisinseln; deutsches und englisches Südseereich, Salomonen) oder, daß der ärmere, aber Kraftüberschuß besitzende Aussender von Arbeitskräften die Hand nach dem Arbeitsgebiet ausstreckt, wie es Japan mit Hawai versuchte, bis ihm die Vereinigten Staaten zuvorkamen. Auch regelmäßiges „Ausreiten" bestimmter Windrichtungen für Hin- und Rückfahrt hat früher, wie auch die Benützung der Meeresströmungen (Thilenius) bei der Besiedlung der Inselwolken und der Machtverteilung auf ihnen mitgewirkt.

Die volkswirtschaftliche Eigenart der Landschaften mit hochentwickelten Fischerei- und Küstenbetrieben ist untereinander sehr verschieden: von der kaum bemerkbaren Umgestaltung der malerischen Steilufer der Inlandsee mit ihren versteckten Fischwarten bis zu dem fast ganz aus technischen Rücksichten umgestalteten Flachufer mit tagemarschlangen Salinenanlagen gibt es alle nur erdenklichen Übergänge. Einen eigenartigen Saisonwechsel zeigen die im Winter ganz verlassenen Lachsgestade von Sachalin, des Ochotskischen Meeres und der Amurmündungen, von denen aus, durch Schuld unglaublicher Verkehrshemmungen, die Fische 35 Tage bis Stretensk brauchten, wo man nach ihnen hungerte. Aber doch geht durch alle pazifischen Küstenlandschaften ein gemeinsamer wirtschaftsgeographischer Zug, der sich auch geopolitisch auswirkt und zum Verständnis für ein Seenomadentum überleitet, das eben auch großenteils vom Meere zu leben weiß, und es deshalb auch seinerseits richtig als seine Lebensgrundlage und Lebensnotwendigkeit erkennt. Auch die Bekämpfung der Raubwirtschaft an der Meeresfauna, die lange Zeit eine schlimme Sünde des Pazifik war, hat sich aus diesem Grund allmählich durchzusetzen vermocht.

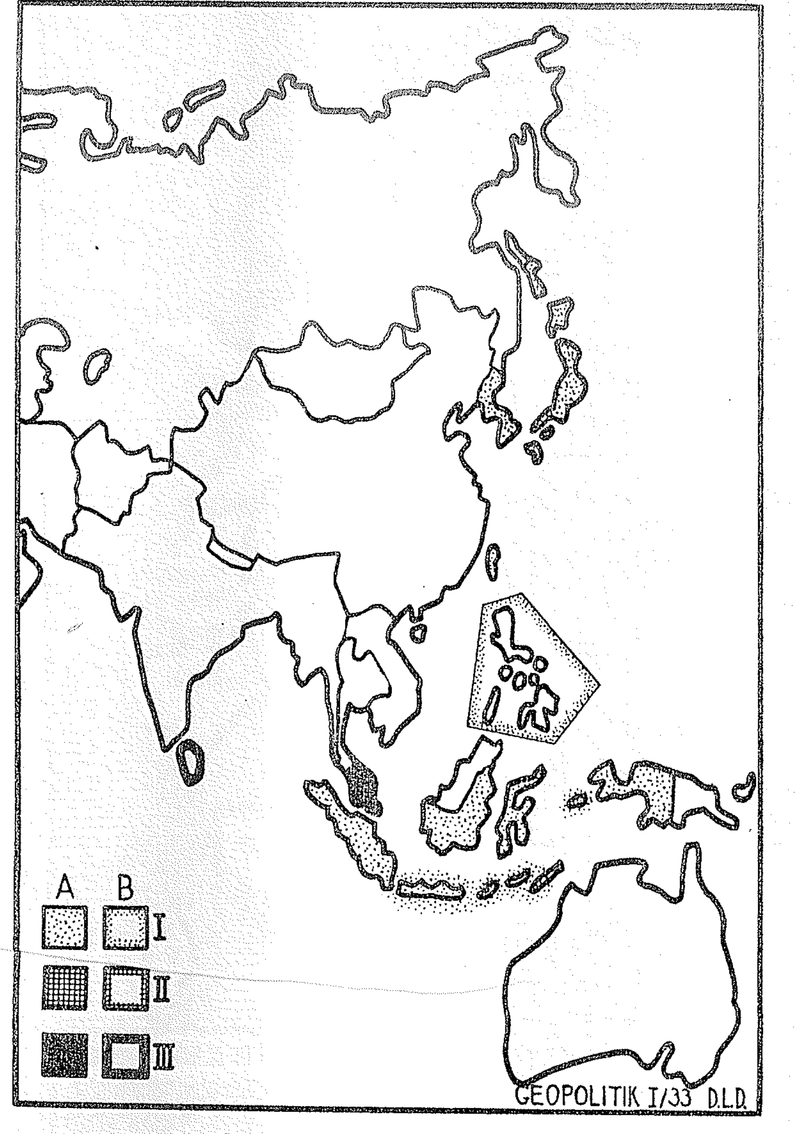
Ihr verschiedenes Verhältnis zum Meere ist der tiefere Grund, warum Russen und Japaner so ungleich zu ihren Fischereiverträgen stehen, auch zu den Auffassungen, die sie vom Raumwert ihrer Küstenstriche in ihrem nordischen gemeinsamen Fischereigebiet haben. Den Russen ist es eine lässige Angelegenheit, den Japanern eine Lebensfrage: daher auch die Zähigkeit, mit der gerade die Fischrechtsparagraphen im Vertrag von Portsmouth und in späteren Abkommen von ihnen verfochten wurden. Während auf der anderen Seite der kontinental empfindende Mensch das Eindringen der Fischereivölker an den Rändern, mit Fischverwertungseinrichtungen, Konservenfabriken usw. als crimen laesae majestatis territorialis empfindet, nimmt sie der küstenlebige Mensch, der Vergänglichkeit rein küstenwirtschaftlicher Anlagen mehr bewußt, weniger ernst. Wie zäh sind aber auch die französischen Fischereirechte und ihre spärlichen Stützpunkte in Neufundland verteidigt worden, wie unnachgiebig wahrt überhaupt Frankreich solche Rechtstitel! Liegt nicht vielleicht in dem frühen Auftreten des Eigentumsbegriffes und des Grenzrechts gerade in der Fischerei mit ihren ausgebildeten Marken und Zeichen ein frühes geopolitisches Bewußtwerden der Verbindung von Sammelwirtschafts- und Machtbegriffen, ein früheres, als sogar bei der Jagd und beim primitiven Ackerbau?

Die Zahlen für das Ergebnis des heutigen Fischfangs waren z. B. 1920 für England 29 Millionen £, Japan 21 Millionen £, Amerika 15 Millionen £. Sie betrugen 1931 für Japan 336 Millionen Yen; für die Sowjets 184 Millionen Yen; für USA. 181 Millionen Yen; für England 154 Millionen Yen. Sie täuschen aber für Japan über den wahren, weit größeren Umfang des Verbrauchs wegen der viel geringeren dortigen Preise von Fischen und See-Erzeugnissen überhaupt.

Die hervortretende Bedeutung der Meeresbenutzung im pazifischen Bereich ist für uns eine gleichfalls ungewohnte Erscheinung: Perlenfischerei und künstliche Perlenzucht (Aru-Inseln; japanische Perlfarmen von Mikimoto in Toba); Salzfarmen in einem Ausmaß, daß (wie in Liautung, dem Lieferanten der salzarmen und salzhungrigen Mandschurei) der größte Teil einer Halbmillionenbevölkerung davon leben kann; Gewinnung von Tang und Algen, deren in Japan allein 22 Sorten für Nahrung und Industrie verwertet werden; die eigenartige, in Japan von weiblichen Tauchern mit Messern betriebene Awabifischerei, die schon Kämpfer beschreibt, die Verwendung von Trepang, Salangannestern, Schwämmen, Korallen, die Verwertung von Muscheln als Geld, die in unserem Südseereich wenig geschickt verfolgt und verboten wurde: das alles sind Symptome einer gesteigerten Geltung des Meeres, die auch die Zahl der seegewohnten, auf Seeinteressen eingestellten Bevölkerung ungemein erweitert. Aus ihr erklärt sich Macht und Bedeutung der japanischen Seeproduktengilden.

Dazu kommt dann noch die Wasserwirtschaft der Küsten im niederschlagsreichen Ackerbauland; sie verleiht im Verein mit den größeren Wasserzufuhr- und Wasserspeicherungsforderungen des Reisbaues in den niederschlags-

Abb. 24–25. Die Verteilung von Autarkie und Monokultur im pazifischen Bereich nach dem Stande von 1928 (Konjunktur)



Die Signaturen dieser und der folgenden Karte stellen dar: Weiß — die ernährungsautarken Staaten; Zeichen I—III die nichternährungsautarken Staaten mit einem Einfuhrüberschuß auf den Kopf der Bevölkerung von 1,0—9,9 RM. (I), 10,0—19,9 RM. (II), 20 RM. und mehr (III). Gruppe A stellt die Staaten ohne jegliche Möglichkeit zur Ernährungsautarkie dar, Gruppe B dagegen die Staaten mit aufhebbarer Kolonialmonokultur, die im Notfall einer autarken Wirtschaft Platz machen kann



reichen Landschaften Südostasiens der Wirtschaft sehr früh einen stärkeren sozialen und gemeinwirtschaftlichen Zug als im atlantischen Gebiet. Aber auch an den Trockenküsten spielt das Vorwalten des Zwanges, sich mit der Sparwasserwirtschaft sorgfältiger abzufinden, eine wirtschaftlich erzieherische Rolle. Auch die Ausschläge (Exzesse) fehlen nicht: frühe kommunistische Experimente sind uns von der ganzen pazifischen Küste überliefert, aus Japan von 645–52, aus China vom Ende des ersten Jahrtausends, aus Peru in seltsamem Zusammenwirken mit einer Theokratie. Überall entstehen sie aus pazifischen wirtschaftsgeographischen Sonderbedingungen. Manche dieser Versuche haben dauernde günstige Folgen für eine vernünftige Grund- und Bodenverteilung und maßvolle Besitzeinteilung für die ganze Bodenvermessung gehabt; die heute noch gültigen Maße, die von dem Durchschnittsbedarf auf den Kopf der Bevölkerung abgeleitet wurden, sind auf diese Weise entstanden, z. B. das japanische Flächenmaß tan und das Hohlmaß koku, und zwar im Reis- wie im Hirse- und Weizenlande.

Bei kleineren, aber besser ausgenutzten Wirtschaftsräumen entwickelt sich natürlich intensive statt extensive Arbeit; indirekt durch den Zwang zu besserer Anpassung an die Übergewalt des großen Wasserbeckens, das schließlich alle diese Wirtschaftsverhältnisse regelt, vor allem durch die Notwendigkeit, dem Wasserüberschuß zu wehren, ihn unschädlich abzuleiten, bei Wasserknappheit damit hauszuhalten, Wasser zu speichern. So ergibt sich die überraschende Tatsache, daß das sogenannte Careysche Wirtschaftsgesetz – in dem behauptet wird, gerade die besseren, aber schwerer zu bearbeitenden Böden seien später als die schlechteren, aber leichteren von der Menschheit in Angriff genommen worden –, obwohl es in einem am Pazifik liegenden Wirtschaftsraum ausgedacht wurde, für diesen Raum nicht durchweg gilt, wenigstens nicht dort, wo seine Hauptnährpflanze, der Reis, gebaut wird; daß es überhaupt für die Monsunländer nur ganz beschränkt zutrifft, wo das Wasser noch wichtiger ist als der Boden, weil eben Oryza sativa eine Sumpfpflanze ist.

Eine andere, vom romanisch-mittelmeerischen und atlantischen Bereich abweichende geopolitische Note wird also auch für das Wirtschaftsleben des Pazifik anerkannt werden müssen, auf anorganische und biologische Sonderzüge gegründet, die es rechtzeitig zu erkennen gilt, weil sie dauernd auch auf die Politik, die Verteilung der Macht im pazifischen Raume wirken. Dieses Bild wird nur scheinbar verwirrt durch den Eindruck der Wirtschaftswucht der erst im 19. Jahrhundert pazifisch erschlossenen Räume der Vereinigten Staaten, des westlichen Nordamerika, Chinas, Australiens und der russischen Rohstoffräume an der Nordschwelle. Nur wenn man sich diese Wirtschaftswucht klarmacht, dann erkennt man allerdings die politisch wie wirtschaftlich gefährliche Stellung Japans, wie aller anderen Vermittler, wie ja auch die englische immer gefährlich in wirtschaftlicher und geopolitischer Richtung zugleich war. Diese Gefahr hat für England 1904 Mackinder erkannt und ausgesprochen, für Japan 1909 Graf Komura in

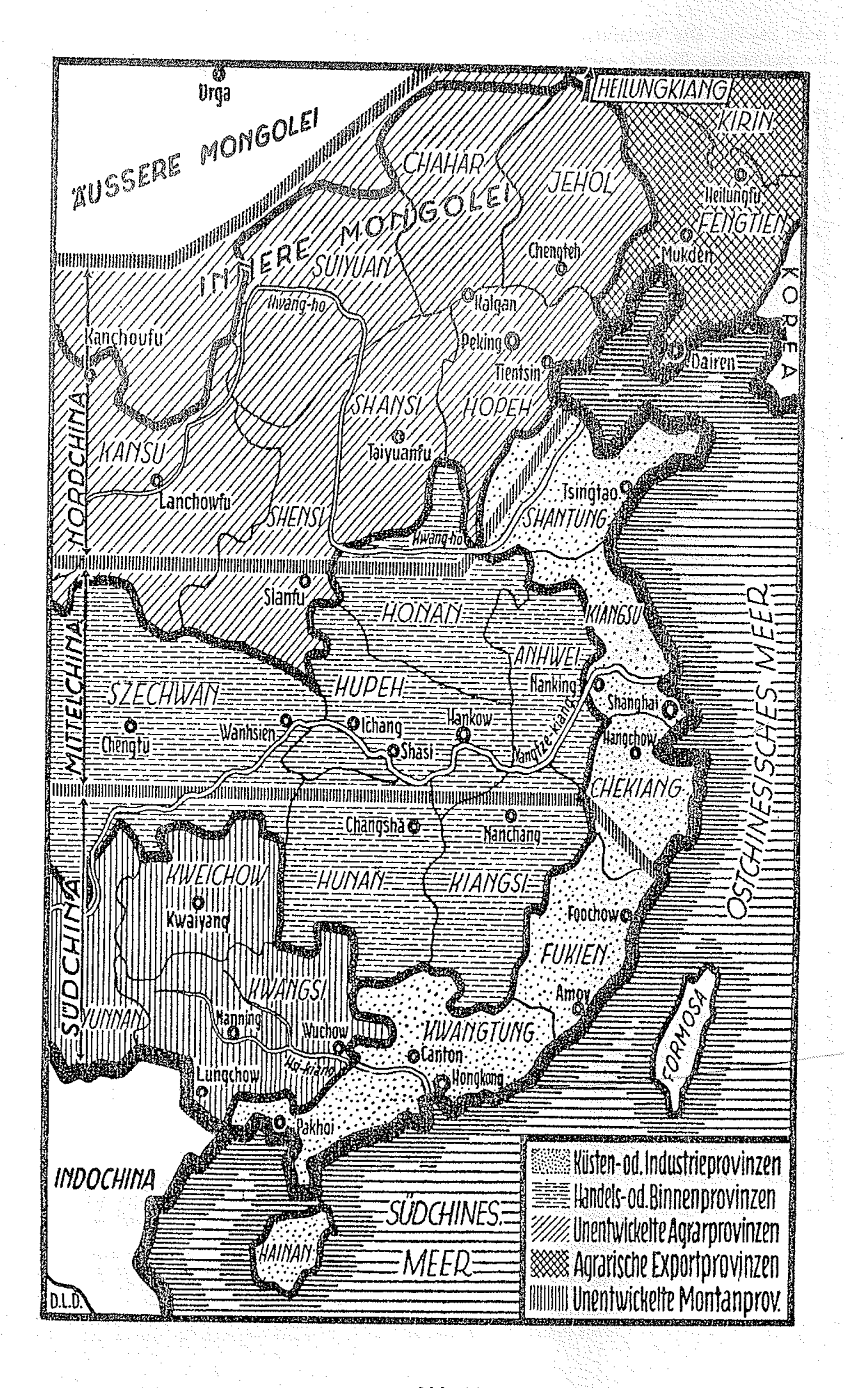


Abb. 26. Die Wirtschaftsprovinzen Chinas

seiner aufsehenerregenden Propagandarede, in der er Lebensraum für mindestens 100 Millionen Japaner forderte. Es ist zweifellos richtig, was beide betonen, daß Inselreiche immer in Gefahr stehen, auf das Meer hinausgedrängt zu werden. Komura erklärte damals, daß Japan verloren sei neben den riesigen Zukunftsräumen und Zukunftsmassen Chinas, Rußlands und der Vereinigten Staaten, wenn es ihm nicht gelinge, in einem Menschenalter Raum für 100 Millionen zu sichern und obendrein seine Auswandererströme unter der Flagge zusammenzuhalten.

Man braucht auch nur nachzuahmen, was Bowman (146) sehr zutreffend vorführt: in einer Vergleichsskizze die beiden wirtschaftsgeographisch bedeutendsten, einheitlich organisierten Randräume des Pazifik, die Vereinigten Staaten und China aufeinanderzulegen, daneben Japan, um ihre natürliche Wirtschaftskraft zu erkennen. Von der Überlegenheit der Vereinigten Staaten in diesem Zusammenhang zu sprechen, kann man sich wohl gerade in Deutschland sparen, das durch sie zerschlagen wurde. Aber China, das heute noch autarkische Reich, der größte Antimonerzeuger, mit seinen Kohlen- und Anthrazitlagern, die weit die pensylvanischen übertreffen und sich in der übereinandergelegten Skizze fast mit ihnen decken, mit seinem Reichtum an Blei, Zinn, Öl, Eisen, allen den Machtbodenschätzen von heute, mit ungeheuren Wasserkräften und der größten, durch einheitlichen Kulturwillen zusammengefaßten Menschenzahl der Erde — was ist das für ein Nachbar, wenn man geopolitisch auf lange Zeiträume denkt! Die Zeit von 1894 bis 1898 bedeutete den Höhepunkt eines die pazifischen Daseinsbedingungen verkennenden außerasiatischen Ringens um China. 1899 überschlug sich der Versuch: man hatte die Menschen im Wirtschaftsraum vergessen, und es ist kennzeichnend, daß es die pazifischen Mächte zuerst begriffen, daß man sie in Rechnung stellen müsse — Amerika voraus, dann auch Japan, beide durch bittere wirtschaftliche Erfahrung klug geworden. Daher der amerikanische Verzicht auf die Boxerentschädigung und seine Verwendung für die Erziehung chinesischer Studenten in den Vereinigten Staaten; daher die uns schon bekannten Ansätze zu einer wirtschaftlichen Symbiose zwischen Japanern und Chinesen in Hankau mit dem Taiyehstahl, in der Mandschurei mit Eisen und Fushunkohle, in der Mongolei und in Schantung mit Bergrechten; daher die überraschende Räumung von Hankau und Tsingtau.

Nur Liautung blieb unberührbar; seine Rückforderung wurde 1923 abgewiesen.

Die Entwicklung der Wachstumsspitzen an der chinesischen Küste, schon an anderer Stelle gezeichnet, ist sichtlich in Rückbildung vor dem ansteigenden Blutdruck der sie wieder ausscheidenden chinesischen Wirtschaftsstärke begriffen. Grünfeld schildert das gut in seiner Studie über die Hafenkolonien (147). Von den fünf ersten Festsetzungen, die der Vertrag von Nanking 1842 erwähnt, war ihre Zahl auf 56 Vertragshäfen, 8 freiwillig geöffnete Häfen, 25 Anlaufhäfen und 16 Grenzübergangsstationen gestiegen; dazu kamen noch die mandschurischen „Neustädte". Heute geht das alles zurück. „On commence à rendre, on commence à descendre." Noch bestehen reine Fremdenniederlassungen in Amoy

(E. u. J.), in Kanton (E., J., F.), in Hankau (J., F.), in Tientsin (E., J., F., Belg., It.), in Schanghai (E. u. F.), in Futschau (in der Provinz Fukien, auf die Japan eine Art Hypothek hat) und in Hangtschau je eine japanische.

Die russischen Wachstumsspitzen sind als Machtpunkte im Verschwinden begriffen; geistige Propaganda ersetzt sie. Die Vereinigten Staaten, Deutschland und Österreich haben das Rennen aufgegeben, aber auch Japan hat auf Tsingtau, England auf Weihaiwei verzichtet; wie lange wird Makao von Portugal, Kwantschauwan von Frankreich noch zu halten sein? Selbst Hongkong hat ein amerikanischer Senatsbeschluß dem ostasiatischen Erdraum, von dem es abgetrennt werden sollte, schon wieder geopolitisch eingeordnet.

Der pazifische Lebensraum gewinnt so nach und nach seine Teilräume zurück, und von den eindringenden Nichtanliegern wird einer nach dem anderen aus ihm verdrängt. Geht es mit eigener wirtschaftlicher Hilfe der Bedränger, gar noch mit ihrer militärischen, um so besser; um so eher wird auch die wirtschaftsgeographische Eigenart ganz in den Dienst der pazifischen Geopolitik zu stellen sein.

Doch die Wirtschaft ist nicht das Schicksal: das glaubt um das Meer des Großen Friedens keiner der leitenden Köpfe. Im Gegenteil: je freier sie diesen wichtigen Hebel des geopolitischen Schicksals dadurch handhaben, daß sie nur mit Überschüssen auf den Weltmarkt zu treten suchen, womöglich (wie früher Asien im Verhältnis zu uns) nur ein Drittel dessen entgegennehmen, was sie geben, desto sicherer glauben sie Herren ihres Schicksals bleiben zu können; und wahrlich, sie sind dem Ideal, das höchste Glück der Erdenkinder, die sich selbst bestimmende Persönlichkeit zu erhalten, näher als das „Abendland", als Sieger und Besiegte darin mit all ihrem Wirtschaftsgerede!

XXII

SYMPTOMATISCHE BEDEUTUNG PAZIFISCHER KULTURGEOGRAPHIE FÜR DIE GEOPOLITIK

Über die Frage: Was muß der geopolitisch Gebildete von Kulturgeographie wissen? ließe sich ein eigenes neues Buch schreiben, davon handelnd, wieweit es gestattet ist, das Triebleben der Frühkunst, reifen oder Spätkunst, den Schmuck des Lebensrahmens in seiner geographischen Abwandlung, das allereigenste Gebiet der Kultur- und Kunstgeographie als Anzeichen für die Verteilung der Macht auf der Erde, politisch-geographisch zur Gewinnung von Anhalt für Urteile auszunutzen.

Bis aber eine solche vergleichende kulturgeographische Arbeit, kaum für das Abendland begonnen, für den Umkreis des Pazifik getan sein wird, mögen kulturgeographische Einschläge im geopolitischen Gewebe nur beschränkt als Symptome für Stimmungsverlagerungen auswertbar scheinen. Dennoch wird man nicht auf sie verzichten können, z. B. als Anhalt für die Frage, ob die Malaio-Polynesier von den weißen Eindringlingen im Pazifik in einem Früh-, Reife- oder Verfallstadium angetroffen worden seien, wieweit sie sich überhaupt gleichzeitig für größere Räume, für das ganze Wandergebiet oder nur örtlich entscheiden läßt, wie danach — eine geopolitisch sehr wichtige Sache — die Möglichkeit eines Wiederaufflackerns oder Wiederansteigens der Vitalität im ganzen Wanderraum zu beurteilen sei, die sich lokal in der japanischen Vermehrung nach langem Stillstand (148) und in der Regeneration der Maori zeigt.

Es ist zunächst überraschend, wieviel Berührungspunkte sich bei objektiver Prüfung zeigen: zwischen Darstellungen der Südseekultur, auch in ihren javanischen Abwandlungen (With), und den japanischen wie amerikanisch-pazifischen in einzelnen Perioden, die staatlichen Umformungen vorausgehen auch mit Proben aus der Kunst der Geisteskranken (149), oder mit den von Hans Fehr wiedergegebenen Typen alter mitteleuropäischer Chroniken und Rechtsbelege (150). Formen der Wikiana und polynesische Gottheiten der Konquistazeit sind recht vergleichbar; aber auch der Wellengang der abendländischen und japanischen Stilbildung in Zeiten, in denen eine unmittelbare Beeinflussung ausgeschlossen

war! Hier also gibt es Vergleichsmöglichkeiten für Anzeichen von Kultur- und damit auch Machtveränderungen, in Denkmalen der Ausdruckskultur erfaßbar. Sie werden uns einerseits im höchsten Grade vor Generalisierung und Typisierung warnen, vor der Überhebung, durch Werturteil Dinge als primitive oder Entartungserscheinungen im einzelnen Fall hochmütig abzutun, die mit Flut- und Ebbezuständen von Kultur wie Macht immer wiederkehren. Sie werden uns anderseits aber vielleicht befähigen, rechtzeitig, ehe es uns geopolitisch als hereinbrechender Massenwahn (151) überrascht, rhythmisches An- und Abschwellen zu sehen in Form von Rassenentartungszuständen, als Kultur- und damit Machtzusammenbruch, als den Machtwillen entscheidend beeinflussende Massenstimmungen innerhalb weiterer Erdräume.

Bildende Kunst und Literatur liefert also wie auch Religions- und Weltanschauungswandel dem feinfühligen Geopolitiker sichere Symptome, die er durchaus geographisch auswerten, in Farben oder Tönung flächenhaft auf geopolitischen Karten eintragen kann. Lange vor dem Machtzusammenschluß des Angelsachsentums, der sich gegen Deutschland zuerst entlud, ohne daß es nötig gewesen wäre, war doch z. B. Kiplings schnelles Berühmtwerden ein Gemeingut der ganzen angelsächsischen Welt, ja vielleicht mehr noch von seinem amerikanischen Echo getragen, wurde sein „Heimruf" (Homecall) und die so suggestive „Letzte Galeere" geschrieben, fand Mahan Widerhall beiderseits des großen Teiches, zu dem der Atlantische Ozean auch kulturgeographisch immer mehr für die englisch sprechende Welt einschrumpfte. Lange vor dem amtlichen Rußland fühlte der Schriftstellerrevolutionär Krapotkin den kommenden Gegendruck des Fernen Ostens. In japanischen Kaiser-Utas, bei Tokonami und Yone Noguchi kündigten sich Jahrzehnte vorher geopolitische Schlagrichtungen an. In solchen, leicht zu vermehrenden pazifischen Erfahrungstatsachen liegt unser geopolitisches Beobachtungsrecht auf kulturgeographischem Felde begründet, und mit der Möglichkeit die Pflicht dazu.

Aber auf welche Weise sind auf rein geistigem, kulturgeographischem Gebiet solche Anzeichen zunächst erfaßbar, die doch dann sehr sichtbar das Antlitz der Erde umformen?

Von Religionen wie Weltanschauungsgemeinschaften und -lehren gilt, daß sie religionsgeographisch einen Ausgleich zwischen zwei scheinbar gegensätzlichen Forderungen zu erfüllen haben — wenn sie anders vom endemischen zum epidemischen oder pandemischen Zustand übergehen wollen; und das wollen die meisten, schon lehramtsmäßig, aus Selbsterhaltungstrieb, weil sie schnell die Vergänglichkeit alles mit einzelnen Lebensformen auf Gedeih und Verderb verbundenen geistigen Wesens überschauen.

Sie müssen erstens aus ihrem Entstehungsgebiet bodenständige Züge mittragen, die stark genug wirken, um sie vor dem Aufgehen in anderswo bodenständige Lehrmeinungen und Weltanschauungen zu bewahren, vor dem Hineinschwimmen

in sie und dem Aufgehen im fremden genius loci. Sie müssen zweitens auf der andern Seite anpassungsfähig sein, um überhaupt außerhalb ihres Entstehungsraums Fuß zu fassen und fortkommen zu können, dessen Eierschalen sie immer etwas tragen werden, und sei es nur in ihrer Vorstellung von angenehmen Räumen der Belohnung und unangenehmen der Bestrafung oder heiligen Begleitpflanzen und geographisch begründeten Sinnbildern.

Damit erfahren sie aber aus den Eigenschaften der Erdräume, ihrem wechselnden Klima, ihrer Bodenform, ihren Niederschlägen und der Niederschlagsverteilung, ihrer Pflanzendecke sehr starke Antriebe und Umwandlungen (Buddhismus auf seinem tibetanischen Verbreitungsweg, mediterranes Christentum auf seinem nordischen), wie sie auch ihrerseits die Erdoberfläche umformen, wenn auch meist in geringerem Grade. Sie betätigen solche Umformung der Kulturlandschaft je nachdem sie den durchdrungenen Raum mit Kultstätten, Tempeln, Hainen, Kirchen, Klöstern, Wallfahrtswegen bedecken, den ihnen mehr oder weniger kongenialen Boden pfleglich oder zerstörend behandeln; gewisse Leitpflanzen mit sich führen (Palme, Wein, Ficus religiosa, Sakaki, Eiche, Linde, Mistel, Eibe) oder Leitpflanzen gegnerischer Geistesströmungen anfeinden und ausrotten, gewisse Zerealien als Opfergaben schätzen und damit ihren Anbau, ihre Zufuhr begünstigen, andere meiden; Berggipfel und Wald oder Steppe und waldfeindliche Stellen bevorzugen und umgestalten; anthropogeographisch zu Ausrottung und Streit mit Siedlungsverdünnung, oder Duldung und Frieden mit Siedlungsverdichtung und Volksdruckvermehrung führen.

Die Religionsgeopolitik des Großen Ozeans zeigt uns nun eine gewisse kirchenpolitische Schwäche, der eine soziologische Stärke entgegensteht, deren Ausgleich vielleicht das 20. Jahrhundert zu bringen haben wird. Alle offensiven, zur Zeit herrschenden Weltanschauungen stammen aus andern Erdräumen und sind erobernd, die bodenständigen Formen vernichtend, in den pazifischen Lebensbereich eingedrungen. Von den ursprünglichen, in den Randräumen entstandenen Religionen hat sich nur eine einzige, und diese sehr mühsam, mit etwa 16 Millionen Bekennern im Kampfe ums Dasein behaupten können, das japanische Shinto — soweit sie geopolitisch in Betracht kommen und nicht nur ethnologisch oder religionsgeschichtlich als Restbestände und Raritäten für wissenschaftliche zoologische Gärten.

Aber andrerseits haben alle fremden Weltanschauungen beim Eindringen in den Pazifik gewisse Veränderungen erfahren, auch die am meisten pandemischen, wie Christentum und griechische Philosophie, Islam und Buddhismus. Dabei haben die ersten beiden, ostmediterraner Entstehung, vielfache Brechungen bei der Übermittlung durchgemacht, und es ist kennzeichnend, daß ein Maryknoller (U. S.) Katholik beim Zusammentreffen mit einem ostsibirischen Geistlichen der russischen Diaspora und einem japanischen Frühchristen aus der überlebenden Franz-Xaver-Kolonie in Nagasaki erstaunt bemerkt, er habe nicht für möglich gehalten,

daß innerhalb einer so großen und mächtigen zentralistischen Organisation, wie die katholische Kirche, solche regionale Unterschiede beständen. Der aus der Überschneidung des mediterranen Raums mit dem indisch-ozeanischen und der Wüstentafel stammende Islam, hauptsächlich am australischen Mittelmeer, auch einem Überschneidungsgebiet, heimisch geworden, hat gleichfalls der Eigenart des Pazifik große Zugeständnisse machen müssen, z. B. in den Morolandschaften der Philippinen. Der Buddhismus endlich, der immer noch die Entstehungszüge aus der überreichen, überwuchernden Pflanzendecke der Vorhimalayalandschaft des Terai trägt, kam schon durch zwei grundverschiedene Verbreitungswege (Mahayana und Hinayana) gänzlich umgeprägt, kontinental-hochalpin und ozeanisch abgewandelt, an die pazifischen Ufer, wo er weitere Umformung erlitt.

Betrachten wir also das Ergebnis der Selbstbehauptung des pazifischen Randgebiets im Daseinskampf der Religionen und Weltanschauungen, so erscheint es an der Oberfläche für die Einheimischen betrüblich. Wir sehen die etwa 16 Millionen Anhänger der Shintolehre in mühsamer Behauptung, sonst überall untergehende, kaum so rasch als sie verschwinden, in Museen zu rettende Religionsreste; wir sehen die chinesische Staatsphilosophie, nach guten Schätzungen noch von etwa 26 Millionen unter 427 getragen, sich zum Teil nach einer fünfundzwanzigjährigen Revolution mit fortwährenden Bürgerkriegen selbst aufgebend, zum Teil noch auf den zusammensinkenden Tempeln einer starken, außerordentlich zählebigen und eigenartigen Kultur eine Abwehr für den Konfuzianismus führend, wie der einsame Ku Hung Ming. Vielleicht gelingt Chiang Kaishek durch seinen „Neuen Weg" eine Wiedererweckung der Tradition. Wir sehen endlich pazifisch umgeformte Unterströmungen des Christentums, wie die eigenartige katholische Kultur der Nordphilippinen und des übrigen einstigen spanischen Kolonialreichs, des Islam der Sundasee und der Südphilippinen, die sich mühsam verstehenden Zweige des nördlichen und des südlichen Buddhismus, mehr aus politischen Gründen als aus kulturgeographischem Antrieb, in Abwehr Zusammenhänge und Gegenmissionierung pflegend.

Sonst aber zeigt sich Niedergang des endemischen Bestandes vor dem epidemischen, vor den ortsfremden, zumeist dem Mittelmeer oder atlantischen Bereich entsprossenen Formen; auch in Mittel- und Südamerika stehen wir vor den Leichen und Ruinen der mexikanischen, Maya- und Quitschuakultur, aus denen freilich noch ein gewisses Leben in die auf sie gepfropften Kulturformen des rassengemischten spanischen Südamerika hinüberzuckt.

Nicht als ob wir glaubten, daß es der pazifischen Religionsgeopolitik an schöpferischen Kräften gefehlt habe! Schon die starke Rückwirkung der ostasiatischen und Südseekultur auf ihre Zerstörer beweist das Gegenteil. Allein eine so eigenartige Form des Staatskults wie das Shinto, mit dem wir uns noch zu beschäftigen haben werden, und die chinesische Staatsphilosophie mit ihrer soziologischen Wirkung sind heute noch beweiskräftige Zeugen. Aber eine echt pazifische Eigen-

schaft wurde beiden zur Gefahr, ihr Mangel an expansiver Neigung, ihre Toleranz, eben ihr endogener soziologischer Vorzug!

Ihre zu vollkommene Anpassung an den Erdraum ihrer Entstehung erwies sich als mangelhafte Ausrüstung für die weltüblichen Formen des Kampfes ums Dasein und um den Raum dazu, sobald sie ihren eigenen Erdraum nicht mehr allein beherrschten und missionierende, auf den allgemeinen Daseinskampf besser gerüstete Wanderer darin eindrangen — wobei das Werturteil ganz unberührt bleiben soll, ob es objektiv besser oder gar ethischer war, was die Neuankömmlinge mit sich führten.

Auch die wirtschaftsphilosophische Frage der Stellung zum Eigentumsbegriff aus dem Charakter eines Lebensraums heraus erteilt wertvolle geopolitische Antworten, die wohl kulturgeographischer Herkunft sind. Wie stellt sich der vergleichende Geograph zum Verhältnis des Einzelnen und der Masse zum Eigentum, vor allem dem Anteil an den für alle lebensnotwendigen Gütern und am Boden, zum Gemeinurteil der Mehrheit der Insassen, ob die gemeinwirtschaftlichen (kommunistischen) Züge oder die eigenwirtschaftlichen (privatwirtschaftlichen, individualistischen) Züge vorwalten sollen? Eine ganz ausschließliche Herrschaft eines von beiden ruiniert nach den Erfahrungen der Geopolitik die Wirtschaft so oder so und ist noch in allen Erdräumen ein Vorzeichen des nahen Verlustes ihrer Selbstbestimmung gewesen. Die Frage ist hier zu stellen, schon weil sie von den Unterlagen der Religionen und Weltanschauungen nicht zu trennen ist.

Ein Zug pazifischer Geopolitik tritt dabei hervor, der uns nach den bisherigen Erfahrungen nicht überrascht: daß die gemeinwirtschaftlichen Züge im pazifischen Raumtyp mehr betont werden als im atlantischen, als im rein kontinentalen (der darin die größten Exzesse aufweist, was uns bei geopolitischem Denken auch nicht überrascht), und selbst — wenn auch im geringeren Grade — als im indischen Lebensraum.

Besonders eigentümliche, zu gewaltsamen Lösungen neigende Ausprägungen werden wir immer zu erwarten haben, wo z. B. kontinentaler Typ (mit Hochsteppen, Wüstenplateaus) nah und unvermittelt an den pazifischen herantritt. (Theokratische Hierarchie mit kommunistischem Unterbau der peruanischen Kultur; Peking und Yüan-Regime!)

Die Vorbetonung des Gemeinschaftlichen im Pazifik geht aber durch: Japanischer Staatssozialismus des mehr durch Verantwortung belasteten, als durch Ansprüche bevorzugten japanischen Feudalsystems, chinesische Staatsphilosophie mit ihrer Einschränkung der Willkür, und zwar sowohl bei Laotse als Kungfutse, Südseegemeineigentum, ja die Tatsache, daß die Japaner von 645 bis 652 n. Chr. bereits die Hauptsätze der Damaschkeschen Bodenreform durchprobierten, wie das bolschewistische Experiment in China unter dem Philosophen Wang und der ausklingenden Sungdynastie sind Belege genug dafür, und diese wären beliebig vermehrbar.

Immerhin haben die Japaner als Restzustand ihr heutiges Grundmaß Tan davon behalten wie die Idee, daß es dem Kopfjahresbedarf an Reisland entsprechen sollte, das sie damals jedes Jahr neu verteilen wollten, wahrscheinlich den Einheitsbegriff der Mattengröße, die Anfänge ihrer Leidenschaft für Statistik und manche andere soziale Einrichtung. Den Chinesen hat allerdings das praktische volkswirtschaftliche Experiment Wangs die Nährkraft und Wehrkraft ihres Reiches auf Jahrhunderte untergraben, und es ist der Ausgangspunkt vielhundertjähriger Fremdherrschaft — der ersten Mandschu- und dann der Mongolen-, der Ta-Yüan-Dynastie — geworden.

Bisher hat sich die Shintolehre als geopolitisch zählebigste unter den geistigen, ursprünglich pazifischen Kräften erwiesen, die beim Verhältnis von Geopolitik zu Volksphantasie, künstlerischem Triebleben und Kulturgeographie zu betrachten sind. Aus ihr kam der stärksten rein pazifischen Lebensform, Japan, die Kraft, eindringendes fremdes Kulturgut umformend zu übernehmen. So einverleibte es sich den Buddhismus, die chinesische Staatsphilosophie (deren erneutes Vordringen im entartenden Tokugawa-Rokoko) und dann die zuerst über Deshima einsickernde, dann über die Vertragshäfen einströmende Westkultur, und das alles so, daß sie ihre pazifische Note nicht verlor — bis jetzt wenigstens. Wir sahen im Shinto (152) die einzige unter den aus den religiösen Urformen des Pazifik herausgewachsenen Höherentwicklungen, die sich wenigstens mit einem Achtungserfolg im modernen Kulturkreise behaupten, ja durchsetzen konnte (Lafcadio Hearn, Junker v. Langegg!). Freilich wird sie darin auch immer als fremd empfunden und hat das Unglück, von lehramtsmäßigen Gegnern, den Missionaren, dem Abendlande dargestellt zu werden, während seine Originaläußerungen spärlich dahingelangen, zum Teil, wie das Ideal der „Miya", des Shintoheiligtums, dem Landfremden, der es nicht gesehen hat, in ihrem Stimmungsgehalt kaum begreiflich zu machen sind (153).

Versuchen wir endlich das geopolitische Arbeitsfeld zu überschauen, das synthetisch noch wenig gesichtet (etwa durch Schurtz und Gräbner), wenn auch durch prachtvolle Einzelarbeiten für eine solche Synthese vorgerichtet ist, darin sich uns die Originalbeiträge aus dem Kunstgebiet des Pazifik in Triebleben und Kulturgeographie für geopolitische Wirkung entschleiern, so scheiden wir darin als Geographen mit Vorteil zwei große Gruppen (wenn sich auch ethnologisch andere Wege zeigen mögen, wovon mir die von Gräbner und Frobenius geopolitisch besonders fruchtbar scheinen) (154).

1. Die kulturgeographische Leistung der Autochthonen der Inselräume, wobei mir persönlich als Typen etwa Zelebes (Sarasin), Yap (v. Rummel), Osterinsel (Macmillan Brown), die Riukiu (Chamberlain, Simon) besonders lehrreich scheinen, weil sie von ungewöhnlich feinfühligen Beobachtern trefflich beschrieben worden sind.

2. Die Mischkulturen der Randräume, zu denen auch die japanische

zu rechnen ist, weil bei aller insularen Absonderung des randständigen Inselbogenreiches doch die Randeigenschaft und das Kultureinströmen vom Festland her geographisch überwiegt. Zu ihrer geopolitischen Auswertung liegt der ganze überreiche Stoff der Sinologie und Japanologie bereit, sowie das, was uns die Tätigkeit der Amerikanisten bisher an Kenntnis der frühamerikanischen Kulturen vermittelt hat. Franckes „China als Kulturmacht" gibt feine Winke für die Methode dabei (155); wie neuerdings Professor Shiratori-Kyoto.

Zum erstgenannten Gebiet, dem der pazifischen Inselräume, enthüllen sich geopolitische Ausstrahlungen zunächst, wenn man versucht, sich den Eindruck der Kunst der Südsee und ihre Rückwirkung auf die alten Kulturländer klarzumachen — in dem Grade, wie sie vom Ende des 18. Jahrhunderts ab mit ihr vertraut wurden, und das Rousseausche Gebot „Zurück zur Natur!" aus den dortigen, zunächst bestechenden Erfahrungen für begründbar hielten.

Solche Illusionen erhielten Nahrung aus dem Eindruck von der rhythmischen Schönheit der Lebensgestaltung auf den paradiesischen Inseln, aus der künstlerischen Schönheit einzelner Geräte, wie Bekleidung, Waffen und Werkzeuge, die zugleich mit übersteigerten Schilderungen (Forster und Cook) das Abendland erreichten. Erst sehr viel später folgten ausreichende Belegstücke für die Gesamtkultur.

Welche waren unter jenen Eindrücken die wirksamsten, und wie lassen sie sich für Prüfung ihres geopolitischen Symbolwerts auf einen Nenner bringen? Nebeneinandergestellt, erscheinen sie heterogen: rhythmische Körperkultur, Verfeinerung primitiver Geräte für Seefahrt, Jagd, Fischerei zu höchst raffinierten Zweckformen; Holzkunst; Farbenverwertung des von der Natur an Schmuck Gebotenen, ihrer Kunstformen der Feder, der Muschel (wie sie Haeckel zeigte). Aber in allem steckt das feine Herausholen und Auswirtschaften des von der Natur Gegebenen bis ins kleinste, wie es der knappe, karge Raum erzwang. Höchste Zweckmäßigkeit und Stoffechtheit, Reinheit und Klarheit der Linie wird angestrebt, wie sie neben vielen Anläufen anderwärts auch die Shintolehre als höchste Forderung vertritt und wiederholt mit Rückkehr zur Stilreinheit bei der japanischen Kultur als Höchstleistung erzwungen hat.

Unter diesen Zeichen steht das Rindenkleid der Minahasser, wie es die Brüder Sarasin in vollendeten Stücken abbilden, die kunstvollen Webleistungen der Riukiuinsulaner, wie sie Simon zeigt, das so oft abgebildete Holzhaus der Junggesellen von Yap, aber auch Tanz und Theater von Java und Bali (With). Dann tritt jene wundervolle Beobachtungsschärfe zutage, wie sie die fliegenden Wildgänse der Japaner, ihre mit Tuschhieben hingehauenen Hähne, die täuschend schwimmenden Karpfen zeigen, aber auch die galoppierenden Pferde von Tomohon, und endlich die exakte Arbeit des einfachsten Sammelgeräts, die auch das Museum der Paläoasiaten in Wladiwostok so lehrreich macht. So zeigt sich selbst in den abgelegensten Teilen des nordischen Randes eine Sammelnote von Mysterium und Zweckmäßigkeitsreiz aus vollendeter, kaum zu steigernder Erdraumanpassung auch des Lebensschmuckes heraus: ein pazifischer Eigenklang selbst in den Anfängen der Kultur.

Diese Note ist im Verklingen, die Zerstörung der insularen Südseekultur ist durch ihre Berührung mit der atlantischen so vollständig gewesen wie die Vernichtung ihrer kulturgeographischen Instinktsicherheit bei den kleineren, nicht ausreichend widerstandsfähigen Inselräumen. Damit ist eine Verarmung der Welt eingetreten: „progress and poverty", sie gingen auch hier, wie so oft auf Erden, Hand in Hand. Wieweit die malaio-polynesische Kultur schon in einem Status decomponendi, in einer Rückbildung begriffen war, als die des Abendlandes bei ihr eindrang, darüber ist der Streit noch nicht schlichtbar — aber es ist wahrscheinlich, daß ein Verfall eingetreten war, und zwar bereits ein zweites Mal nach einer neolithischen Frühblüte.

Zum Teil handelt es sich ganz gewiß, wie ja auch bei Japan, um Zustände, die für das einzelne Gebiet so vollendet waren, daß es bei seiner rückhaltlosen Erschließung für die Gesamtzustände des Lebens auf der Erde zu Rückbildungen genötigt werden mußte. Das ist ein ganz besonders tragischer Fall der Kulturgeographie, bei dem sich aber auch die geopolitische Instinktsicherheit immer noch darin bewähren kann, daß man, wie in Japan, die Notwendigkeiten solcher Rückbildungen und Anpassungen begreift und ihnen nur das wirklich nötige opfert, nicht wie z. B. in Mitteleuropa so oft, ungezügelt gleich alles Angestammte und Bodengewachsene aus Fremdenverehrung hinwirft. Gibt es wohl für Vergleichszustände im Pazifik eine mehr zum Nachdenken anregende Lektüre, als was bei Sarasin (.26) über die Umwandlung der Minahasser zur Entartung in zwei Geschlechterfolgen durch Übernahme ortsfremden Kulturguts geschrieben steht?

Hawai ist vielleicht völkisch das wahrnehmbarste Prototyp (Vorbild) von Zersetzung und Neubildung pazifischer Kultur durch atlantische in kleinen Inselräumen. Aber sicher ist bisher auch dort die Verwüstung kulturgeographisch größer als die Aufbauleistung. Ein Umschwung scheint dadurch im Gange, daß die Malaiopolynesier zu begreifen anfangen, daß sie sich an die stärkeren unter ihren Rassenverwandten anlehnen müssen, wenn sie sich überhaupt erhalten wollen. Den zusammenschmelzenden kaum mehr 20000 Polynesiern ohne Mischlinge stehen nun als Rückhalt die anwachsenden Ostasiatenzahlen (allein 152 000 Japaner unter 0,36 Mill.) zur Seite. — In dieser Funktion aber werden diese wachsenden Zahlen doch hauptsächlich gefürchtet wegen ihrer Kultureigenart, die als unaufsaugbar gilt, die zwar Ostasien entstammt, aber der Landschaft von Hawai wesensverwandt ist, sich dort leichter einbürgert und fester wurzelt als die dem atlantischen Raum entwachsene amerikanische Zivilisation. Nur die kulturgeographische Erkenntnis läßt also in diesem Fall die größte politische Schwierigkeit der Hawaifrage verstehen; zugleich wird damit die Unentbehrlichkeit kulturgeographischer Kenntnisse und Schulung für die Geopolitik erwiesen, für die eine Zuteilung

von wissenschaftlichen Sachverständigen, die abseits der eigentlichen Geschäfte leben, bei Botschaften und Gesandtschaften wie in Auswärtigen Ämtern kein Ersatz ist, sowenig wie für die Haltung einer großen Zeitung in geopolitischen Dingen die schönsten Kulturbeiträge „unterm Strich", wenn sie sich nicht über dem Strich auswirken können!

Eine letzte Betrachtung des Sonderfalles der Inselfluren — die großen Reiz hätte — würde dann noch dazu führen müssen, den Reflex des angeblich „Primitiven" aus dem vergewaltigten Seeraum in der europäischen und amerikanischen Literatur und das schon einmal gestreifte, meist tragische Los der Vermittlernaturen (Siebold, Hearn, Stevenson, R. Wilhelm, E. Grosse!) zu betrachten. Im Anschluß daran wäre vorweg vor der großen Gefahr von Mißverständnissen zu warnen, die wir schon (im V. Abschnitt) gezeigt haben. Da sich aber dieser Fall im größern Stil bei den Mischkulturen der Randräume wiederholt und hier berührt werden muß, fügen wir die geopolitische Erfahrung mit dieser Vermittlung zusammen, soweit sie durch künstlerische Einfühlung von hochbegabten, in beide Kulturen gleichwertig schauenden Menschen erfolgt, die frei genug über beiden stehen, um auch einer ihrem eigenen Stamm- und Ausgangsboden fremden, dafür anderswo ideal angepaßten Kultur gerecht zu werden.

Die Erfahrung zeigt zunächst, daß solche Naturen zum Unglücklichwerden vorherbestimmt sind. Sie sind im alten Volk nicht mehr, im neuen Beobachtungsfeld doch nie ganz zu Hause. Dann muß ihr Bild von den fremden Zuständen dichterisch übersteigert sein, denn sie müssen die Unterschiede ja schärfer als alle andern empfinden, um sie für diese vereinheitlichend schildern zu können. Sie leiden also notwendig unter den nicht mit einem normalen Weltbild zu vereinigenden Abmessungsunterschieden, da sie Geräte mit verschiedenen Maßen ineinanderfügen wollen. Durch solche Erfahrungen erklärt sich bis zu einem gewissen Grade auch die Gewalt des ersten Eindrucks der autarkisch am stärksten ausgeprägten unter den malaio-mongolischen Kulturen, der japanischen, auf alle Beobachter unmittelbar nach ihrer Erschließung, die noch durch den Gefahrreiz für diese Beobachter erhöht wurde.

Diese Übergewalt des ersten Eindrucks finden wir bestätigt, ganz gleich, ob wir Rutherford Alcocks erste Berichte (The capital of the Taicoon) oder Richthofens Jugendtagebuch aus Japan zur Hand nehmen, eines der prächtigsten Dokumente dafür, wie gute geopolitische Zeugen in fremden Kulturen beobachten sollten, oder v. Brandts erste Aufzeichnungen (33 Jahre in Ostasien). Sie alle zeigen höchste Eindrucksschärfe und Lebendigkeit neben unwillkürlicher Übersteigerung.

Aber es handelt sich hier um eine allgemeine Erscheinung, die deshalb bei geopolitischer Verwertung kulturgeographischer Eindrucksschilderung sorgfältig in Betracht gezogen und auf ihre jeweilige Stärke abgeschätzt werden muß, wenn nicht geopolitische Irrtümer entstehen sollen. Der Zauber des ersten Eindrucks

berückte schon Marco Polo und Albuquerque; es hinterließ seine Spur in den reizvollen Schilderungen von Cook und Forster, auch der ersten kunstwissenschaftlich geschulten wirklichen Kenner der Indomalaien in Java und Bali. Kurz: es ist eine Erfahrung mit dem ersten Eindruck der pazifischen, in sich so geschlossenen Kulturen gegenüber allen ersten atlantischen Eindringlingen überhaupt, gleichviel, ob sie ihn Inseln oder Randräumen verdanken. Lesen wir nur, was Stevenson über das unvergängliche Erinnerungsbild des ersten Auftauchens einer Südseeinsel im Vorsonnenaufgangsreiz schreibt, um seine Voreingenommenheit durch dieses Erlebnis auch als politischer Beobachter zu erkennen. Selbst einem Conquistador wie Cortez ist es mit der Aztekenhauptstadt unter der Zypresse der Trauer nicht anders ergangen; auch er geriet zunächst unter den Bann des Fremdreizes der pazifischen zentripetalen Kultur, obwohl er sie dann als Geopolitiker zerschlug.

Wie aber steht es bei einem solchen Gegenspiel von kulturgeographischer Feinfühligkeit und geopolitischen Tatsachen mit der Möglichkeit einer zutreffenden Prognose auf die Erhaltung so gefährlich betonter Reize? Zunächst ist wohl unwiederbringlich Verlorenes und Zerschlagenes, kaum durch Schilderung und spärliche Reste Erhaltenes zu beklagen: Maya- und Inkakultur. Geschichtlich bis zur Unverständlichkeit in Vergessenheit Versunkenes reiht sich an, wie die Schätze der Osterinsel, anderer Verteilungszentralen und Übergangsinselketten, wie auf Tonga, Ponape, Kusaie. Anthropogeographisch so schauderhaft verwüstete Gebiete wie die Ladronen (Marianen) der Chamorros, mit ihrem dreißigjährigen Religionskrieg hinter sich, mahnen uns an eines der düstersten Blätter aus der Geschichte des Christentums wie des spanischen Volkes.

Aber nach diesem ersten erschütternden Rundblick findet sich doch mehr erhaltenes und sich wieder zum Leben emporringendes originales Kulturgut, als in seiner tatsächlichen geopolitischen Wirksamkeit und Bedeutung im Abendland bekannt genug ist. (Es gehört zum Arbeitskreise der Zeitschrift für Geopolitik, diese Erscheinungen zu erfassen und vor Augen zu führen.) Die Regeneration der Maori auf Neuseeland, die Selbstbesinnungsstimmungen in Ostasien gehören dazu, wie auch die starke indianische Reaktion im lateinischen Amerika (Mexiko, Peru, Bolivien), die anfängt, wieder Zusammenhänge zu konstruieren und Überlieferungen aus dem Schutt zu graben. Das sind ähnliche Erscheinungen, wie sie in Mitteleuropa zur Wiederaufrichtung des Tschechenstaates geführt haben, über dessen Zukunft einer seiner Haupterneuerer, Palacky, noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts sagen konnte: „Wenn der Plafond dieses Zimmers einfällt" (das die wenigen noch vorhandenen Träger der Überlieferung umschloß), „hat die tschechische Nation zu leben aufgehört!"

Vor allem ist ein Teil von jener im Westen unterschätzten Kraft der Südseeeinschlag der japanischen Kultur und ihre Stärke und Lebenskraft, die original aus dieser Quelle stammt, nicht nur aus der chinesischen Kulturüber-

nahme, wie sie die Sinologie so gern einseitig in den Vordergrund stellt: ein Einschlag, der unbegreiflicherweise bei uns immer noch viel zu wenig gewürdigt wird, weil seine lebendige Macht viel zu lange verkannt wurde, nicht ganz ohne Schuld der Unterdrückung der Japankunde durch die Chinakunde. Gerade aus solchen Konflikten erhellt die Berechtigung auch dieser Untersuchung im Zusammenhang einer pazifischen Geopolitik, die Einbeziehung kulturgeographischer Motive, namentlich da, wo eine vorwiegend linguistische Handhabung des Gesamtwissensstoffes über ein wichtiges Gebiet dazu neigt, zu sehr an der Vergangenheit zu kleben und neuzeitliche Veränderungen unberücksichtigt zu lassen. Denn *pazifische Selbstbestimmung*, auch *als Kulturziel*, nicht nur als politisches oder wirtschaftliches Begehren, steht wirklich im Pazifik an allen Wänden geschrieben und ist an allen Küsten der Inseln und Randstaaten abzulesen, ob nun Australien sich gegen Reichsbevormundung aufbäumt, seinen eigenen Kriegshafen, seinen eigenen Kontinentalrundflug, seine eigene Handelsflotte will, oder die Philippinen ihre Unabhängigkeit und die Erhaltung ihrer Thomasuniversität, oder ob Großjapan auf dem Weg über panasiatische Kulturforderungen seine pazifischen Zukunftsziele verfolgt oder Jungchina aufsteht.

Vielfältig und verwirrt sind die Komponenten der heutigen pazifischen Kultur. Indische, zentralasiatische, paläoamerikanische, malaio-mongolische Quellen und atlantische Ausstrahlungen fließen in ihr ineinander; aber das heftigste Ferment war doch die Verjüngung und Erneuerung Japans und ihr Reflex in der Weltkultur, ihre geopolitische Tragweite, die den ganzen Pazifik umfaßte. Das nächstheftige, größere wird die chinesische Erneuerung sein. Der augenblickliche, aber wohl vorübergehende Gegensatz japanischer Synthese und gleichzeitiger chinesischer Zersetzung kam neu hinzu und wurde durch die Massenerziehung der chinesischen Studenten in Amerika vielleicht am allerschärfsten übersteigert; ein rettender Rückschlag könnte Chiang Kaisheks „Neues Leben“ sein, wenn es wirklich durchschlägt. Wenig andere Entwicklungen trugen so sehr dazu bei, die Ostasiaten ihren so lange gewahrten Bodenzusammenhang in der Kulturtradition verlieren zu lassen wie diese Entwurzelung. Doch erträgt die Zähigkeit der pazifischen Kultureigenart vielleicht sogar diese Belastungsprobe. Denn die Fähigkeit zu kulturgeographischer Symbiose ist im Pazifik uralt und festgewurzelt. Zweitausendfünfhundert Jahre haben China und Japan nebeneinander gelebt, sich gegenseitig teils direkt, teils über Korea hinweg kulturgeographisch befruchtend, bis sie sich 1894/95 zum erstenmal richtig bekriegten, auch da beschränkt und unter dem Einfluß ihrer atlantischen Infiltration – abgesehen von einer einzigen feindlichen Berührung, die Ende des 13. Jahrhunderts durch eine am Pazifik ortsfremde, China selbst überrennende Steppendynastie herbeigeführt worden war.

Kompromißbildung auf Zellenstaaten nach dem Vorbild der Staatsqualle, die bundesgenossenschaftliche Struktur in leidlichen Gleichgewichtszuständen anstrebend, ist eine uralte Lebensform der Pazifikränder und entspricht dem über-

wältigenden Raumcharakter und Ausgleichszug des großen Meeres. Selbst die temperamentvollsten Teile, die mittleren Malaieninseln, haben sich immer wieder zu ihr durchgefunden (Makassarreich, Tidore, Ternate). Aus dieser Grundeinstellung zielt auch die *aktive pazifische Kulturpolitik* von heute auf Vermittlererfolg, auf konstruktive (zusammenbauende) Leistungen. Man vergleiche nur das Einfügen Koreas ins Japanische Reich etwa mit der Irlands ins britische, der Weichsellandschaft ins polnische, Siebenbürgens ins rumänische, der Hineinzwingung Tirols nach Italien, um den Unterschied zwischen pazifischer und atlantischer Methode zu erkennen. Dennoch reagiert das pazifische Kulturgemeinschaftsgefühl weit schärfer auf die Vergewaltigung Koreas, trotz der damit verbundenen wirtschaftlichen Wohlfahrtssteigerung, als je Europa auf die Irlands oder der Rheinlande, die doch zwei seiner ältesten Kulturleiträume waren. Kulturpolitische Züge einer Entwicklung im Sinne gesteigerter Achtung vor Selbstbestimmung, in Richtung auf Selbstbestimmung zu, treten im ganzen Pazifik zutage. Sie zeigen sich in den Philippinen besonders lebendig, von denen der westpazifische Rechtsschutzverband ausging, der Inder, Birmesen, Javaner, Siamesen, Chinesen, Japaner, Philippinos vereinigt, sie sind leitend in dem klugen Handeln der panpazifischen Union unter A. Hume Ford, jetzt Owen Lattimore. Zweifellos ist die Errichtung von Mandschukuo als Pufferstaat und eigenes Kaiserreich auch ein Schritt in dieser Richtung. Es ist doch ein großer Unterschied, ob der König von Italien zum Kaiser von Äthiopien proklamiert wird, oder Kaiser Kang-Teh den Kaiser Hirohito in Tokio formal als Gleichgestellter besucht. Die Erkenntnis, daß es sich dabei um kulturpolitische Begleiterscheinungen einer weitaussehenden geopolitischen Unterströmung handelt, ist aber für uns um so wichtiger, als sie mit einer bedeutungsvollen deutschen Interessengemeinschaft gleichläufig geht, bei größerer Feinfühligkeit unserer pazifischen Politik immer gegangen wäre. Denn auch die Schantungstellung, wenn auch vielleicht ursprünglich ganz anders vorwiegend machtpolitisch gedacht, war durch die erfahrenen Kulturpolitiker, die sich dort, wie in den Schulen von Schanghai ausbildeten (ich nenne nur Wilhelm, oder v. Schab!), immer mehr in eine gewaltlose oder wenigstens den bösen Schein der Gewalt meidende *Führung zu kulturpolitischer Weiterentwicklung* der Ostasiaten übergegangen, in dieselbe Linie eingebogen, die China gegenüber die Vereinigten Staaten mit so gutem Erfolg innehielten. Schon hatte diese Führung in der deutschen Südsee, wie in Samoa, aber auch in steigendem Maße in China Anerkennung gefunden; es war eine verheißungsvolle Anbahnung, von so unabhängigen Männern wie Reid anerkannt (156), aber den Massen in Deutschland fast unbekannt. Nun ist sie durch den von den Feinden gerade der deutschen Kulturpolitik so geschickt herbeimanövrierten Ausbruch von 1914 und vor allem die völkerrechtlich ganz unvertretbare, als Präzedenzfall für andere Pazifikfremde vielleicht verhängnisvolle Austreibung der waffenlosen, friedlichen deutschen Ärzte, Missionare und Lehrer aus dem sich dagegen sträubenden China weit

zurückgeworfen. Um so wichtiger bleiben die nach einem solchen Gewaltakt immer noch erhaltenen, also wohl durch Gewalt unzerstörbaren Fäden, die durch ein die innere Schicksalsverwandtschaft ahnendes Kulturempfinden gewoben sind. An sie knüpfte eine vielversprechende Erneuerung auch der Wirtschaftsbeziehungen an.

Die Frage des Anteils der einzelnen Völker- und Staatspersönlichkeiten, auch des deutschen Anteils an der kosmopolitischen Ausstrahlung und Einstrahlung im Pazifik, der gegenseitigen Befruchtung zwischen atlantischer und pazifischer Kultur ist als geographisches Darstellungsproblem noch ungelöst. Einen Ausschnitt für Japan für ein bestimmtes Gebiet, das der geographischen Erschließung, habe ich einmal versucht (157). Gerade die Reihe deutscher Japanforscher, die etwa durch die Namen Kämpfer-Siebold-Rein bezeichnet wird, scheint mir eine verfolgbare Kurve zu zeigen: Angehen, Wende und Verdämmern kulturpolitischer Annäherung der autarkisch-endogenen Höchstkultur eines pazifischen Inselvolks in ihrem Verhältnis und ihrer Berührung mit der Weltzivilisation westlicher Prägung. Jedenfalls sind solche, durch einzelne unbestrittene Kulturträger bezeichnete kulturgeographische Symptome im höchsten Grad für jedes Volk völkerpsychologischer Durchdringung und dann geopolitischer Auswertung würdig, und für das unsere besonders, gerade weil in diesem Fall unleugbar drei Deutsche an den Marksteinen stehen.

XXIII
EIGENART DER PAZIFISCHEN WEHRGEOGRAPHIE

Wollte ein ehemaliger Frontsoldat nach vier Kriegsjahren, ein alter Generalstabsoffizier nach längerem Außendienst bei einem hauptsächlich der Verteilung der Macht auf der Erdoberfläche durch den Anteil an ihr geweihten Buch die wehrgeographischen Erwägungen so weit hinter wirtschafts- und kulturgeographischen zurückstellen, wie das hier geschieht, so müßte das bei einem der atlantischen Geopolitik gewidmeten Werke füglich überraschen, denn man würde rein wehrgeographische Betrachtungen an leitender Stelle erwarten. Im pazifischen Lebensraum dagegen braucht es nicht zu überraschen, denn der Kriegszustand aller gegen alle, offen oder versteckt, als Folge der Raffgier aller großen Mächte darin, der im atlantischen Bereich längst die Regel ist, war im pazifischen bis vor kurzem eine Ausnahme und könnte es dort wieder werden, falls es gelingt, den atlantischen Mächten, die noch Fremdgewalt darin ausüben, durch Zusammenwirken der Anlieger die Krallen zu beschneiden. Japan, das so oft des Militarismus beschuldigt wird, hatte $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderte Frieden gehalten, bis es Amerika und der Westen lehrte, sich durch Abwehrstöße seinen Lebensraum zu sichern. Die „gelbe" und die Kriegspresse der Vereinigten Staaten haben ihren Sitz auf der atlantischen Seite, ebenso wie die sie anfeuernden Geldmächte, und beider Drahtzieher regieren sie von Wall-Street aus. So paradox es klingt, war China, trotz seinen fast 2 Millionen schlechtbezahlter Soldaten, vor der Erneuerung der Heeresorganisation durch Chiang Kaishek, die in ihrer Grundstimmung am meisten gewaltabgeneigte unter den großen Mächten der Erde.

Wer schon vor Jahren die möglichen Gefahren im größten Meer der Erde dargelegt, aber auch gleichzeitig damals schon die Möglichkeit ihrer friedlichen Entspannung betont hat (162), darf eine solche Gegenüberstellung machen, jedenfalls eine reinlichere Scheidung zwischen Krieg und Frieden im Pazifik als Tatsache behaupten. Es ist nicht nur das Wehrgewicht der trennenden Weite allein, das dafür sorgte, wenn es auch sicher ein wirksames geopolitisches Motiv ist. Zugegeben sei, daß es dem nicht Ortskundigen oft nicht leicht fällt, bei solchen trennenden Weiten zu unterscheiden, was wirkliche Spannung ist, und was nur um des

gegenseitigen Überschreiens willen über ein Weltmeer weg so laut verkündet wird, wie etwa in Büchern vom Schlage von „Peace or war East of Baikal?", „Must we fight Japan?", oder Ishimaru: „Japan must fight Britain" u. a., was also, herb gesagt, dem wehrgeographischen Marktgeschrei zugezählt werden muß. Es ist ein Ruf auf weite Entfernung („it is a far cry!") von San Francisco nach Tokyo, von Vancouver nach Hongkong, von Wladiwostok nach Singapore und Sidney, von den pazifischen Dominien nach Simla und London. Die Versuchung des Einanderüberschreiens liegt nahe, um nur überhaupt mit dem wesentlichen Inhalt des Gesagten jenseits vernommen zu werden. Das muß also bei aller pazifischen Wehrliteratur abgezogen werden; aber auch die Ausgleichsfernen, die größere Bewegungsfreiheit, der weitere Ellenbogenraum müssen in Rechnung gestellt werden. Wie die reinlichere Scheidung zwischen Friedens- und Kriegszustand hängt damit auch die zwischen wehrgeographisch aktiven, hochempfindlichen und passiven, apathischen Räumen zusammen. Dies alles schafft weite Spannungen, die nur das ganz hochwertige Kriegs- und Nachrichtenwerkzeug, der windschnelle Kreuzer, das Typenschiff ersten Ranges in homogenen Geschwadern überwindet, die aber die Masse nicht leicht überwinden kann. Diese gewinnt ihrerseits ein furchtbares Abwehrgewicht im Gegenstoß, aus der Kürze des Hebelarms und der Nähe ihrer Stützpunkte gegenüber einer Angriffsmacht, die von jenseits der Weite und fern von ihrer Basis „mit leeren Bunkern und vollen Kielen" ankommt. Ein Beispiel dafür ist die Amokfahrt des zweiten und dritten russischen pazifischen Geschwaders nach Tsushima (158).

Diese Lage zwingt alle beteiligten Staatsformen, ihre wehrgeographischen Probleme als Ganzes, nicht nur in ihrer wehrtechnischen Seite, sondern auch in ihrer völkerpsychologischen, wirtschaftlichen, geldtechnischen zu durchdenken und die Möglichkeit des Durchhaltens nach so verschiedenen Faktoren wie Volksstimmung, Ölvorräten, Bodenschätzen usw. vorher zu prüfen. Das kühlt ab und macht zu mageren Vergleichen geneigter als zu fetten Prozessen, wie Frankreich sie als typisch atlantische Macht von jeher bevorzugt. Dieser Zwang des wehrgeopolitischen Durchdenkens eines gesamten Konfliktkomplexes macht ganze Bevölkerungen und Volksvertretungen nachdenklich und nüchtern. Nicht nur einzelne Ressorts, Kasten, Spezialisten, Dynastien überprüfen die Wehrmöglichkeiten und entscheiden darüber nach ihrer doch oft einseitigen Einstellung. Die Riesenräume des Pazifik erzwingen im ganzen Umzug geopolitisches Denken der verantwortlichen Massen, dem freilich oft blitzschnelles Handeln, tödlich scharfe, auf kurze Kriege zielende Feldzugseröffnungen folgen: fast alle pazifischen Kriege beginnen ohne Kriegserklärung! (Vgl. Mandschurei 1931.)

Die Wehrgeschichte der Nordschwelle, so weit zurück es überhaupt eine solche gibt, ist bestimmt durch das Auftreten, Vorschieben und Zurückbilden Rußlands längs des ganzen Randes der arktischen Ökumene (vgl. Kap. X). Als der Pazifik mit seiner Gesamtfläche über die Bewußtseinsschwelle des Abendlandes

trat, da war sein ganzer Nordrand in russischer Hand, was heute leicht vergessen wird. Russische Macht mit ihren Rechtsansprüchen spannte sich vom Amurland über den Gewölbeschluß der Beringstraße und Alaska hinweg bis an die spanische Macht in Californien heran. Alles Ringen der Angelsachsen um die nordöstliche und die nordwestliche Durchfahrt schien zunächst nur auf russische Rechte hinzuführen und in ein Mare clausum hineinzustoßen, verschlossen durch natürliche Schranken, wie Inselkränze und Eisbedeckung, oder durch völkerrechtliche Bindungen. Die heutige russische Stellung am Großen Ozean ist ein ausgesprochenes Rückzugsstadium, trotz dem Wiedergewinn von Wladiwostok. Kaum eine Tatsache beweist das mehr als der Griff Kanadas nach dem Wrangelland, der nie gewagt worden wäre, solange noch das Zarenreich seine Nordküste behütete. Daß Tschita ein unmöglicher Pufferstaat war, ist von den Sowjetgewalthabern richtig erkannt worden: östlich vom Baikal ist ein solches Gebilde den Ostasiaten gegenüber nicht lebensfähig, weder wehr- noch verkehrs- und wirtschaftspolitisch. Die Amurbahn wirkt in ihrer unnatürlichen Führung abseits vom Strom wehrgeographisch wie ein Sichvorbeistehlen am Rande des Unbewohnbaren, an einer 1904/05 schon gefallenen Entscheidung vorüber.

Wladiwostok aber, zeigt es nicht wehrgeographisch geradezu in vollendeter Form die Einkapselung einer Wachstumsspitze? Schon 1905 hielt es drei Armeekorps gegen ein leichtes Kreuzergeschwader fest – aber eigene Armeekorps der Russen, in Umkehrung des Zweckes einer Festung, mit Minderheiten Raum gegen Mehrheiten zu halten! Wie ein gesunder Baum einen schädlichen Einfluß überwallt, so verfuhr Ostasien hier mit „Zwing-Osten": es wurde von 1922 bis 1932 entgiftet, entfestigt, wie Port Arthur, seiner Bedeutung als Wachstumsspitze völlig entkleidet. Also Rückzugsstadien auch da, von wo aus der Osten bezwungen werden sollte, bis seit 1932 die Zwingabsicht neu auflebte! Port Arthur und Dalny heißen heute wieder Ryojun und Dairen; Masampo-Tsushima, einst russische Überwinterstationen, sind der Kern eines japanischen Abschlußringes der Japansee. Nordsachalin ist eine wehrgeographische Blöße, so oder so ein „weißer Elefant" für den Besitzer, trotz seinen Wald- und Bodenschätzen (Kohle, Öl), seinen Fischereigründen und darin liegenden wirtschaftlichen Werten. Ein halbwegs seestarkes Japan wird es immer mit wohlfeiler Blockade als Pfand nehmen können, wenn es russisch bleibt; ein wieder erstarkendes Rußland mühelos Expeditionen dahinwerfen können, wenn es ganz japanisch wird. Kondominien aber sind Pandämonien, wie ein Brite von den Neuen Hebriden sagt, wo man diesen Zustand in gegenseitigem Reiz zwischen England und Frankreich ausprobiert und damit eine reiche Inselgruppe in halbkünstlichem Ruin hält. Sachalin ist also das typische Objekt eines wehr- und wirtschaftsgeographischen Ausgleichs und ist, nüchtern gerechnet, für Japan wertvoller als für Rußland. Heute kreuzen sich wehrgeographisch schon japanische Fischerei- und amerikanische Bergbauinteressen in Kamtschatka. Japan sollte bedenken, ob es nicht

wehrgeographisch einem **Puffergebiet** hier einmal gerade so nachtrauern wird, wie vielleicht dereinst dem deutschen in Schantung und in der Südsee. Augenblicklich aber gehört die noch vor einem Menschenalter so spannungsvolle Nordschwelle zu den wehrgeographisch passiven Zonen, abhängig von der Entwicklung in Ost und West.

Ein Blick auf die **Wehrgeopolitik** des pazifischen **Ostuferwalls** zeigt eine seltsame Verzahnung als wesentlichen Zug der nordamerikanischen, angelsächsischen Wehrgeographie. Ihre Abgrenzungen sind zum Teil spanisches und russisches Erbe, aber die ganze 2000 km lange, wehrtechnisch unmögliche kanadisch-amerikanische Grenze, die nun hundertjährigen Friedensbestimmungen längs der Seen, wie das für irgendeine Form der Gewaltauseinandersetzung ganz abenteuerlich geformte „International boundary“ an der Juan-de-Fuca-Straße (Skizze), zeigen klar, daß die beiden Angelsachsenreiche hier nicht mehr Krieg führen könnten, sogar wenn sie es wollten. Die Rechtsverhältnisse der Grenze sind an sich eine atlantische Auswirkung: ihre Entstehung war noch von Kriegsdrohungen umwittert („Fifty-five or fight“!). Aber, als sie einmal rein geographisch verlegt war, da führte das streifenhafte Durchstoßen der atlantischen angelsächsischen Mächte an das pazifische Gestade wunderlicherweise wieder zur Aufrichtung von unterstaatlichen Gebilden pazifischen Typs, mit der charakteristischen uferparallelen, meridionalen Längsachse: Alaska, Britisch-Columbia, Californien. Die wehrgeographischen Fugen dieser Küstenbauten, Juan-de-Fuca-Straße, Niedercalifornien und Coloradomündung, sind Auswirkungen atlantischer Grenzführungs- und Landverteidigungsmethoden, wie übrigens auch weiter südlich die in der Panama- und Nicaraguazone. Nur die Tacna-Arica-Bruchstelle ist ausschließlich pazifischer Herkunft; und sie ist durch ein echt pazifisches Kompromiß einer Heilung zugeführt worden: durch die Nutzung des Hafens Arica durch Bolivien. Der Südamerika so lange in Atem haltende chilenisch-argentinische Grenzstreit, durch ein englisches Schiedsgericht (Holdich) beseitigt, trägt wieder die Spuren atlantischer Herkunft und allerdings in diesem Fall besonders verständnisvoller atlantischer Eingriffe. Über den ganzen Ostuferwall wird das einigende Eisenband der geplanten amerikanischen Längsbahn eine Friedensklammer ziehen, die schwer zu sprengen sein wird, andererseits allerdings der finanziellen Durchdringung und ihren Reibungen zahlreiche neue Kanäle öffnen dürfte. Ist so die Wahrscheinlichkeit wehrgeographischer Verwicklungen am Ostufer gering, teils durch die Raumweite, teils durch das vermittelnde Wirken der panamerikanischen Verbände und Einrichtungen, so findet sich offenbar auch das **Westufer des Pazifik**, das ostasiatische, wieder mehr und mehr zu seiner so lange bewährten Eigenart zurück, die das Ozeanische vom Kontinentalen reinlicher scheidet und bewaffnete Auseinandersetzungen möglichst vermeidet. Tatsächlich hatte sich, nach einem zu weit vorgewagten Übergriff während des Krieges, den sog. 21 Forderungen in 5 Gruppen an China, Japan bis 1931 in eine Rolle

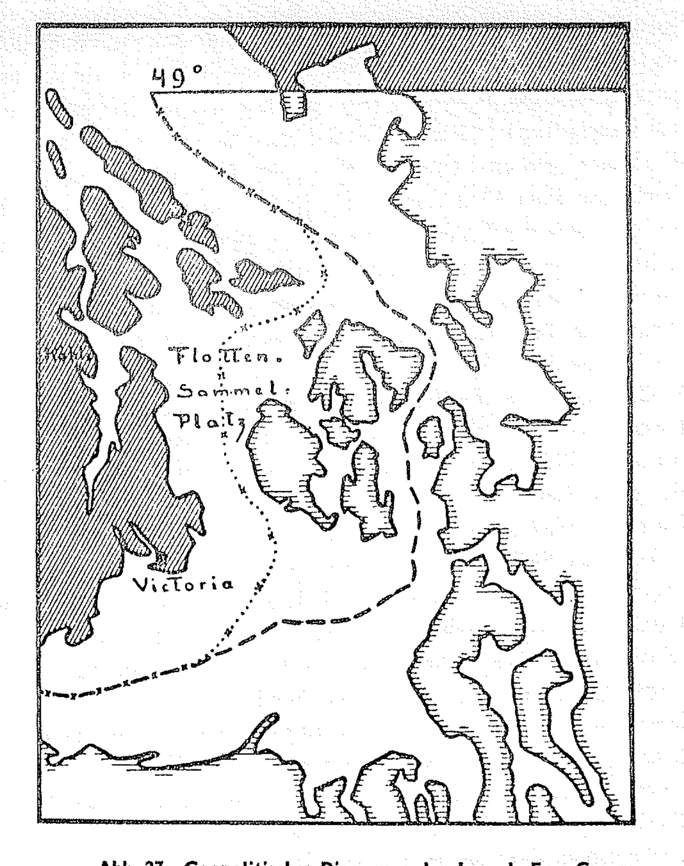


Abb. 27. Geopolitisches Diagramm der Juan-de-Fuca-Grenze

Das Diagramm veranschaulicht das pazifische Ausstreichen der kontinentalen Kompromiß-Komponente des anglo-kanadischen und U.S.-amerikanischen Vordringens an den Pazifik. Der Ausgleich fand zwischen dem Ausschaltungsanspruch der Vereinigten Staaten bis zum 55. Grad („fifty five or fight!“) und dem in gerissener Linie gezeichneten Grenz-Anspruch der britischen Seegewalt Theorie statt, zu Gunsten einer wirklichen Grenzführung (punktierte und gekreuzte Linie), die entsprechend der Küstenschutz-Rechtsauffassung der Vereinigten Staaten läuft, aber auch von dem Zurückdrängen Kanadas an die Grenze der Anökumene mit dem 55. Grad absieht und sich auf den 49. Grad einigt.

höchster Geduld mit seinen Festlandnachbarn hineingespielt. Es läßt den Festlanddruck, den starken wehrgeographischen Blutdruck der chinesischen Küste gegen die fremden Wachstumsspitzen wirken, aber es hat sich ihm in der Schantungfrage selbst gefügt. Es wird nur sicherlich in der **Mandschurei** innerhalb der südmandschurischen Bahnzone und der großen nordmandschurischen Wasserwege unter allen Umständen den Fuß beim Male halten; und hier allein ist eine, zu Anfang 1923 akut gewordene Reibungsfläche zwischen den beiden ostasiatischen Mächten, die 1931/32 Feuer fing.

Sonst aber ist die Wehrnatur der ostasiatischen Inselbogen-Lebensformen mehr auf Vertiefung in den eigenen Boden gestellt, auf höchste Abwehrleistung

bei kurzen Angriffsstößen auf einen Gegner, dem man das Odium des Angriffs um jeden Preis zuschiebt, also mehr auf Verteidigung als auf militärische Expansion, die Japan ozeanwärts noch nicht über die Vereinbarungen von Washington hinausgetragen hat, an die es allerdings nur bis Ende 1936 gebunden war. Es konnte jederzeit beweisen, daß es der Abrüstungsidee zufolge prächtige Neubauten seiner Flotte abgewrackt, 45000 Mann nach Hause geschickt und 11000 Pferde der Landwirtschaft zurückgegeben hat, und auch erklären, daß es bereit sei, in der gleichen Richtung weiterzufahren, wenn die andern ebensoviel von ihrer Friedenspräsenz abgezogen haben würden und wenn es wieder an die Reihe käme. Der gleiche Zug der Selbstkonzentration leitet die Philippinen und die Sundareiche. Es ist sicher förderlich für den Frieden, daß die sämtlichen großen Staaten des Pazifikrandes (abgesehen von China mit seinen 1–2 Millionen unverdauter Krieger) ungefähr dieselben Zahlen sofort verfügbarer Wehrmacht zur Defensive bereit haben. Da also nirgends durch Überrumpelung auf den ersten Schlag überwältigende Erfolge zu erhoffen sind, liegt auch in dieser Gleichheit sicher ein beruhigendes Motiv.

An dieser Stelle muß über Japans so viel verkannte wehrgeographische Eigenart ein Wort gesagt werden. Es fühlt sich immer noch als Binnenmeerfestung, nachdem es seine 2000jährige Geschichte über die zähe Abwehrkraft seiner Inlandsee belehrt hat, und hat sich eine fast nervös zu nennende wehrgeographische evolutionäre Elastizität bewahrt, die wehrgeographische Motive immer nur im Rahmen des Gesamtkomplexes der staatlichen Lebensform zu sehen gestattet. Es ist dafür kennzeichnend, daß eine der wichtigsten, durchaus gleichberechtigt neben Kriegsministerium und Generalstab stehende Einrichtung die militärische Erziehungsinspektion ist, die sorgfältig darüber wacht, daß die Fühlung zwischen dem Gesamtvolk und der Heeresmaschine nicht verlorengehe. Man weiß also dort genau, daß der Gesamtkomplex auch eines in Waffen starrenden Staates nur so stark ist, als sein Locus minoris resistentiae, sein schwächstes Organ, sei es nun Parlament, Ölvorräte, Fliegerwaffe oder Goldreserve. Indem man den Kontrast zwischen englischer und deutscher Staatsidee – die Ressortspaltung, das Nacheinander geistiger Strömungen in Deutschland bis 1932 gegenüber dem Nebeneinander, der Improvisationsschwäche in England – wohl beachtete, hat man deshalb auch in der Wehrkunde eklektisch ein Kompromiß zwischen beiden gesucht, eine auswählerische Synthese gepflogen. Dadurch erklärt sich die vorübergehende Abrüstungsfähigkeit, dem Einfluß der ritterlichen Samuraierben zu Trotz, die Ergänzung von Staatsbetrieb und Industrieumstellung, auch die Tatsache, daß man die Kriegsarbeiter zum großen Teil so glatt wieder auf das Land zurückverpflanzen konnte.

Das Zusammenspiel von Heer und Flotte, durch das Bindeglied einer ausgezeichneten Küstenbefestigung und einer beiden Zwecken dienenden Schwerartillerie wird durch Japans pazifische und amphibische Daseinsbedingungen

erzwungen. Genaue Zahlenangaben von Einheiten finden sich im Militärwochenblatt (159) und den einschlägigen Jahrbüchern; sie besagen aber weniger, als der Laie glaubt, denn weit wichtiger ist, daß die Gesamtorganisation elastisch funktioniert.

Der noch am meisten kolonialgeographisch betonte Wehrgedanke im Pazifik umschwebt, neben Manila, Singapore, die Löwenstadt. Der indopazifische Schlüsselpunkt ist die Straße von Malakka, und der Ausbau zu einer Seebasis ersten Ranges konnte nicht verfehlen, in Niederländisch-Indien als gleichzeitig beruhigendes und mahnendes Sinnbild der Überschattung durch England, in Australien als Seelenstärkung zu wirken. Singapore ist geradezu ideal als Sammelpunkt der Seemacht im Pazifik für den Anlieger der dritten Seite – darin hat der „China Telegraph" recht (160). Es ist reich von der Natur für diesen Zweck ausgestattet. In den geschützten Räumen von Blakan Mati Island im NO hat die künftige Flottensammelstelle eine Durchschnittstiefe von 10 Faden, über 18 m; Keppel Harbour mit seinem Wellenbrecher gewährt vollen Schutz gegen alle Wettertücken; doch genügt seine Tiefe nicht für ganz große moderne Schiffe, und deshalb enthielt der Admiralitätsentwurf einen teuren Baggerplan. Die alten Tanjong-Pegur-Docks können freilich nur leichte Kreuzer aufnehmen, das große Kings Dock aber jedes neue britische Schlachtschiff mit einziger Ausnahme des „Hood". Die neuen Docks sollen dauernd werden, aus massivem Stein- und Mauerwerk. Ergiebige Ölfelder sind auf Reichweite und für einen gewaltigen Heizstoffvorrat sind lokale Vorkehrungen getroffen. „Angesichts des großen Wechsels im Seemachtgleichgewicht seit dem Krieg ist der Singaporeplan sicher etwas sehr Gesundes", meint ein berufener Vertreter des englischen Macht- und Wirtschaftsimperialismus. Diese gute Meinung von Singapore halten auch wir für wehrgeographisch richtig: im Zusammenwirken mit Hongkong, Port Jervis und Esquimault, und mit dem was Neuseeland seinerseits hinzuzufügen nicht versäumen wird, kann es seine Schuldigkeit tun. Es wird nicht gut mit unfreundlichen Absichten an Singapore vorbeizufahren sein; aber wer sollte sie auch haben – Franzosen, Amerikaner, Japaner? Frankreich ist in Indochina und in der Südsee wehrloser und angreifbarer als es Deutschland war; das sagte schon eine bei der Einkreisung aufgetretene japanische Denkschrift von Kodama.

Die wehrgeopolitische Eigenart der australischen Commonwealth und Neuseelands spiegelt im kleineren Rahmen den kontinental-ozeanischen Gegensatz zwischen China und Japan wieder. Beiden gemeinsam ist aber in seltsam befangenem wehrpolitischen Denken das Streben nach einer Inselschutzzone, einem Puffer gegen die tropischen und subtropischen Rassenstaaten der Nachbarschaft. Infolgedessen zeigt sich ein verhältnismäßig großes Schutz- und Anlehnungsbedürfnis, nach anfänglichem Egoismus, aus dessen Überwindung sich der Anteil beider Staaten am Weltkrieg und ihre relativ hohe Leistung darin erklärt. Daher 1923 das Streben, Port Moresby auf Neuguinea als pazifische

Reichsflottenbasis an Stelle von Singapore zu schieben. Auch hier wird noch einmal das Wegfallen der deutschen Pufferzone bedauert werden.

Es ist belehrend, mit welch kühler Offenheit und naturwissenschaftlicher Nüchternheit die Daseinsfragen der Commonwealth erörtert werden, was in der Öffentlichkeit besonders ausgiebig geschah bei der Gründung der Bundeshauptstadt Cánberra und des Bundeskriegshafens Port Jervis samt der sie verbindenden Bahnanlage, dann 1935/36 von Minister Hughes. Bei diesen Gründungen wurde übrigens schon bei der Auswiegung des Bevölkerungsschwerpunktes und wehrgeographischen Erwägungen einem in absehbarer Zeit wenig wahrscheinlichen Anschluß von Neuseeland Rechnung getragen. 145 000 Mann, ein Drittel mehr als dem rings von Feinden umgebene Deutschland „erlaubt" wurde, hält Australien mit einem Zehntel der Einwohnerzahl Deutschlands, rings vom Meer umgeben, zu seinem Schutz für nötig; und das erste Gebäude, das ein sozialistisches Ministerium in der neuen Hauptstadt weihte, war die weithinragende Kriegsschule hoch über der neuen Stadt. Dazu kommt vor allem eine Entwicklung der Luftverteidigung.

Fragen wir auch auf dem westpazifischen Ufer nach den Hauptreibungsräumen, so begegnen uns die natürlichen geographischen Bruchfelder der Mandschurei zwischen Nord- und Ostasien und das Australasiatische Mittelmeer, in dem die englische wehrtechnische Einkreisung um das reiche, wehrpolitisch unhaltbare Insulinde erst bei schärferem Zusehen auffällt. Diese Umrahmungspolitik Englands bedeutet einen latenten wehrgeographischen Druck gegenüber dem niederländischen Sundareich, zum Schutz auch der durchführenden wichtigen Seehochstraßen mit der neu ausgebauten, 1935 vollendeten Basis Singapore-Johore-Kanal. Diese zwei Überschneidungen der Vereinigten Staaten über Hawai—Guam—Yap gegen die Philippinen und über Palmyra gegen Tutuila könnten auch interne angelsächsische Gefahrlinien sein; aber in der Guam- und Yapfrage sind, wie einst in denen von Samoa und Palmyra, große Übertreibungen mit unterlaufen. Eine Prüfung der wirklichen Stärken, der Frage, wie groß der Schaden der pazifischen Inselmächte bei einem Zusammenstoß gegenüber einem immer sehr zweifelhaften Gewinn gewesen wäre, hätte nüchterne Betrachtung darauf führen müssen, daß Europa die Spannung zwischen den pazifischen Seemächten mit Vergrößerungsgläsern gesehen hat.

Ganz im Gegensatz dazu ist Deutschlands gefährdete wehrgeographische Lage als Anrainer im Pazifik vor dem Kriege nie im richtigen Licht gesehen worden. Man hatte bei uns immer zu sehr nur die Kriegskarte von Europa vor Augen; zu selten, wie die Gegner immer, die Wehrkarte der ganzen Welt, die schon vor dem Aufbrennen der Gefahr ihre volle Größe hätte zeigen können, und so oder so zu einer ernsteren, darum sicher nicht minder heroischen Einstellung hätte leiten müssen — jedenfalls den Glauben an eine kurze Kriegsdauer ad absurdum geführt hätte. Wägt man die Unmöglichkeit der Lage der deutschen Streitkräfte

in ihrem leichtverschanztem Seebad Tsingtau und ihrem wehrlosen Inselreich, so ist ihr heldenhafter Abzug eine rühmliche Leistung und nirgends mit Unehre belastet, wie der Waffenstillstand im Wald von Compiègne und die Fahrt nach Scapa Flow. Aber freilich, daß man diese Kräfte solchen wehrgeographischen Möglichkeiten ausgesetzt hat, wie sie bei weniger hervorragenden Helden- und Führerleistungen hätte eintreten können, das ist vernichtend für die geopolitische Einsicht derer, die verantwortlich waren für das Steuerruder eines an jeder einzelnen Stückpforte so gut bemannten Schiffes. Die einen meinten wohl, ohne ein lebendiges Weltbild, aus dem Notizbuch, von Hinterstuben der Wilhelmstraße

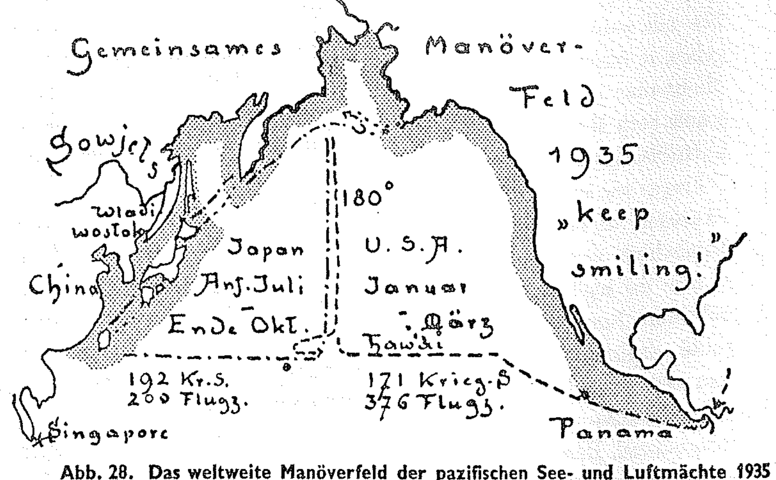


Abb. 28. Das weltweite Manöverfeld der pazifischen See- und Luftmächte 1935

aus die Welt lenken zu können, während die anderen eifrig an der Rampe spielten, ohne sich über die Hintergründe und Versenkungen klar zu sein.

Masse und Raum wären eben im pazifischen Gebiet ganz anders einzuschätzen gewesen: größer war die strategische Armfreiheit, aber nötiger auch Handeln auf lange und weite Sicht. Diese weite Auffassung des Kräftebildes, aus der heraus noch zu Beginn des Weltkrieges in Ostasien verzweifelte Versuche gemacht worden sind, das Gegengewicht gegen Angelsachsen, Russen und Gallier nicht zerschmettern zu lassen (Sunyatsen, japanische Deutschlandfreunde), begegnete weder gleicher Entschlußfähigkeit noch gleicher Handlungsfreiheit der beamteten Vertreter der gefährdeten mitteleuropäischen Macht. Selbst nach dem Kriege hat diese lange Zeit, bis zur Reichserneuerung durch Adolf Hitler, das relative Wehrgleichgewicht des großen Raumes, den Ausgleich von Machteinheiten durch die Hebellänge nicht begriffen, die konstruktiven Züge in der Wehrpolitik von Washington nicht erkannt. Vergeblich waren Admiral Hollwegs Versuche, durch seine sachkundigen Aufsätze in der „Deutschen Allgemeinen Zei-

tung" die öffentliche Meinung aufzurütteln, war das Eintreten von Hans Meyer, von Gouverneur Schnee, der leitenden Männer der deutschen Südseefirmen für das verlorene Südseereich. Die Wehrgeographie des größten Meeres fand in dem kleinräumig zersetzten Deutschland kein Interesse und kein Echo mehr, bis 1933 den Umschwung brachte. „Nie wieder Krieg!" sagte es in seiner Mehrheit! Als ob das von Reden und Mehrheitsbeschlüssen in Deutschland abhinge! Warum hat England viele Goldmillionen £ in die Riffe von Singapore versenkt und in Docks und Flugzeugen angelegt? Warum bestücken die Vereinigten Staaten Dutch Harbour, Pago-Pago, Pearl Harbour, Manila und die Ufer des Panamakanals? Warum starren an der japanischen Küste die langen Geschützrohre zwischen Tempelhainen auf die See hinaus? Und warum ist der Sozialismus Australiens und Neuseelands opferwilliger für Wehrzwecke, als es einer vom demnächst kommenden Weltfrieden überzeugten sozialistischen Regierung geziemt?

XXIV

POLITISCHE BILDUNGEN ALS GEOPOLITISCHE DRUCKMESSER UND SCHÜTTERZEIGER DES PAZIFISCHEN LEBENSRAUMS

Die geopolitischen Manometer und Seismographen (Druckmesser und Erschütterungszeiger) des pazifischen Lebensraums wird der uns bisher gefolgte Leser räumlich ohne weiteres suchen: 1. in ihrer deutlichsten Ausprägung in den Lebensformen der austral-ostasiatischen Zerrungsbögen: Japan, Philippinen, Australien; 2. mit einigen besonders für Fernbeben feinfühligen Instrumenten in den äußersten, gerade noch pazifisch beeinflußten Randgebieten des Erdraums gegen die großen Festländer zu, also in den eurasischen Wasserscheidengebieten gegen die Monsunländer und in der großen pazifischen Scheide Amerikas; 3. noch in den Wachstumsspitzen. Wir möchten dabei, die zuerst genannten prüfend, einen Unterschied zwischen unmittelbar belasteten Druckmessern machen, d. h. solchen Gebilden, die selber unter Druck stehen, unter ihm zerbrechen, oder ihn aushalten und schließlich überwinden, und jenen anderen, die man eher als Fernbebenweiser verwenden könnte. Diese haben eine solche Fernfühligkeit für politische Druckveränderungen an anderer Stelle — nah oder fern — und zeigen diese so fein an, daß man diese Werkzeuge selbst gar nicht unter Druck zu bringen braucht oder auch nicht zu bringen wagt, weil sie bei unmittelbarer Berührung sofort zerbrechen oder explodieren würden.

So etwa ist es zu verstehen, wenn wir innerhalb der selben großartigen Naturerscheinung der Zerrungsbögen als geopolitische Druckmesser ersten Ranges so verschiedene politische Bildungen betrachten, wie das stolze, nie von einem Feind betretene Inselreich von Dai Nihon einerseits, andererseits die Philippinen, die reiche, am längsten in Ostasien, ja im Pazifik ihrer Selbstbestimmung beraubte Lebensform mit einem dennoch bewiesenen Recht auf Eigenleben, und endlich die australische Commonwealth, als wichtigste pazifische Anpassungsform des anglo-pazifischen Systems darin.

Um Fernwirkungen nach außen zu erkennen, werden wir fernerhin mit Nutzen da Umschau halten, wo der pazifische Einfluß in andere Räume hinein verzittert.

Von den Rändern des Pendschab über Szetschwans Umrandung und die Ordosscholle zum Amurland reicht die äußerste pazifische Schütterzone gegen den mittleren Osten und Norden des eurasischen Festlandes. In der Neuen Welt verläuft sie längs der Wasserscheiden der Westzuflüsse der Hauptströme des mittleren Nordamerika und der atlantisch beeinflußten Ostsäume von Columbia, Ecuador, Peru, Bolivia, also zwischen mittleren und fernem Westen. So ist keine der am Pazifik beteiligten amerikanischen Lebensformen ganz ohne ein auch dem Atlantischen Ozean zugeneigtes Doppelgesicht, außer Chile in seinen lebenswichtigen Teilen; und sogar dieser, sonst rein pazifische langgestreckte Küstenstaat hat seinen atlantischen Durchbruch an dem Magellanes-Territorium.

Unter den ortsentstandenen pazifischen Staatsreinkulturen ist aber nur Japan in seiner bodengewachsenen Lebensform wenigstens äußerlich in Machtfragen vom Atlantik und Festland her unberührt geblieben; im inneren Gefüge allenfalls noch das Miniaturinselreich von Tonga. Japan allein vermag also als einziger bisher von fremden Druck selbst verschont gebliebener Druckanzeiger zu dienen. Der schwerste Dauerdruck aber lastet am längsten auf dem Nachbarraum der Philippinen. In beiden Inselräumen stehen also die größten politischen Gegensätze fast in Nachbarfühlung, und andere Fernwirkungen der mächtigsten Inselreiche und der wuchtigsten Festlandmächte gesellen sich hinzu. Aus diesen Gründen dürfte der Druckzeigerwert des japanischen Staatswesens auf der Erde unbestritten sein; fast unerreicht ist seine bis zum telepathischen Wunder gesteigerte Fernfühligkeit für auch nur mögliche Gefahren seiner Selbstbestimmung und seine beneidenswerte Fähigkeit, in Fällen, in denen es solche Gefahren empfindet, der Erhaltung der Selbstbestimmung alle anderen Lebensfunktionen unterzuordnen, wie es G. E. Uyehara (161) in der Einleitung seines „Political development of Japan" völkerpsychologisch treffend schildert. Da ich aber schon in anderen Büchern (162) diese Eigenart des japanischen Staatskörpers ausgearbeitet habe und fürchten muß, mich zu wiederholen, wenn ich zu sehr darauf verweile, darf ich auf diese Arbeiten verweisen und die betonte Seite hier nur durch zwei jedem deutschen Einfluß ganz fernstehende Belege eines angelsächsischen und japanischen Zeugen erweisen.

Als „Japan's problem" faßt J. W. Robertson Scott („Review of Reviews" Juli 1922) Japans Schicksal mit dem geopolitisch verwandten und doch in wesentlichem so verschiedenen des anderen großen Inselreichs England, geopolitisch vergleichend, besonders gut zusammen. Er ladet den britischen Beobachter ein, im Geiste die Lage beider Völker zu tauschen; „... die zwei kontinentalen Gegenländer Japans, China und Rußland, haben das Achtfache seiner Volkszahl und sind unvergleichlich reicher an natürlichen Hilfsmitteln ... dazu waren fast alle bedeutenden Mächte der anderen Hemisphäre mit wenig Ausnahmen angreifend über See gekommen, und hatten sich Landstücke nahe seiner Küste angeeignet ... Über den Pazifik blickend, sah Japan, wie der Westen es auch

von dort einkreiste, ja Amerika hatte über den Großen Ozean weggegriffen und sitzt in den Philippinen, keine hundert Meilen vom japanischen Land".

„Ist es ein Wunder, daß ein Volk, das sich in einem kurzen halben Jahrhundert in staunenswerter Weise wieder erhoben und neu aufgebaut hat, das stolz ist auf einen ungebrochenen Rekord von Unberührbarkeit, das seine Kraft fühlt und seiner Fähigkeiten sich bewußt ist, eine tiefe Empfindung für seine Sendung haben muß, und sich in dieser Sendung in Asien durchkreuzt und gehemmt sieht? Noch mehr, die Japaner haben das Gefühl, nicht nur gehemmt, nein, erstickt zu werden!" (Ganz wie die Deutschen auch! D. Verf.) „Sie haben das Gefühl, in eine Lage hineinmanövriert zu sein, in der es keinen Sinn für sie hat und keine Freiheit für sie gibt, mit ausreichender Selbstbestimmung und Besinnung nach eigener freier Erwägung ihr Schicksal auszuarbeiten, gemäß ihrer Rassenüberlieferung, ihren Neigungen und Daseinsnotwendigkeiten."

„Die westliche Welt hat unwissentlich (? D. Verf.) eine Lage für Japan geschaffen, aus der – unter den gegenwärtigen Weltdaseins-Bedingungen – für viele Japaner kein Weg des Entrinnens mehr offen erscheint" (darin eben wäre eine zu ergreifende Schicksalsgemeinschaft gewesen! D. Verf.). „Es ist dringend nötig, mit äußerster Offenheit zu sprechen. Aber es hat nicht viel Zweck, wenn wir nicht wissen, woher seine ‚shortcomings', seine Unzulänglichkeiten, wenn man so will, kommen, wenn wir nicht realisieren, daß für nicht Weniges, das auch in diesem Fall nicht so gegangen ist, wie es hätte gehen sollen, westliche Völker nicht wenig verantwortlich sind. Wir haben also eine reichlichere Kenntnis des Fernen Ostens dringend nötig. Aber Kenntnisse ohne Intuition (Vision!) waren immer eine der größten Gefahren der Welt."

„In der einen oder anderen Richtung hat sich Japan in China, Korea und Sibirien schlecht benommen. Aber es ist eitel, nur über Japan zu schimpfen. Was ist denn die elementare natürliche Tatsache? Japan liegt nun einmal im Pazifik. Es ist einmal China quer vorgelagert. Es erstreckt sich zwischen China und Amerika hinein, auf drei Tagfahrten von Australien und eine kurze Reise von Indien. Was ist nun dabei praktisch zu tun?" (So fragt die britische angewandte Geopolitik, nachdem sie sich die an sich unerwünschte Lage einmal klar gemacht hat! D. Verf.) „Offenbar haben wir es abzulehnen, daß man in eine unfreundliche Haltung zu Japan hineingezogen wird! In eine Haltung, die nur den Reaktionären in Japan in die Hände spielt und das entschlossene Vorrücken jener fortschrittlichen Elemente hindert, die sich bereits sichtlich Bahn gebrochen haben. Es ist unser Interesse und, auf Grund unserer breiteren Erfahrung, unsere Pflicht, nichts ungeschehen zu lassen, was wir tun können, um aus Japan einen möglichst guten Nachbarn zu machen. Es ist unsere Aufgabe, Japan bei seinem Suchen nach Abhilfe für seine Sorgen (worunter er hauptsächlich den Bevölkerungsdruck versteht! D. Verf.) im Einklang mit seiner Lage im Fernen Osten zu helfen."

„Wir finden, daß in den letzten Jahren die englisch sprechende Welt einen bemerkenswerten Erfolg in zwei Dingen zu buchen hat: sie hat erfolgreich bewirkt, was immer die Japaner über das Gegenteil vorgeben mögen — (whatever Japanese may pretend to the contrary) Japan aufs tiefste zu beleidigen, sie hat Fortschritte erzielt in der Beihilfe zu einem Wachsen des Mißtrauens von Amerika und England und im Ebnen des Weges für ein schließliches Einvernehmen mit Rußland und Deutschland, das Japan weit vorwärtsbringen kann" (which may take Japan far)." Daher die Arbeitsgemeinschaft von 1936.

Hält man mit solchen wirklich in die Tiefe der völkerpsychologischen Entwicklungen schauenden Auffassungen etwa die scharfen der japanischen Zeitung „Yorodzu" vom Sommer 1922 zusammen (163), die, wie der „Japan Chronicle", Kobe, August 1922, mit Recht sagt, „in keiner Weise eine ‚quantité négligeable' als Schlüssel zur japanischen öffentlichen Meinung ist", so sieht man unter die geglättete Oberfläche äußerlich guter Beziehungen hinein; und das ist in Japan noch weniger leicht als anderwärts. Man sieht von außen und innen her ablesbar die wirkliche Druckstärke des Manometers, wie sie auch in den Äußerungen des japanischen Herrenhausmitglieds und Presseführers Tokutomi zum Ausdruck kommt, die wir in Kap. XX wiedergegeben haben. Die obenstehende Übersetzung ist absichtlich bis zur Holprigkeit und einigen undeutschen Wendungen wortgetreu, um ein Bild von dem Tonfall sachlicher angelsächsischer Geopolitik zu geben. Tokutómis keineswegs maßlose Stimme wäre etwa die warnende Indikation des Druckzeigers von innen her, die von Robertson eine gute Ablesung von außen, und beide zusammengehalten entsprächen dem Mittelwert, den ein einwandfreier Beobachter aus sehr vielen gleichartigen Ablesungen gewinnen könnte. Dem brauchen wir nur hinzuzufügen, daß wir seine Angaben aus unserer eigenen persönlichen Erfahrung und der Fühlung mit vielen pazifischen Staatsmännern für richtig halten.

Einen ganz anderen Bau setzt der geopolitische Manometer der Philippinen an der am meisten druckbelasteten Stelle des Pazifik voraus. Dieses Beobachtungsinstrument der Geopolitik steht mitten im vollen Druck und nicht nur wie Japan, dicht daneben. Es leidet darunter, es reagiert darauf, und es wußte sich dennoch die Fähigkeit zu erhalten, über den Grad des erlittenen Druckes auszusagen, wenn auch zuweilen der Ton schrill wie ein Notruf durch die warnende Dampfpfeife fährt, wie z. B. in Don Manuel Quezons, des heutigen Präsidenten, Äußerungen („U. S. Naval Radio" 2. VII. 1921). So schrille Töne weltüber sind eine Beigabe, die erklärt, warum auch die heulenden Notsirenen der Fabriken an der Ruhr internationale Nerven gekostet haben, nicht nur deutsche.

In dem Vorhandensein dieser sämtlichen Voraussetzungen eines besonders scharf erprobten Instruments liegt der Druckmesserwert der Philippinen für alle pazifischen Spannungen, die sich an ihren inneren Zuständen, ihrer öffentlichen Meinung, ihrem bewaffneten und passiven Widerstand ablesen lassen. Im Gegen-

satz etwa zu den zu kleinräumigen Ladronen-Marianen, oder dem zu weit verstreuten einstigen deutschen Südseereich, oder dem Miniaturgefüge von Tonga, bedeutet der große Wirtschaftswert der Philippinen noch eine Erhöhung ihrer Feinfühligkeit für geopolitische Druckzustände, weil der sehr materielle Wunsch von Interessenten nach Anteil an diesen Werten sich notwendig jenseits der ideologischen Selbstbestimmungsphraseologie enthüllen muß. Das kommt am schärfsten in den schon an anderer Stelle von uns beleuchteten Philippinenurteilen von Ch. E. Russell (164) zum Ausdruck, aus denen wir nur einige der allertreffendsten in Anmerkung auch hier wiedergeben wollen, um dann noch allgemeine Zusammenfassungen über die Philippinenfrage folgen zu lassen.

Während der Leser also das Wichtigste aus „The Philippines: independent or vassal?" in Anmerkung findet, habe ich selbst das, was staats- und völkerrechtlich zur Philippinenfrage zu sagen war, in knappster Zusammenfassung im „Handbuch des Völkerrechts und der Diplomatie" geschrieben, und könnte das dort (165) mit Bedacht Gesagte hier kaum besser ausdrücken.

„Die Philippinenfrage, ehedem eine spanische Kolonialangelegenheit, besteht als amerikanisch-ostasiatische Frage seit dem Frieden von Paris (10. 12. 1898, ratifiziert im amerikanischen Senat 6. 8. 1899), durch den Erdraum und Grenzen der Philippinen völkerrechtlich zuletzt festgelegt worden sind. Die Inselgruppe ist 296310 qkm groß, etwa wie Großbritannien und Irland, besteht aus 3141, nach anderen nur 1724 Inseln und Riffen, darunter 10 großen und 1095 bewohnten; die Bevölkerung schwankt geschichtlich in Schätzungsextremen zwischen 6 und 12 Millionen, z. Zt. 13, die Siedlungsdichte ist sehr ungleich verteilt, zwischen 10 und 75 auf den Quadratkilometer, im Durchschnitt 25. Die Suluinseln wurden erst 1873 angegliedert. Zur Zeit des Friedens von Paris befanden sich die Philippinen gerade inmitten eines von 1896 bis 23. 3. 1901 (Gefangennahme Aguinaldos), eigentlich bis 4. 7. 1902 (Aufhebung der Kriegsorganisation durch Roosevelt) dauernden Ringens um ihre Selbstbestimmung zuerst gegen Spanien, dann gegen die Vereinigten Staaten. Statt dieses Ziel zu erreichen, sind sie aber nur aus der spanischen, zwar kulturverwandten, aber gewaltsameren, in die neuangelsächsische, zivilisatorisch freiere, aber wesensverschiedene und viel schwerer abzuschüttelnde Vormundschaft und Machtsphäre übergeführt worden. Die politisch-wissenschaftliche Grenze der Philippinen läuft nun west-östlich entlang dem 20. Grad nördl. Breite durch die Mitte des Kanals von Bachi vom 118. bis zum 127. Grad östl. Länge, südwärts zum 4. Grad 45′ nördl. Breite, diesem entlang zum Schnittpunkt mit 119. Grad 55′ östl. Länge, bis 7. Grad 40′ nördl. Breite; diesem entlang bis 116. Grad östl. Länge, dann 10. Grad nördl. Breite Schnittpunkt mit 116. östl. Länge, von da bis zum Schnittpunkt vom 10. Grad nördl. Breite mit 118. Grad östl. Länge und dann zurück zum Ausgangspunkt.

Entdeckt wurden die Philippinen für die Wissenschaft des Abendlandes

am 12. 3. 1521 von Magalhaes (gest. 27. 4. 1521 in Mactan auf Cebu); von den Spaniern als Islas de poniente, von den Portugiesen als Islas de oriente bezeichnet (was ihren damaligen Zerrungszustand zwischen den pazifischen Vormächten beleuchtet), waren sie zunächst Streitgegenstand beider auf Grund der bekannten Teilungslinie Papst Alexanders VI. Erst am 1. 1. 1845 ist durch Ausfallen eines Dienstags nach dem 30. 12. die Angleichung der Philippinen an die Datumsgrenze der alten Welt vollzogen worden, also ihre datummäßige Angliederung an diese statt an das lateinamerikanische Kolonialreich — ein völkerrechtlich immerhin bedeutsames Symptom für ihre Zwitterstellung (ihre jahrhundertelange transpazifische Eingliederung: Erdraumverschleppung!).

Die weißen Eroberer fanden eine kleinwüchsige, entartende, und schon größtenteils von Malaien verdrängte Negritobevölkerung vor, die beide ähnlich den Japanern vorwiegend von Fisch- und Pflanzenkost, besonders von Reis lebten. Diese frühe einheimische Wirtschaft hatte vom Gesamtareal nur 10% zu Kulturland gemacht; 50% waren Urwald, 40% Savanne geblieben. Zu den Negritos und Malaien kamen chinesische und japanische Einsprengungen hinzu und verursachten die etwa 5% der Bevölkerung berührende Mischlingsfrage von heute. Die Spanier tauften 1543 die Insel Samar Filippina, gründeten 1565 auf Cebu San Miguel (Legaspi), ergriffen 1569 förmlich Besitz und erklärten 1571 Manila als Hauptstadt: eine an sich geopolitisch ausgezeichnete Ortswahl.

Unterjochung und Christianisierung vollzogen sich unter schweren Kämpfen — wenn auch nicht so grausam, wie etwa in Südamerika oder auf den Marianen durch den Chamorro-Ausrottungskrieg —, sind aber auch nie vollständig gelungen. Völlig sicher und allgemein anerkannt ist die spanische Herrschaft in allen Teilen der Inselgruppe nie gewesen; der Igorrote-Krieg z. B. dauerte von 1660—1829. Doch war Manila sicherer spanischer Machtmittelpunkt; nur 1762—64 wurde es infolge der Wechselfälle des mit dem Siebenjährigen gleichlaufenden französisch-spanisch-englischen Kolonialkriegs englisch. Außer durch Zuannektierung des Sulu-Archipels 1873 veränderten die Philippinen völkerrechtlich ihre Lebensform vom Ende des 16. bis zu dem des 19. Jahrhunderts nicht wesentlich. Neben den kriegerischen hielten zahlreiche Naturkatastrophen, Stürme und Flutwellen, Erdbeben und Vulkanausbrüche, die Bevölkerung in Atem.

Die Zeit der großspanischen Herrschaft bis 1898 zeigt ein vergebliches Ringen einsichtiger Staatsmänner, Soldaten und Geistlicher gegen den starren Druck der großgrundbesitzenden religiösen Ordensmacht. Wendepunkte sind 1812, 1869 und 1872; der sogenannte „Katipunan-Aufstand" (Katipunan ist die Nationalflagge der freien Philippinen) 1896 und der Märtyrertod Dr. José Rizals bedeuteten das Ende der Möglichkeit friedlichen Ausgleichs und ruhiger Entwicklung. Auch hier konnten zwar die Verkünder neuer völkerrechtlicher Ideen erschossen, diese Ideen aber nicht zugleich durch geistige Vergewaltigung dauernd erdrückt werden. Völker- und staatsrechtlich ganz eigenartig ragte die kirchenrechtliche

Stellung der Philippinen in die jüngste Gegenwart durch die weltliche Gewalt der Orden als Auswirkung vergangener kirchlicher Machtformen. Neben dem Erzbischof (14. 8. 1595 mit Bulle von Clemens VIII. eingesetzt) und seinen vier Suffraganen standen die landmächtigen und herrschsüchtigen geistlichen Orden (Agostinos calzados seit 1565, Manila, Cebu, Guadalupe; Franziskaner 1577, Manila und S. Francisco del Monte; Dominikaner 1587, Manila und S. Juan del Monte; Rekollekten oder Francisc. sev. obs. 1606, Manila, Cavite, Cebu), endlich die 1852 restaurierten Jesuiten in Manila, Mindanao, Sulu, die vergeblich zwischen der Bevölkerung und den starr, die Philippinos ausschließend, auf ihrem Grundrecht beharrenden Orden zu vermitteln suchten. Daneben wirkten die St.-Thomas-Universität, zur Zeit die älteste unter dem Sternenbanner, wie auch die Lehr- und Forschungseinrichtungen der Jesuiten mit großem kulturgeographischem Erfolg.

Der Bürgerkrieg von 1896—1902, ursprünglich gegen die Bedrückung durch die Orden emporgeflammt, hat diese Machtstellung nach langjährigen Verhandlungen Amerikas mit dem päpstlichen Stuhl zwar beseitigt; doch hat die weitere Entwicklung gezeigt, daß damit die Kulturkraft und auch die politische und rechtliche Bedeutung der katholischen Kirche auf den Philippinen nicht verlor, sondern gewann. Auch die spanische Kultur erwies sich weit stärker, als die spanische Macht, und ist jetzt einer der Hebel zur Förderung der zäh verfolgten Bestrebungen auf Erlangung der Autonomie. Hemmend im Wege steht die Abhängigkeit von der äußerlich sanften, aber politisch und wirtschaftlich ungeheuer überlegenen, die Inseln zielsicher führenden amerikanischen Staatskraft, die sich zunächst (Vertrag 1. 5. 1898) Aguinaldos und seiner ca. 30000 Mann zum Niederringen der Spanier bediente, dann aber nach einem peinlichen Schwanken vom August 1898 bis Februar 1899 die den Philippinos zweifellos gegebenen Versprechungen nicht hielt und vom 4. 2. 1899 an mit einer Okkupationsarmee von über 2000 Offizieren und 60000 Mann die Unterwerfung durchführte.

Bei der Fortentwicklung des Staatsrechts der Philippinen unter amerikanischer Herrschaft machten sich von Anfang an zwei verschiedene staatsrechtliche Grundströmungen in ihrem Verhältnis zu den Vereinigten Staaten geltend: eine imperialistische (Otis u. a.) und eine der Völkerverständigung geneigte, mit dem Ziele friedlichen Ausgleichs, wenigstens in Gestalt einer Autonomie, nur mit Oberhoheit und wirtschaftlichen Bindungen (Dean C. Worcester, vgl. Lit.). Neben das durch Kriegsrecht bestimmte Wirken der Militärverwaltung traten schon am 29. 5. 1899 wieder die ordentlichen Gerichte und kurz darauf die Munizipalverwaltung; am 1. 9. 1900 wurde durch Verfügung des Präsidenten der Vereinigten Staaten die gesetzgebende Gewalt und die Befugnis, Beamte einzusetzen, zu versetzen und zu entheben dem Militärgouverneur entzogen und einer aus den fünf landeskundigsten Amerikanern zusammengesetzten Kommission anvertraut: es waren Dean C. Worcester, der darin eine hervorragende Rolle spielte, W. H. Taft, General L. E. Wright, H. E. Ide und Professor Bernard Moses. Nun begann ein

großzügiges Kulturwerk – mit Erbauung von Straßen und Häfen, der Einsetzung von 1000 amerikanischen Lehrern, der Schaffung örtlicher und provinzialer Grundlagen von Selbstverwaltungskörpern – dem alles in allem, trotz einzelnen unvermeidlichen Mißgriffen, ein schöner Erfolg beschieden war – ein Erfolg, der allerdings große Bildungsfähigkeit des Volkes zur Voraussetzung hatte. Zweifellos zeigt sich ein Aufstieg aus völlig hilfloser, macht- und rechtloser Lage zur stufenweisen Gewinnung seines Selbstbestimmungsrechts – und zwar gegenüber einer der stärksten und rücksichtslosesten politischen Lebensformen der Erde – fast nur durch die moralische Stärke seines unverlierbaren Naturrechts, durch geschickte Pressearbeit, zähes Verfolgen gegebener Versprechungen und nationale Einheit gegenüber den schwankenden Parteineigungen der Vereinigten Staaten.

Schon am 1. 7. 1902 konnte eine gesetzgebende Versammlung verheißen werden, die bei Wohlverhalten binnen zwei Jahren in Kraft treten sollte, deren Oberhaus freilich noch aus jenen fünf Amerikanern und drei hinzugewählten Philippinos bestehen, deren Unterhaus aber bereits aus gewählten Grundbesitzern oder sonstigen geeigneten, des Englischen oder Spanischen mächtigen Personen (81) sich zusammensetzen sollte (verwirklicht: 16. 10. 1907). Das Zerschlagen des geistlichen Großgrundbesitzes über 2500 acres folgte, ebenso eine politische Amnestie. Der weitere Weg zur Selbstverwaltung aus dem Eroberungsrecht, von 1902 bis 1927, ist nun geleitet von den nicht mehr aus der Welt zu schaffenden amerikanischen Versprechungen auf ihre Gewährung „sobald die Inselgruppe dazu fähig sein würde"; die lex lata wich damit der lex ferenda, freilich einer von sehr umstreitbarem Werturteil zeitlich bestimmten, und die stufenweisen Konzessionen stehen unter diesem Zeichen. Je besser die Kolonie entwickelt wird, desto mehr nähert sie sich dem von ihr erstrebten, von den Vereinigten Staaten fest versprochenen, aber im Grunde doch nur sehr teilweise gewünschten Ziele: der völligen Unabhängigkeit.

Schon wurden da und dort durch nationale Führer (z. B. Don Manuel Quezon, Senatspräsident), mit verschleierter Drohung Fristen von 6, 10 oder 15 Jahren als Höchstmaß gesetzt. 1935 sind 10 Jahre durch die USA. festgesetzt worden. Der steigende Einfluß der gebildeten Philippinos auf ihre Verwaltung ist nicht zu leugnen, hat aber jüngst durch zweifelhafte Finanzgebarung Rückschläge erfahren. Das rasche Ansteigen der Bevölkerung auf 13 Millionen unter dem Schutz der zivilisatorischen Einrichtungen unterstützt in den Vereinigten Staaten die Hinneigung zur Freigabe der Philippinen (die stärker in der demokratischen als in der republikanischen Partei ist), da man mit Recht befürchtet, daß durch dieses Anwachsen der Philippinenbevölkerung als amerikanische Bürger die dritte Rassenfrage der Vereinigten Staaten verhängnisvoll verschärft werden würde. So verspricht z. B. die Jones-Bill, von der demokratischen Partei ausgehend, weitgehende Autonomie; freilich möchte man allgemein wenigstens einen Flottenstützpunkt und die wirtschaftliche Vormachtstellung dauernd festhalten.

Eine mit großen Hoffnungen begrüßte Untersuchungskommission Wood-Forbes kam aber zu einem zwiespältigen Urteil über die Reife der Philippinen zur Selbstverwaltung. Immerhin war ihr Vorsitzender, General Leonard Wood, ein gründlicher Kenner, zum Gouverneur ernannt worden. Die nach anfänglichen Schwankungen leidenschaftslos, ja fast naturwissenschaftlich vorgehende Geopolitik der Vereinigten Staaten in der Philippinenfrage ist typisch für neue geopolitische Methoden im Stillen Ozean, die in diesem Erdraum vielleicht zuerst ausgeprobt werden. Das ist der augenblickliche Stand des Staatsrechts der Philippinen und der Beziehungen der Vereinigten Staaten zu ihrer ostasiatischen „Besitzung". Daneben steht ein Ansatz zu einer völkerrechtlichen Entwicklung von außerordentlicher Zukunftstragweite, deren Grundlage nun zwischen 1935 und 1945 geschaffen werden soll.

Die Philippinen haben eine staats- und völkerrechtlich noch nicht genügend erkannte Bedeutung als Manometer für die Erkenntnis panasiatischer Druckverhältnisse und die Völkerpsychologie durch ihre ausgesetzte Brennpunktlage: an der Berührung des malaiischen Kulturkreises mit dem chinesischen und dem malaiomongolischen japanischen, als wichtigstes verbindendes Brückenglied des N- und S-Teils der ostasiatischen Zerrungsbögen einerseits, als einziger von der Neuen Welt aus über den weiten Ozean weg beherrschter, ihr rassenfremder Teil des alten Kulturreichs Ostasien andererseits. Sie sind geopolitisch nach Boden, Klima, Rasse, Siedlung zwar südostasiatisch, aber in Machtfragen, Weltverkehr und -wirtschaft zwangsweise angelsächsisch orientiert; zwar weltlicher Kirchenmacht feindlich, aber gut katholisch und kulturgeographisch dem spanischen Südamerika am meisten verwandt. So haben sie sich zu einem verbindenden Mittel für eine überstaatliche südostasiatische Erdraumorganisation der gesamten wesensverwandten Monsunländer entwickelt – zunächst auf dem Gebiete des Rechtsschutzes –, sind aber dann auch zu wichtigen Trägern des To-A- (Ostasien-) Gedankens und panasiatischer Ideale geworden („Asien den Asiaten"). Die asiatische Rechtsschutzvereinigung, die 1919 zuerst in Manila, 1920 in Tokyo und 1921 in Schanghai tagte, hat ihre stärkste Anregung aus den Philippinen empfangen; wenn sich auch die rechtswissenschaftlichen Vertreter Indiens, Siams, der Sundainseln, Chinas und Japans den Wortführern der Philippinos gesellten, die in Gegenwart amerikanischer und japanischer Amtspersonen Reden hielten, wie sie noch Rizal vor spanische, Aguinaldo vor amerikanische Gewehre gebracht hatten." [Philippinen Lit. (165).]

Der Mikrokosmos des australisch-neuseeländischen Machtbereichs ist als dritter geopolitischer Wahrnehmungsapparat über das pazifische Gebiet dauernd im Auge zu behalten, weil er den Hauptsturmfeldern mit untersiedelten Räumen zugewandt und zugleich mit seinen eigentlichen Kulturgebieten abgewandt ist. Sein Sozialegoismus z. B. läßt sich aus seiner geographischen Lage mit dem vom pazifischen Großlebensraum abgewendeten Bevölkerungsschwerpunkt, den anökumenischen

Sicherungszonen und der kolonialgeschichtlichen Vergangenheit geopolitisch überzeugend erklären, aber weder aus reinen morphologischen Motiven noch aus rein politischen, vom menschlichen Willen ausgehenden Gründen allein. Gerade die Feststellung des Bevölkerungsschwerpunkts Australiens, die bei dem Aufsuchen einer naturwissenschaftlich und biologisch richtig liegenden Bundeshauptstadt einer so sorgfältigen Prüfung unterzogen worden ist (166), zeigt den ganzen Unterschied des naturwissenschaftlichen Herangehens an geopolitische Probleme mit biologischen Methoden, wie es der pazifische Lebensraum gegenüber den westeurasischen anwendet, auch seinen Nutzen, nämlich die Leidenschaftslosigkeit und Freiheit von Ressentiment, allerdings auch die absolute Unmöglichkeit, in geschichtlich belasteten Räumen ebenso vorzugehen, wie es in Australien geschah und wie es Washington noch in den Vereinigten Staaten tun konnte. (Hauptstadtwahl; Verkehrsverbindung der Neuengland-, Süd- und Mississippistaaten.) Man vergleiche nur die Gründung von Cánberra, die Selbstverständlichkeit, mit der dafür aus einem anderen Staat ein Bundesdistrikt in der Größe Luxemburgs als landschaftliche Unterlage für eine lebensfähige Hauptstadt ausgeschnitten ward, etwa mit den Vorgängen bei der Notgründung der Weimarer Verfassung und den politischen Leidenschaften, die bei uns die bloße Frage: Berlin, Potsdam oder Weimar? aufwühlte, weil jeder dieser Namen allein eine ganze Kette geschichtlicher Erinnerungen aufleben ließ und ein politisches Programm bedeutete, das jetzt auf einen Nenner gebracht ist.

Der ganze Pazifik legt, wo er nur irgend kann, wie er will, Machtpunkte weg von Geldzentralen und von Landschaften, die mit wirtschaftlichen Kämpfen belastet sind: in den Vereinigten Staaten liegt das ausgeglichene, fast langweilige Washington weitab von Neuyork mit seinem Rassenmischkessel und seinem Wallstreet; in Kanada sind anderwärts unweise gehäufte Funktionen auf Montreal, Quebec, Ottawa und Victoria-Esquimault verteilt; in China lehrte alte Staatserfahrung, Macht (Peking, Nanking, Wei-Städte) und Wirtschafts- wie Handelszentren (Häfen, Industrielandschaft um Hankau) auseinander zu halten, ja innerhalb der Stadtanlagen nach Quartieren zu scheiden. Auch die Philippinen haben die föderative Gliederung Australiens als Vorbild vor Augen (wie in China viele die der Vereinigten Staaten!), wenn sie auch, als Nachwirkung ihrer Kolonialgeschichte, Manila als Macht- und Handelsmittelpunkt zugleich beibehalten werden. Nur Japan hat zwar die alte geistige Kulturhauptstadt in Kyoto aufgegeben, aber den jüngeren Machtmittelpunkt der Reichsmarschälle Tokyo als neue Hauptstadt gewählt, und dort, ähnlich wie wir in Berlin, auch Geld und Industrie zusammengezogen. Sein entscheidender geopolitischer Zukunftsfehler, den es Preußen-Deutschland nachgemacht hat, heißt Tokyo! Und diese überlastete Zentrale liegt obendrein im Haupt-Erdbeben-Schüttergebiet und in ausgesetzter Küstenlage. Freilich gibt es auch in Japan starke anthropogeographische Gegengewichte gegen übertriebenen Zentralismus, ganz ebenso wie bei uns, und es kommt alles darauf

an, ob sich der richtige dynamische Ausgleich findet. So ist schon zweimal in Krisenzeiten der Sitz der wehrtechnischen Führung des Inselreiches in das stille Hiroshima an der Inlandsee, inmitten der stärksten Seefestungen des Reiches, in uralte, geschichtlich gefestigte Landschaft gelegt worden. Trotzdem scheinen uns die Lehren der rein pazifisch gegründeten Machtmittelpunkte nachahmenswerter. Die heute noch imponierenden Wälle der Shogunburg zeigen freilich, daß in dem kleinräumigeren alten Yedo der Reichsmarschälle ein geopolitischer Distanzinstinkt lebendig war, den das heutige Geschlecht nicht mehr besitzt; die Stadtgeschichte auch der ostasiatischen Hauptstädte hat einen größeren Schlüsselwert für die Erkenntnis ihrer Staaten, als die scheinbar monotonen Stadtpläne von Peking wie Tokyo erkennen lassen. (Wehrputsch in Tokyo 1936.)

Schließlich wäre es noch möglich, die so verschiedenen Typen der Wachstumsspitzen, da, wo sie sich ausbilden, als besonders feinfühlige Manometer zu benützen, da sie offenbar den Blutdruck und die Vitalität sowohl der Lebensformen, die sie aussenden, wie derer, in die sie hineinwachsen sollen, spiegeln können. Betrachtet man diese überseeischen Wachstumsspitzen — deren Kennzeichen ihre Lage jenseits einer unbewohnbaren Strecke, einer ozeanischen oder transanökumenischen gegenüber dem biologischen Entstehungs- oder Nährgebiet ist — in Gestalt von Hafenkolonien, Handelskolonien oder Flottenstützpunkten als Manometer im kleinen, so empfiehlt sich eine zweckmäßige übersichtliche Gruppierung nach dem Grade ihrer Vitalität. Diese müßte etwa unterscheiden:

1. Erloschene, passive, überwallte (Deshima bei Nagasaki, Malakka, Port Arthur),
2. Stockende, sich rückbildende (Makao, Wladiwostok, Weihaiwei),
3. Stehende oder latente — sehr selten! — (vielleicht schon Schanghai, Tsingtau...),
4. Verlangsamt wachsende (Hongkong, Tientsin),
5. Hochaktive, um sich greifende (Singapore, Dairen mit Liautung).

Es ist überaus lehrreich, solche und andere bekannte Namen in ihrem jähen Schicksalswechsel oder in der langsamen Umlagerung ihrer Lebenskraft und politischen Bedeutung gegeneinander abzuwägen und aus ihren verschiedenen Lebensstadien Schlüsse darauf zu ziehen, wie es mit den sie aussendenden Lebensräumen steht, und wie sich deren Kraft zu den sie vorübergehend oder dauernd aufnehmenden, den Wirtsvölkern verhält.

Im allgemeinen gilt, daß es das stärkste staatliche und völkische Lebensgefühl nicht für nötig hält, seine Ausstrahlungen zu befestigen, oder es doch nur spät und flüchtig tut, aus der instinktiven Besorgnis, dadurch das Wachstum eher zu hemmen; erst stockendes Lebensgefühl hat das Bedürfnis, sich hinter Festungsmauern zu bergen. Der Flottenstützpunkt der stärksten Macht legt den Hauptwert auf Ausgängigkeit, Seeraum; Schutz durch örtliche Stärke und Absperrung wird erst gesucht, wenn das Selbstvertrauen schwindet. So entstehen die schon besprochenen Mausfallen, wie Port Arthur und Wladiwostok, und durch ungeschickte

Wehrbauten, die Eisbildung begünstigen, sind auch schon eisblockierte Häfen aus solchen geworden, die ursprünglich gerade wegen ihrer Eisfreiheit aufgesucht worden waren!

Diese Dynamik der Wachstumsspitzen ist in der schon mehrfach erwähnten Arbeit von Dr. März untersucht und aus reichen Quellen belegt worden.

Ein fast unentwirrbares Bündel von verschiedenen Wachstumsspitzen ist endlich das schon im XIX. Abschnitt ausführlich behandelte Hawai. Dieser zweifellos für den ganzen Pazifik zentrale und am meisten kennzeichnende Rassenmischkessel kann bündige Aufschlüsse über die Vitalität der ganzen Umwelt geben. Seine anthropogeographische Rückeroberung durch die Ostasiaten (unter den amerikanischen Kanonen!) an Stelle der ausgelebten Malaio-Polynesier, die sich zunächst von den Kaukasiern hatten überwältigen lassen, spricht nicht dafür, daß die weiße Rasse den Pazifik anthropogeographisch erobern wird, sondern bestenfalls, daß sie darin einige ihr klimatisch und morphologisch besonders zusagende Besitzstände wahrt. Die Aussichten dafür sind um so geringer, als sie die zwei lebenskräftigsten ihrer Zweige, den kontinental-germanischen und den slavischen, durch eine künstliche Kombination für lange zurückgeworfen hat. Damit hat sie gerade das getan, was mir Lord Kitchener an seinem Kamin in Fort William 1909 als die größte kommende Torheit unseres Jahrhunderts erklärt hatte, die sich im Pazifik an allen Beteiligten rächen werde und die er verurteilte – gewiß nicht aus Deutschfreundlichkeit, wie er mit grimmigem Lächeln beifügte –, sondern einzig und allein wegen der voraussichtlichen Gefährdung der englischen Stellung im Pazifik, wo nach seiner Meinung die europäischen Mächte nur vereinigt an erster Stelle bleiben könnten oder zersplittert an dritter.

Wenn auch Kitchener einer unserer wirksamsten Feinde war, so verstand er doch sicher etwas von pazifischer Geopolitik und machte sich auch keine Illusionen über Australiens Abwehrkraft gegen den ostasiatischen Bevölkerungsdruck, was die australischen Minister von seiner Milizkritik her noch wissen dürften. Sie haben vielleicht doch auf der falschen Seite gefochten, so gut sie sich auch geschlagen haben (167), und diese verspätete Erkenntnis wird ihre weltpolitische Strafe durch das Gericht der Weltgeschichte sein!

XXV

MEERE UND OZEANE ALS TEILRÄUME MEERUMSPANNENDER KULTUR-, MACHT- UND WIRTSCHAFTSKÖRPER

Es bleibt noch übrig, die bisher in ihren großen Zügen umrissene pazifische politische Ozeanographie als Teilfrage des Problems der Bildung, Entstehung, Erhaltung und des Vergehens meerumspannender Kultur-, Macht- und Wirtschaftskörper zu behandeln. Dazu müssen wir das durchwanderte Gebiet mit seinen Einzelfragen zusammenfassen. Der größte Seeraum der Erde lehrt uns zwingend, daß es eine politische Ozeanographie geben muß, wie es eine physische gibt. Sie sollte kulturgeographisch, macht- und wehrgeographisch in Siedlung, Verkehr und Wirtschaft erfaßt, auf anorganischen und biogeographischen Unterlagen aufgebaut werden – auch für den größten Einheitsteilraum der Erde, den pazifischen, mit seiner umfangreichsten natürlichen Einheitslandschaft. Eine so aufgefaßte politische Ozeanographie wäre mit ihrem Ergebnis, das dann die theoretisch erfaßbare handwerkliche und wissenschaftliche Grundlage zur Ausübung der Kunst der Geopolitik in diesem Raum bilden würde, bis dicht an die Schwelle des politischen Handelns darin heranzuführen. Als Nebenwirkung dieser Forderung haben wir erkannt, daß auch die aus dem Großen Ozean vertriebenen Mächte noch eine Reihe lebenswichtiger Interessen darin haben, also auch allen Grund, sich weiterhin mit pazifischer Geopolitik zu befassen. Auf den Einwurf: die Palmeninseln sowohl wie die Randstellungen dieser Mächte seien verloren, und nichts bringe sie mehr zurück, könnte man antworten: auch Frankreich habe ein größeres Inselreich und ein Übersеereich verloren und habe daraus gelernt, späterhin ein zweites, noch größeres zu gewinnen!

Doch kommt es uns zunächst nicht auf diese Folgerung an, sondern auf die Erkenntnis der Geopolitik, auf das Durchdringen eines Raumbesitzes oder einer Besitzüberlieferung mit ihrer Hilfe, auf das Vertiefen in beide. Prüfen wir aber die Grundlage unseres einstigen pazifischen Raumbesitzes daraufhin, so hat das deutsche Volk als Ganzes seine pazifische Stellung, seine Südseeräume nie bewußt besessen, weit eher noch Tsingtau. Nur ein ganz kleiner Kreis hatte innerlich daran Teil, der vergeblich gegen furchtbare Verständnislosigkeit der Masse und ihre

bevorzugten Führer kämpfte, sie aber für den Bereich des größten Erdraumes, des pazifischen, nie überwand. Es war ein ähnliches, aber noch loseres Verhältnis, wie das der französischen Volksseele zu Kanada und Louisiana. Dafür gibt es Dokumente in Fülle. Irmers „Völkerdämmerung im Stillen Ozean", Admiral Hollwegs zahlreiche Arbeiten, Pfarrer Engelhardts vergebliche Predigten, die Denkschrift der vereinigten Südseefirmen an den Reichstag von 1918, meine eigenen Berichte und mein erstes, unter dem starken Eindruck falscher politischer Behandlung des Pazifik geschriebenes Buch, um nur einige wenige zu nennen. Die erschütterndsten Zeugen sind aber das Wrack der „Emden" und die aus der Tiefe heraufgrollenden Stimmen des Kreuzergeschwaders Spee, das mit der schwarz-weiß-roten Flagge in die Tiefe fuhr (168).

Von wie wenigen ist allein der Wert der Raumweite begriffen worden und die erneuernde Kraft und erweiternde Macht für das Weltbild des aus engen Räumen stammenden Deutschen, des Pflanzers, Kaufmanns oder Verwaltungsbeamten, die in dieser einzigen Eigenschaft beschlossen lag! Man vergegenwärtige sich die Tatsache, daß innerhalb Deutschlands die jeweils äußersten Grenzen in etwa 24 Stunden Bahnfahrt erreicht werden können, und daß man damals allein etwa 30 Tage Seefahrt für den normalen Segelverkehr von Australien zu den Marschall-Inseln rechnete. Das Meer als Quelle der Völkergröße, wie es uns Ratzel gezeigt hat (169), und wie es uns Richthofen mahnend am japanischen Beispiel vorhielt, als er die frühen und die reifen Stadien von Inselreichen schilderte, wurde bei uns nicht rechtzeitig erkannt. Diesem Mangel vor allem wollen wir abhelfen und Grundlagen schaffen, von denen aus der Einzelne und später wieder die Vielen sehend und erkennend hinausziehen können, damit sie den Sprung in die Welt von einem gesicherten Wissen aus zum Können machen und nicht wie bisher vom Nichtwissen aus. Deshalb begrüßen wir auch alles, was uns verwandten Sinnes am gleichen Werk arbeitet, namentlich wenn wir Spuren davon auf den Wegen der Elementarerziehung und in den Schulbüchern finden. So wird z. B. die großräumige Erzieherkraft des verlorenen deutschen Südseereichs gut veranschaulicht in einer Skizze der Ausdehnung unserer Südseekolonien im Vergleich zur Flächenausdehnung Europas, die sich in der von Fischer-Geistbeck herausgegebenen Erdkunde für höhere Schulen findet (170). Der Raum vom Nordkap zur Ägäis, von der Südwestspitze Irlands bis zur Kaspisee ist das europäische Äquivalent für jenes Seegebiet zusammenhängender deutscher Inselfluren. Nicht so leicht wie der Raumumfang läßt sich der wirtschaftliche Wert einschätzen; doch daß der Wert ungeheuer sein muß, geht aus der einzigen schon erwähnten Tatsache hervor, daß eine der allerkleinsten unter den Inseln, die Phosphatinsel Nauru, von ihren neuen Herren selbst auf 1½ Milliarden £ eingeschätzt wird, eine Summe, die genügen würde, um den ganzen Valutajammer Mitteleuropas aus der Welt zu schaffen.

Da Samoa auf der einen, die Kabelenden in Menado, Schanghai und Tsingtau auf der anderen Seite das weitgespannte Kabelnetz mit der übrigen Wirtschaftswelt verbanden, so zwangen diese Weiten jeden Kolonialbeamten und Parlamentarier, jeden Kaufmann und Pflanzer dort, von den Seefahrern zu schweigen, in Raumgrößen zu denken, deren sich unsere Staatenlenker zwischen 1919 und 1932 entwöhnt haben. Das „thinking in Empires" verlernt sich eben sehr rasch, und es dauert lange, bis es einem Volke wieder beigebracht wird; die Beschäftigung mit staatswissenschaftlichen Dogmen oder Träumen ist kein Ersatz dafür. Uns kommt es hier vor allem darauf an, daß ein Führer und später auch die Menge die Daseinsbedingungen meerumspannender Macht-, Kultur- und Wirtschaftskörper wieder erkenne, die im Pazifik am reinsten abzuleiten sind. Die Vorbedingung dafür ist natürlich das Eindringen in die Lebensweise ozeanischer staatlicher Lebensformen, von Inselvölkern und Inselreichen, also von Seestaaten ausgehend, ein Sichvertrautmachen mit fremden Lebenskreisen, die gerade für die Außenpolitik der Binnenländer unentbehrlich ist.

Die Beschäftigung mit diesen Lebensbedingungen ist auch jetzt nach unserer Beraubung über See nicht gegenstandslos für uns geworden. Mit einer furchtbaren, auch für ihr eigenes Dasein folgenschweren Entscheidung haben uns die augenblicklich meerumspannenden Kultur- und Wirtschaftskörper unserer eigenen Rasse aus ihrer Mitte gestoßen und uns keinen Zweifel darüber gelassen, daß erst mit ihrer Zerstörung und Zersetzung oder einer gründlichen Umwandlung ihres politischen Denkens wieder ein anderes, als das jetzige verstümmelte und beengte Dasein für uns zu erwarten sei. Damit haben sie uns gezwungen, umherzuspähen, wo wir Schicksalsgefährten in ähnlicher Lage finden, und uns gewissermaßen von dem Interesse an der Erhaltung des Abendlandes abgetrennt — wenigstens eines Abendlandes, so wie sie es verstehen. Wir sehen solche Unglücksgefährten in den 900 Millionen Südostasiaten, die um ihr Selbstbestimmungsrecht kämpfen wie wir, gegen die gleichen Unterdrücker wie wir, aber zum Teil mit wirksameren, den Daseinsbedingungen des Indischen und Großen Ozeans entnommenen Waffen, dem Rüstzeug dortiger Geopolitik. Das allein wäre Grund genug, unsere scharfe Aufmerksamkeit auf diesen Erdraum zu richten. Wir sehen, daß sich in jenen Erdräumen gerade an unseren erbarmungslosesten wirtschaftlichen und politischen Gegnern und Unterdrückern Auswirkungen strafender Gerechtigkeit teils erst vorbereiten, teils schon vollziehen, aus den Früchten ihres eigenen Tuns, aus dem gegen uns gebrauchten Lügengeflecht hervorgewachsen; wir sehen aus dem Truggerede von der Befreiung der kleinen Nationen größere Nationen und ganze Rassen die Folgen ziehen und einen Aufstieg zu großräumigerer Selbstbestimmung sich anbahnen, gegen den sich die Vergewaltiger vergeblich sträuben.

Aus dem schmalen Ring der ausbeutenden Herrenvölker hinausgestoßen, sehen wir nun eine reichere, stärkere, ihrer Zukunft sicherere Welt und eine viel weitere, duldsamere als in jenem verlassenen Kreise. Hat er wirklich die Torheit zu glauben, daß die Ichsucht einmal gezogener juristischer Schranken auf die Dauer die Schätze des Lebens auf der Erde für sich allein aufspeichern könne, wie einst

der orbis romanus, und alle jungen Völker zum Frohnden dafür zwingen? Wenn wir uns von dieser Fron des französischen Rentnergedankens befreien wollen, dann müssen wir auf alle Fälle das Kraftfeld der Erde scharf beobachten, nach allen Richtungen prüfen und spähen; kein Raum darf unserer Aufmerksamkeit entgehen, am wenigsten der größte und zukunftsreichste der alternden und enger werdenden Welt. Darum begrüßen wir so sehr das deutsch-japanische Abkommen.

Gibt es in diesem Raum pazifische Imponderabilien des Staatsgefühls, die geopolitisch erfaßbar wären, gibt es eine pazifische Varietät des Patriotismus und des Machtbegriffs — etwa in der Art der europäischen, die E. Demolins in ihren regionalen Spielarten behandelt (171)? Wäre das etwa eine Synthese, ein Zusammenbau aus dem weiträumigen und doch auf die Unabhängigkeit des Privatlebens gegründeten angelsächsischen Lebensideal mit den uralten Kulturerfahrungen der südostasiatischen Menschheitsverdichtungen und ihrem, dem Abendländer oft unpersönlich scheinenden Wachstumsvorbild? allenfalls mit einem Zuschuß aus einstigem deutschen Staatsdenken wie in Japan? Das ganze bisherige Ergebnis unserer Arbeit ist eigentlich eine Bejahung dieser Frage. Deutlich erkennbar ist eine friedlich-schiedliche Tendenz der großen pazifischen Geopolitik. Aus ihr heraus entsteht eine Möglichkeit der Entladung und Entspannung der Kontraste, wie sie der abendländische und atlantische Kulturkreis offenbar nicht besaßen. Der japanisch-amerikanische Gegensatz, der chinesisch-japanische, der — mit ganz anderen Formen auch kriegsähnlicher Auseinandersetzungen — innerhalb des Angelsachsentums selbst bestehende transpazifische, deutlich bemerkbare Gegensatz des australisch-sozialistischen Typs und des kanadisch-kalifornischen individualistischen Zuges, ja sogar die brennende Selbstbestimmungsfrage Südostasiens als Ganzes und die indische als ein Teil davon könnten möglicherweise zu evolutionären Entwicklungen gelangen, ohne die Notwendigkeit einer kriegerischen Entladung und einer Zersetzung des ganzen Lebensraumes durch einen Frieden, der schlimmer ist als Krieg — nach Art der atlantischen Welt. Der amerikanische Sezessionskrieg und die intermexikanischen Auseinandersetzungen scheinen eher Projizierungen atlantischer Fragen nach Westen, als wirklich pazifisch beeinflußte zu sein. „Cromwell schlug noch einmal die Kavaliere", sagte ein kluger Amerikaner über den Sezessionskrieg.

Liegt in dieser pazifischen Einstellung eine „repudiation complète du militarisme", wie ein französischer Anthropogeograph meint? Wir meinen: keineswegs! Nur eine Übernahme auch der wehrgeographischen Sonderart eines Erdraums in die Biologie der Gesamtheit seiner staatlichen Lebensformen als eine Bewußtseinstatsache, die sie alle auch wehrgeographisch Naturgrenzen ihrer Wachstumsgunst, ihres Raumoptimums erkennen läßt. Daher dann die Vertiefung in wachstumgünstigen Boden und der geopolitische Instinkt dafür, der alle pazifischen Volkheiten auszeichnet und sie vor sinnlosen Kriegen und Auseinander-

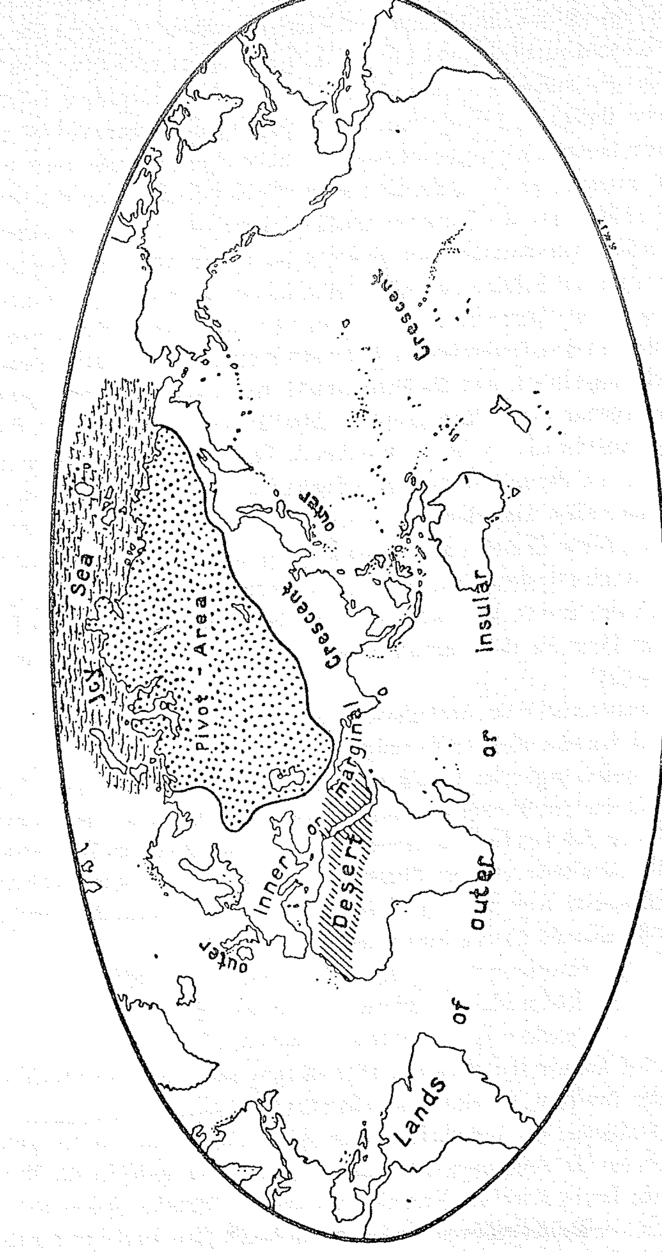


Abb. 29. Der „Historical Pivot of History" nach Mackinder

setzungen warnt. Vielfach kommen sie auf diesem Wege zu bundesstaatlichen, föderalistischen Lösungen leichter, als geschichtlich mehr vorbelastete Räume.

Wie lehrreich ist dafür allein die auf Ausgleich gestimmte geopolitische Struktur der Commonwealth of Australia mit ihrer Konstitutionsakte vom 9. Juli 1900, nachdem das Gebiet der „original states" von 53000 Einwohnern (1828) auf 1157000 Einwohner (1861) und 4 Millionen (1900) herangewachsen war — insgesamt heute noch weniger als Bayern. Staaten, nicht Länder nennt man die starken Einzelglieder des föderativen neuen Gebildes, und wehe dem, der versuchen wollte, ihnen die Staatspersönlichkeit in der Öffentlichkeit abzusprechen. Diese bunte Staatsstruktur wird geschützt durch ein maßvolles Zweikammersystem, einen auf 6 Jahre gewählten Senat, in dem jeder Staat mit 6 Senatoren vertreten ist, das kleine Tasmanien so gut wie das große Neu-Südwales, Süd-Australien, Victoria, Queensland und West-Australien. So wurde das Raumgewicht gar nicht ausgedrückt, und die Menschenzahl nur in der auf 3 Jahre gewählten zweiten Kammer zur Geltung gebracht (Neu-Südwales 26, Victoria 23, Queensland 9, Süd-Australien 7, West-Australien 5, Tasmanien 5 Abgeordnete). Nord-Australien, wie Papua und der kleine Bundesdistrikt sind als Territorien eingefügt. Dem weißen Australien mit seinen 3553430 Bürgern neben 20000 Eingeborenen, 36000 Chinesen und 14000 Kanaken, stand an der Jahrhundertwende bei der Bundesgründung Neu-Seeland mit seinen 772445 abgeneigt gegenüber und hielt sich abseits. Dennoch wurde das Raumgewicht Neu-Seelands bei der Wahl des Ortes für die Bundeshauptstadt nach dem Bevölkerungsschwerpunkt berücksichtigt!

Die Bundeskonstitution Australiens ist naturgemäß viel „pazifischer" im Aufbau als die Kanadas oder der Vereinigten Staaten, deren Bevölkerungsschwerpunkt übrigens rascher gegen den Pazifik zu wandert als der Kanadas. Dennoch ist auch in Kanada eine Bevölkerungsverschiebung gegen den Pazifik zu, die sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab bemerkbar macht, kennzeichnend für dessen verändernde Einwirkung auf die Staatsstruktur. Die Bevölkerungsentwicklung des 19. Jahrhunderts zeigt uns aber, daß schon 1851 Oberkanada Unterkanada an Bevölkerungszahl überwachsen hatte:

Einwohner	1841	1851	1861
Oberkanada	465000	962000	1396000
Unterkanada	691000	890000	1111000

Der Aufbau Kanadas von 1867 über 1871 bis 1901, seine langsame Umschichtung gegen den Pazifik zu, ist also gleichfalls unleugbar.

Die Verfassung des kaiserlichen Japan ist ebenfalls mehr auf Kompromisse eingestellt als die europäisch-atlantischen, denen sie nachgebildet ist. Man vergißt leicht Japans föderative Vergangenheit und die Tatsache, daß es noch 1869 ein föderatives Meisterwerk von Innenausgleich besaß. Man vergleiche nur die unpersönliche Stellung des Kaisers in Japan (Bälz und Überschaar [172] und Lord

Elgins Worte, die Holland anführt [173]), mit der viel absoluteren cäsaropapistischen Auffassung ähnlicher atlantischer Einrichtungen.

Eine Reihe von Neuerscheinungen über pazifische Geopolitik sind 1922 in der amerikanischen Zeitschrift „Nation" zusammengestellt und besprochen worden, und diese Besprechung ist so kennzeichnend für die amerikanische Auffassung der „Pacific problems", daß wir daraus manche Einsicht gewinnen können. Der Kritiker N. Peffer verriet uns in seiner scharfen treffenden Besprechung, wie ein Teil des amerikanischen Publikums damals, nach der Konferenz von Washington, über den Großen Ozean und dessen Probleme fühlte. Öfter als früher spricht sich ein gewisser Zweifel an der eigenen Gottähnlichkeit aus: es braucht nicht mehr als absoluter Fortschritt angesehen zu werden, wenn sich außerhalb einer alten umwallten Stadt am Yangtse eine neue Mühle auftut, um Kinder 11 Stunden am Tag für ein paar Kupfermünzen arbeiten zu lassen; ein paar Missionsschulen, ein paar Zeitungen mehr erfüllen nicht mehr so mit Entzücken, das Nachgeschnatter von Weisheiten aus zweiter Hand der amerikanischen Provinz-Universitäten durch chinesische Studenten ist nicht ohne weiteres ein Sieg der Zivilisation und ein Zeichen von Chinas Erwachen. Ernüchterung zeigt sich auch hier! Rein imperialistische Schriften, auch wenn sie sich ein Kultur- oder Wirtschaftsmäntelchen umhängen, finden im panpazifischen Milieu kein rechtes Echo mehr. Der grimme alte Imperialismus hat neue Gewänder gefunden, die nicht so durchsichtig sind, und bläst milde, lockende Weisen. Gerade bei den großen Entfernungen des pazifischen Raums übertönt aber für unsre Ohren leicht ein geller Trompetenstoß, eine Fanfare das Gesamtorchester, das ganz andere Töne geigt, als jene einzelnen imperialistischen Vorstöße. Die Stimmung des Ganzen zeigen weit eher solche Sammelbesprechungen, wovon wir eine Probe gaben, oder solche Aussprachen, wie sie Einladungen zur panpazifischen Konferenz in Honolulu vom 25. Oktober bis 8. November 1922 begleiteten. In solchen Fällen zeigt sich, wer wirklich zu den „Schlüsselmenschen" des Pazifik gerechnet wird, wer voll zählt im Kreise der Geladenen, den in diesem Falle A. H. Ford zusammenstimmte.

Weit darüber hinaus wirft die Tätigkeit solcher Konferenzen ein Streiflicht auf die kulturell föderative Einstellung des pazifischen Lebensraumes überhaupt. Bundesbildungen sind doch alle in der Einladungsliste aufgezählten Machtformen: die Vereinigten Staaten, China, das Britische Weltreich mit der australischen Commonwealth, Neuseeland und Kanada, Spanisch-Amerika, Insulinde, die Sowjet-Republiken. Wenn Japan im Gegensatz dazu als Einheitsstaat erscheint, so darf man seine eben erwähnte föderative Vergangenheit nicht vergessen und muß auch beachten, wieviel Anlage zu föderativer Ausgestaltung in dem heutigen Reiche steckt, wie Formosa, Korea, die Nordinseln schon wieder individualisiert werden. Nur Frankreich mit seiner starren Zentralisation ist ein Fremdkörper in diesem Rahmen und Raum. Welcher Zukunftsorganisation steuert der große Raum in voller Weiterentwicklung wohl zu? Doch wohl voraussichtlich auf Bünde,

wie er sich auf Bünden aufbaut, aber von einer festgehaltenen und vollendeten Volkheit aus, aus dem Boden der starken, sich selbst wollenden und bejahenden Nation, nicht der internationalen Zersetzung!

Es war ein Franzose, allerdings der am meisten angelsächsisch geschulte, nämlich Guizot, der in seiner „Geschichte der europäischen Zivilisation" schrieb: „Das föderative Prinzip fordert offenbar die höchste Entwicklung von Vernunft, Moral, Kultur von der Gesellschaft, in der es Anwendung finden soll." Wo es anwendbar ist – aber allerdings auf dem Wege zweiseitiger Verträge in sich geschlossener Nationen –, zeigt sich Aufstieg, wo es zerstört wird, Abstieg und Verfall. Es gibt zu denken, daß die französische Staatsweisheit kein Organ mehr dafür zu haben scheint, während der pazifische Lebensraum sich überall Organe dafür schafft und die angelsächsischen Leiträume zunehmend im Zeichen der Anpassung daran stehen. Wenn wir dereinst an einem Völkerbund mitbauen sollten, müßte es freilich ein anderer Typ werden als der von Genf, weit eher einer pazifischen Prägung.

Aber das steigende Gewicht, das die Anrainer des Pazifik in die Waagen zukünftiger Menschheitsorganisationen des Gesamtplaneten zu werfen haben, läßt uns hoffen, daß sie mehr unserem Selbstbestimmungsideal entsprechen werden, als dem Vasallenkranz französischer Vergewaltigungsorganisationen.

XXVI
SCHLUSSWORT

„Pazifische Geopolitik" hatten wir ursprünglich unsern Versuch genannt, Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte zu einem auch staatswissenschaftlich wohlbegründeten Einheitsbau zu vereinigen. Bewußt war als Überschrift ein gegensatzreiches und bedeutungstiefes, schon international gewordenes Fremdwort romanisch-griechischen Ursprungs, kein deutsches gewählt worden. Denn weltüber, aus dem verengten und verstümmelten mitteleuropäischen, deutschen Lebensraum hinaus muß heute gerade die deutsche Geopolitik als Wissenschaft zu wirken suchen – wie mit den draußen gewonnenen, raumweiten Erkenntnissen erziehend und vertiefend in diesen verengten Lebensraum hinein, im Sinne des angelsächsischen Meisterwortes: „let us educate our masters"! Darum darf die Geopolitik unersetzliche Fremdworte und Fremdprägungen so wenig scheuen wie wesensfremde Räume!

In solcher Auffassung der letzten Ziele geopolitischer Wissenschaft, zugleich im Dienste der Menschheit und Menschlichkeit, wie unseres Volks haben wir uns beim Durchwandern im Geiste von 145 bis 168 Millionen Quadratkilometern unserer Erde nach Fläche und Grenzsäumen, geopolitische Erkenntnis suchend, in dem weiten und unübersichtlichen, wenn auch reizvollen Arbeitsfeld der politischen Erdkunde vor allem von dem Leitgestirn der Selbstbestimmung führen lassen. Selbstbestimmung und Volkspersönlichkeit, das Auswirken seines Schicksals nach eigenem und innerem Recht aus den Naturgesetzen seines Lebensraums schwebte uns dabei als unverlierbares Recht einer Volkheit vor – wie sie uns als geopolitisch vom Lebensraum und seinen Oberflächenformen bestimmte Erscheinung greifbar schien und dennoch zugleich als platonisches Eidos, von prästabilierter Harmonie vorgebildet, über diesem Raum schwebend vor Augen steht: den Weg durch ihn erleuchtend, auch wenn es ein Leidensweg sein sollte, wie nächtens als Pfadweiser das südliche Kreuz in der Südsee, die wir durchpflügten.

In diesem Sinn schwebt uns die Führer-Rede vom Mai 1933 als Leitstern vor.

In diesem Doppelsinn ist wohl auch nur jene schöne Interpretation von Ratzel zu verstehen, die – seltsam genug bei dem großen Erzieher unsres Volkes zu

feiner Würdigung von Lage und Raum — überschrieben ist: „Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht"! Aber gesucht und angestrebt muß es eben vom Raume aus werden, und ohne daß der Suchende den festen Boden im Raum — nach Luftschlössern jagend — unter sich verliere!

Die Bedeutung des geographisch zu erfassenden Lebensraums für den geschichtlich zu erfassenden Lebensvorgang herauszuarbeiten und aus ihrem Zusammenwirken geopolitische Schlüsse auf ihre augenblicklichen und künftigen staatlichen Zustände zu ziehen: zu diesem Ende haben wir uns des größten Teilraumes der Erde bedient, den — trotz allen darin umschlossenen Gegensätzen — dennoch ein einheitlicher Raumgedanke überhaupt erfüllt.

Es wird zusammengefaßt durch das Raumbild einer Wasserfläche, die vom ersten bewußten Entdecker einst Mar del Sur genannt wurde, Südsee, weil sie sich von der zufälligen Schwingung einer Bucht innerhalb des in Wahrheit nordsüdlichen Randverlaufs der amerikanischen Küste glänzend nach Süden erstreckte. So verführt die Unvollkommenheit bloßen menschlichen Augenscheins auch die Besten zu falschem Urteil! Reicht doch diese Südsee von der antarktischen Anökumene bis zur arktischen. Ein Weltmeer, das größte, war so spät gefunden, das Menschenwitz dann wenig später „Mar Pacifico" nannte, noch dazu an einer sonst von Weststürmen besonders gepeitschten Stelle, obwohl es die Zugstraßen der furchtbarsten Drehstürme mit den größten bisher gemessenen Windgeschwindigkeiten 252 km pro Stunde umschließt, seine Flutwellen 14 m hoch und viele Tausende von Kilometern weit von Arica und Jquique in die Sundainseln und an Japans Küsten wirft, an bebenden Ufern blühende Millionenstädte zerschlägt (San Francisco, Tokyo-Yokohama, Valparaiso, Manila...), und die Glutwolken seiner Vulkane leuchtend in jagender Hast um den ganzen Erdball sendet!

Im größten Meer der Erde (das wahrlich nur der von ihm träumende Dichter ohne bittere Ironie den Stillen Ozean, das Meer des Großen Friedens nennt, und mit seinen einfach schönen ostasiatischen Ideogrammen als „Tai Hei Yo" bezeichnet), herrscht aber der Daseinskampf wie überall; nur daß er — nach seinem großen Wesen — noch übergewaltigere Formen annimmt. Dort haben wir dann den Widerspruch des Friedenstifter-Wortes und Scheines (Pacific-Tai Hei Yo!) den Leitgedanken der Geopolitik gegenübergestellt, im Suchen nach der Wahrheit aus Gegenüberstellung und Vergleich. Wahrheit über die biologischen Gesetze des Raum- und Völkerkampfes ums Dasein wollten wir finden und aus ihr heraus die bescheidenen und beschränkten Möglichkeiten einer Milderung seiner Form, nicht seiner Aufhebung — denn dafür ist die Zeit nicht reif, wenn sie es jemals wird, und ein Hinweglügenwollen dieser Tatsache führt zu Selbsttäuschung, zu einem Vorüberstehlen an den Wirklichkeiten des Raumes und zu Betrug an andern um ihre Lebensmöglichkeit im verengten und beschränkten Raum der Erde.

Wir haben tiefe Achtung vor einem edlen Streben, dessen Fahnen und Zeichen wohl einer leuchtenden Zukunft der Selbstbestimmung der Menschheit die Völker

entgegenführen möchten, deren lockende Farben uns aber mehr als je umwittert scheinen von Gewalt und Lüge, Meineid und Hochverrat, von Leiden und Trug. Aber gerade wegen dieser Achtung, weil wir das Licht am Sehkreis nicht zum Trugbild mißbraucht sehen wollen, prüfen wir seine Verbreitungsaussichten so scharf im Raum, den wir zu erkennen vermögen — und erschüttert stehen wir überall auch in dem größten und scheinbar so weiten, mit dem Friedensnamen bezeichneten, vor des Kampfes ums Dasein grimmiger Narbenspur, wenn wir ihn auch weniger als andere vorbelastet fanden.

Aber kein Lernen kommt uns ohne Leiden, und die schärfsten Linien der Erinnerung zeichnet der Schmerz. Gerade deshalb haben wir uns selbst schmerzliche Erinnerung erneuert an raumweites Wirken in guten Tagen, und in dem so klein gewordenen Mikrokosmos des eigenen Lebensraumes das Leid und die Lehren des größten Ozeans vergleichend zu erkennen gesucht. Wir haben uns bemüht, seine leuchtende Weite in diese Enge hereinzuspiegeln, wie er einst vor meinen Augen gegenwärtig wogte, mit dem im Morgenglanz leuchtenden Fujisan über dem Urbild der Welle des Hokusai.

Es ist derselbe große Mittler, der einst schied und trennte, und seine Kinder in geschützten Zellen zu ihrer Eigenart erwachsen ließ, der nun verbindet und dadurch ausgleicht, freilich auch seinen breiten, blauen Rücken zum Widereinanderfahren darbietet. Im Anblick überall derselbe, ob er gleichtönig seine Brandungslieder sang am warmen Korallenstrand mit den darüber wehenden Kokospalmen, oder zwischen Mangrovewurzeln verrieselte und versumpfte, oder an die nordische Steilküste eisnebel-umrauchter, vulkanischer Klippen schlug; und er war im Wesen der gleiche, ob er der Flagge mit der aufgehenden Sonne diente, oder dem Sternenbanner, dem Drachen oder dem doppelten großbritischen Kreuz, oder aufrauschte am Bug der weißen Schiffe Scharnhorst und Gneisenau, als ich sie zum letztenmal in japanischen Buchten sah, stolz darauf, daß sie damals nach britischem Urteil die besten im Pazifik waren, und später an den japanischen Schlachtgeschwadern, die sie daraus verdrängten, oder dem englischen, das sie darin versenkt haben. Deutsche, vergeßt sie nicht! Fremde, laßt euch von ihrem Schicksal mahnen! Jedem schwankt einmal die Waage des Schicksals, kann einmal der Lebensraum versagen, so daß die Woge über ihm zusammenschlägt, die ihn vorher in Sieg und Sonnenglanz trug.

Denn was lehrt uns auch der pazifische Lebensraum und seine Geopolitik für unsern verstümmelten mitteleuropäischen, und jeden, der nicht werden will wie er, machtlos, und ein Tummelplatz für die Kinder anderer Breiten! Daß es keine Selbstbestimmung, kein Dauerleben gibt ohne festen Boden unter den Füßen und ohne Erkenntnis der erdgegebenen Daseinsbedingungen eines Raumes und höchste Vertiefung darin — aber auch kein Recht ohne Macht! Quisquis tantum juris habet quantum potentia valet ... das hat uns kein Mann des Schwerts in die Seele geschrieben, sondern ein melancholischer weltflüchtiger Friedensfreund.

Zu jenen erdgegebenen Daseinsbedingungen unseres mitteleuropäischen, deutschen Lebensraums aber gehört gesicherte Ruhe des Daseins, „Sekurität", „Saturiertheit" nicht! Ungeheurer Volksüberdruck erfüllt ihn. Waldlandschaft war er einst, ein Drittel der heutigen Bevölkerung mit Mühe bergend. Künstliche Savannenlandschaft mit zum Teil der Erschöpfung entgegengehenden, zum Teil geraubten Bodenschätzen, Kultursteppe, ja Großstadtwüste ist er heute, in weiten Räumen schon eine von der Kultur ausgewirtschaftete, in Raubbau gezwängte Ruinenlandschaft. Die Lebensform, die sie erfüllte, war bis 1933 kein „Reich", wie die Weimarer Verfassung vorgab, sondern die Ruine eines Reiches, ohne feste sichere Grenzen, das geographische Kennzeichen eines Staates; und in seiner Struktur von 1919—1933 war es nicht von freudiger Bejahung aller Stämme und von Achtung seiner Nachbarn getragen, oder wenigstens, um mit Tacitus zu reden, mutuo metu geschützt, sondern es war von eisernen Klammern des Machtwillens starker Feinde von außen her gefügt und von innen unnatürlich zusammengepreßt, mehr durch Verdrängungen der einst zentralistischem Machtwillen ferngehaltenen verneinenden Kräfte gehalten. Das war geopolitisch kein Bau, der Dauer versprach. Darum entsprang der so ans Spalier gehefteten Lebensform kein großräumiges Wachsen und Werden, wie wir es überall um den Pazifik gefunden haben, sondern kleinräumige Zersetzung, Verkrüppelung, Entartung bis 1933.

Dieses von außen und innen gekreuzigte Volk, warum hat es seinen Atemraum über die Erde verloren, der ohnehin nur etwa das Fünffache seines Mutterbodens betragen hatte, im Gegensatz zum neunzigfachen des Briten, zum sechsundsechzigfachen des Niederländers und fünfzigfachen des Franzosen? Weil es ihn, vor allem sein Südsee- und Inselreich als Volk nie innerlich besessen und nicht als geistigen Besitz erworben hatte. Nur wenige Einzelne taten, was das ganze Volk gesollt hätte, was es aber aus Ressort-Engherzigkeit, Weltanschauungs-Hader, aber auch von dem Klassenhaß des organisierten Neides kosmopolitisch verblendet unterließ.

So hatte es, in eine ungeheure Auseinandersetzung unvorbereitet hineintorkelnd, auf phantastische, erdbodenfremde Staatsromane, internationale Gesichte und Träume hin sein irdisches Reich aufs Spiel gesetzt, und zwar das Volk als Ganzes: Kaiser und Ressorts, aber auch die großen Parteien, wie Zentrum und Sozialdemokratie, deren Erben. Und alle zusammen haben den Einsatz, den Atemraum auf der Erde verloren, weil sie die andern Völker, Freund und Feind und sich selbst, nicht sahen, wie sie wirklich sind, wie ihnen die Geopolitik sie zeigen konnte, in der Heimat und bei den Antipoden, „sondern wie man sie sich träumte . . ."

Ein Versuch nun, dieses Volk zum Sehen überseeischer Wirklichkeit anzuleiten, sollten diese Studien über das Zusammenwirken, die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte im Pazifischen Ozean sein. Ich wählte mir dazu wohlbedacht das Gebiet des Großen Meeres auf unserer Gegenseite des Planeten, weil

es das — nach meiner Erfahrung — dem Deutschen von heute fremdeste und dennoch zukunftsreichste, das bisher am wenigsten vom Verkehr unterworfene der Erde ist. So konnte es den Volksgenossen unbelastet und unverdorben von den Vorurteilen ihres Alltags gezeigt werden, wie es mir wirklich schien — in subjektiver Wahrheit freilich, denn objektive gibt es kaum in der Geopolitik, dazu steht sie mit ihrer künstlerischen, schaffenden Seite dem Werden, dem unausgesetzten Machtwechsel auf der Erde zu nahe.

Das ist ihre Gefahr und ihre Grenze, die ich gern einräume. Sie setzt für wissenschaftlichen Betrieb ein fast übermenschliches Zurücktreten des Mannes hinter sein Werk, beinahe die Unpersönlichkeit des Fernen Ostens voraus, wie sie Percival Lowell dort zu sehen glaubte, wie sie in praktischer Politik aber auch dort nicht existiert.

Darum kann, was ich hier beitrug, auch nicht mehr als eine Skizze sein, ein Anhalt, wie ich mir geopolitisches Arbeiten in der pazifischen Gegenseite unserer Heimat vorstelle, wie es einmal zu einer wirklichen Geopolitik des größten Meeres führen könnte. Bausteine sind diese Schriften und Zeichnungen zur pazifischen Geopolitik, kein abgeschlossener Bau, der vielleicht überhaupt noch nicht errichtet werden kann; aber sorgfältig, auch zwischen den Zeilen gelesen und weiter überdacht, könnten sie doch dienen dem großen Ziel geopolitischer Erziehung, dem Werk eines besseren, sturmfesteren Aufbaus künftiger Tage!

In solchem Sinn eilte die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" 1923 um ein Jahrzehnt der deutschen Reichserneuerung voraus — ahnungssicher damals schon als ein Baustein ihrer politischen Erziehungsideale gestaltet.

XXVII

PAZIFISCHE GEOPOLITIK VON 1924 BIS 1936

„Geopolitik beginnt für mich, wo die Prognose einsetzt." So hat Robert Sieger, einer der scharfsichtigsten wissenschaftlichen Wächter unter den politischen Geographen Mitteleuropas in seiner großen Schicksalswende, den schmalen, kaum merklichen Paßübergang bezeichnet, an dem es aus den kühlen Höhen der reinen Erdkunde in die lebenerfüllten Täler und Weiten der wissenschaftlichen Politik hinabgeht. Auf diesem Weg aber müssen Stege, Brücken und Geländer den Pfad sichern, Hilfsmittel, die wir heute, im Zeitalter der Massenverbreitung politischer Verantwortung, für nötiger halten als je, wenn nicht alle Erkenntnis der politischen Erdkunde unfruchtbar bleiben soll, wie „die Geister vom Felsensee", und die Politik der reinen Empirie überlassen werden soll.

Trifft Siegers Ansicht zu — und wir sind die letzten, es zu leugnen, je mehr wir für die Daseinsnotwendigkeit der Geopolitik und für geographisches Wissen als ihre selbstverständliche Grundlage eintreten —, so gibt es keine leichtere Probe auf die Richtigkeit der Anlage eines vor mehr als einem Jahrzehnt zum erstenmal erschienenen Buches, wie der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", als die Untersuchung, wie weit es von seiner politisch-geographischen Grundlage aus den Leser richtig geführt und selbst zur Prognose befähigt habe, und wie weit sich die Prognose als zutreffend erwies.

Hat sich die Vorstellung von einer zunehmenden Bedeutung des pazifischen Kraftfeldes in der Politik und Wissenschaft (1—19) eingebürgert und die pazifische Geopolitik ihre Dynamik erwiesen? Ist das Wort von panpazifischen Bindungen weltläufig geworden oder nicht — z. B. in politischen, wissenschaftlichen, sozialen Kongressen —, freilich in gewaltigem Gegenspiel mit panasiatischen Bewegungen? Hat sich der Aufstieg zur Selbstbestimmung in den Monsunländern, dem volkreichsten Teil des Pazifikrandes, als Wahnidee oder als greifbare Tatsache entwickelt (z. B. in der indischen Verfassung)? Hat sich eine pazifische Sonderart politischen Denkens, Schauens, Handelns feststellen lassen, wie sie ein so hervorragender Kenner des Antlitzes der Erde, wie Eduard Sueß für die pazifischen Küsten, im Gegensatz zu den atlantischen in sein großes Lebenswerk meißelte?

Oder kann man seine und meine Ansicht, geteilt von ganzen Kongressen der hervorragendsten Köpfe der Vereinigten Staaten, Japans, Australiens, Chinas und anderer Pazifikrandländer, und getragen von dem starken Anteil der indischen Intelligenz mit einem verneinenden Aufsatz zu den Schatten wischen? (8)

Einige dieser Fragen auch nur laut aussprechen, heißt Fenster öffnen, durch die der Sturm der Wirklichkeit in die Studierstuben fegt und veraltete Vorstellungen von Schreibtischen und Regalen wirbelt.

Kann man die Augen schließen gegen die ganze Seemachtentwicklung von der Rüstungseinschränkungskonferenz von Washington 1922/23 bis zur Flotten-Spar-Zusammenkunft des Britenreiches, Japans und der Vereinigten Staaten in Genf 1927, der Frankreich und Italien fernblieben und dem Zusammenbruch des Flotten- und pazifischen Festungsdiktats im Dezember 1936? Zwingend erweisen z. B. die Darstellungen von Hector C. Bywater (5), Carl Hollweg, Admiral Sims, daß man nicht daran vorbeischauen kann. Kann man verkennen, wie sehr pazifische Seepolitik, die seetaktischen und seestrategischen Verhältnisse des Großen Ozeans, das Abringen in Genf bestimmten? Darunter stehen voran: die Unmöglichkeit, sich mit Großkampfschiffflotten mit leeren Bunkern und vollen Kielen an so ferne Küsten zu wagen (Sims), die Übermacht des 10000-Tonnen-Kreuzers, des 3000-Tonnen-U-Boot-Kreuzers, eines unbegrenzten Ersatzes aus küstenlebiger Bevölkerung (Frankreichs inscription maritime, Japans der deutschen ähnliche Seewehrpflicht gegen die zu dünne Seemannsdecke der Angelsachsen). Viele andere ausgesprochen pazifische wehrgeographische Motive gesellen sich bei.

Wer kann die Lehren der chinesischen Kuo-Min-Tang-Bewegung völlig verkennen, die Malaienaufstände, die unruhige Dynamik des Außenchinesentums leugnen, einen geographisch greifbaren Wanderdruck in Abrede stellen? Er hat allein im Frühjahr 1927 in drei Monaten nach Okuras, des Präsidenten der südmandschurischen Bahn, Zeugnis, über 800000 Chinesen längs der mongolischen Grenze in die Mandschurei geführt, im ganzen etwa 2 Millionen in die niederländische Inselwelt, über 4 Millionen nach Siam, chinesische Zweidrittelmehrheiten nach Singapore und Penang! Wer wollte darin nur halb zufällige Einzelerscheinungen, nicht Anzeichen zirkumpazifischer Wanderdruckbewegungen in einem zunehmend einheitlich werdenden Wanderfeld erkennen?

Selbst so flüchtige Andeutungen, wie die über „Tragende Unterschichten im Rassengefüge", sind durch so gediegene Arbeiten, wie die des Japaners Horiyoka (17), in zwölfjähriger Tätigkeit in der Südsee bestätigt worden; und ein Forscher, wie Schebesta, zeigt uns, wie Rückschlagserscheinungen in sehr hochentwickelte Rassenmischungen hineingeraten, deren Angehörige sonst den Palaeo-Asiaten, den Zwerg-Negrito entrüstet in der Ahnenreihe ablehnen möchten.

Forscher, die sonst die Eigenart pazifischer Geopolitik verneinten, haben wenigstens gelten lassen, daß der Ansatz zu ihr das Verdienst hatte, die in so wichtiger

Richtung fast eingeschlafene Aufmerksamkeit in Mitteleuropa wieder auf den Großen Ozean und seine Randlandschaften zu lenken, in denen sich die bedeutsamsten Machtverlagerungen vorbereiten, die augenblicklich überhaupt auf der Erde in Sicht sind, für die sich alle großen Machtträger des Planeten die Arme frei halten wollen. So würde uns allein ein Streifblick auf die seit dem ersten Auftreten der Pazifischen Geopolitik erschienene Literatur rechtfertigen; wir dürfen ihn eigentlich unsern Lesern nicht ersparen und fügen ihn als Anlage bei (1—20).

Das Jahr 1927 war insofern ein günstiger Zeitpunkt für eine Erneuerung der Rundschau über das pazifische Kraftfeld im ganzen, durch die zweite Auflage dieses Buches, als eine Bewegung, die es seit der Jahrhundertwende beherrschte,

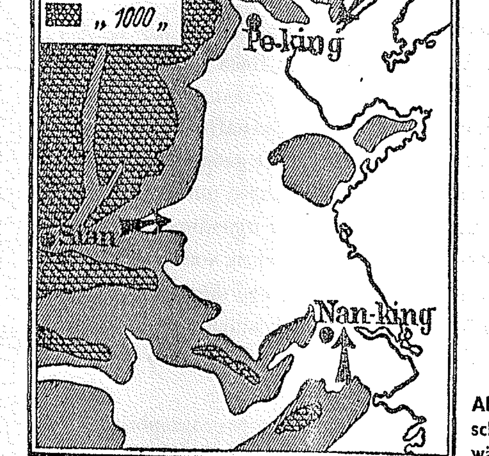


Abb. 30. Die Wanderung der chinesischen Hauptstadt: Frühere und gegenwärtige Hauptstadt

in einigen seiner wichtigsten Räume durch äußerliche Weiheakte (Delhi, Canberra) zum Abschluß gekommen war, oder doch durch einmalige, schwer rückgängig zu machende Entschlüsse an bestimmte Orte (Wuhan, Nanking) gebunden wurde. Es ist die zunehmende Neigung, wichtige Machtmittelpunkte von der Küste, aus dem Meerbereich hinweg, landeinwärts zu verlegen, die für Indien zur Hauptstadtverlegung von Kalkutta hinweg nach Delhi bewog, für Australien zur Hauptstadtverlegung nach Canberra führte — von Sidney, der am meisten amerikanisierten, und von Melbourne, der am meisten englischen unter den großen Küstenemporien hinweg. Für China ergab sich zunächst ein Gleiten des Machtschwerpunktes an den mittleren Yangtse, wo er zwischen Hankau, Nanking und Nankau pendelte, zuletzt nach Nanking glitt; höchstwahrscheinlich kehrt er nicht wieder nach Peking zurück, und auch die Eindringungshäfen Hongkong, Kanton, Schanghai werden in ihrer Macht- und Wirtschaftsbedeutung beschnitten. Gleichsinnig schützt sich

Japan durch Hinausverlegen der Wehrschutzzone von Tokyo ins Meer (Futami; Amami Oshima) und gesteigerte Bedeutung der zweiten Reichskernlandschaft (Vergrößerung von Osaka und Kobe), der pazifische Gürtel der U. S. durch Verstärkung der vorgeschobenen Stellung in Hawai und des „American Quadrilaterals“ anderwärts im Pazifik, wie die gewaltige Luftsperre Aljuten—Hawai—Kingmans-Reef—Pago Pago und die Transpazifikfluglinie San Francisco—Hawai—Mid-

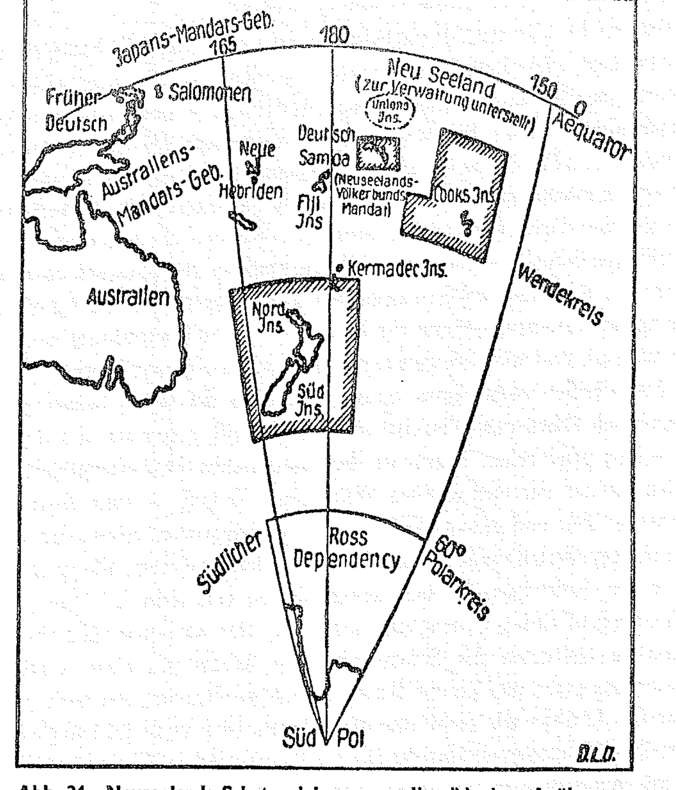


Abb. 31. Neuseelands Schutzanlehnung an die südpolare Anökumene

way—Guam—Manila. Selbsttätig gleitet die Bedeutung der britischen, mehr küstenhaftenden Reichsmacht auch dadurch weiter zurück, wozu die Entgliederung und Umgliederung des Reiches in einen Staatenverband vom Herbst 1926 ein sehr wesentlicher Schritt war. Er hat die Gleichberechtigung der drei großen pazifikrandigen Dominien hergestellt und Australiens, Neuseelands, Kanadas Macht- wie Raumanspruch und Selbstgefühl wesentlich gehoben.

Es empfiehlt sich sehr, etwa die Neuseeland-Nummer der „Times“ vom 22. Februar 1927 und ihre Australien-Nummer vom 9. Mai, oder die Australien-Nummer

des „Manchester Guardian" vom gleichen Tage vergleichend zu betrachten. Man erkennt, wie zwischen 1925 und 1930 das Selbstbewußtsein der pazifischen Dominien vorgeschritten ist, wie sich namentlich Neuseeland, trotz seinen nur etwa 1½ Millionen Einwohnern, als Kern eines werdenden Seereichs empfindet, das sich als rein ozeanisches dem randständigen japanischen Inselreich des Pazifischen Ozeans durchaus gleichgeordnet fühlt, wenn es auch vorläufig noch dessen Menschenmassen fürchtet und weiß, daß es zu ihrer Fernhaltung seine großen weißen angelsächsischen Brüder noch braucht.

Man mache sich aus der vorstehenden Skizze klar, daß die beanspruchten Seeräume denen des Japanischen Reiches durchaus an die Seite gestellt werden können; man begreife, welcher „Imperialismus" in Worten, wie denen des klugen Mandatadministrators Sir George Richardson liegt (Neuseeland-Nummer der „Times", S. XIV, Spalte 3): „Der Samoaner wird in einer Generation ein neuer Mensch, in zweien ein bestimmender Faktor in der Südsee sein. Neuseelands Politik, wie sie hier durchgeführt wird, wird seine Stellung als ‚a governing power' im Pazifik etablieren" — und man wird aus wenigen geopolitischen Skizzenstrichen dieser Art verstehen, welche ungeheuren Spannungen bis zu einer gerechten Verteilung der Ernährungsräume der Erde auf ihre Volksvermehrung noch zu überwinden sind, und wie weit gerade zwischen den pazifischen Ufern die Gegensätze klaffen. Freilich steht diesen Spannungen auch ein stolzes Selbstvertrauen der geopolitisch führenden Wissenschaftler des Pazifik gegenüber, das Griffith Taylor — den praktischen Begründer der australischen Bundeshauptstadt und wohl besten Kenner der australischen Welt neben Gregory — sagen ließ: „Bei hinreichender Zeit und gutem Willen würde ein Experiment zeigen, daß die Rassen sich in Freundschaft mischen und in Frieden leben könnten. Alle großen Zivilisationen der Erde seien in Rassenmischgebieten entstanden..." (Gesprochen im Union-Club of China, Schanghai, 11. 12. 26.) Das war etwas kühn für einen der führenden Gelehrten der Sidney-Universität Australiens, eines menschenleeren Landes, das gelbe und braune Rassen gerade so aussperrt, wie noch vor kurzem unter den Weißen alle nicht 100%igen Briten. Aber es ist tatsächlich eben doch unter der Stimmungswirkung des Dritten Panpazifischen Wissenschaftlichen Kongresses innerhalb von nur sechs Jahren panpazifischer Ausgleichsarbeit gesagt worden. (Der erste war 1920 in Honolulu, der zweite 1923 in Melbourne, der dritte 1926 in Tokyo, der letzte 1936 in Yosemite.)

Freilich hat auch Sir Joseph Cook im „Graphic" drucken lassen: „Es ist vielleicht kein müßiger Traum, daß noch vor Ende dieses Jahrhunderts sich der Mittelpunkt der Reichsgewalt nach dem allbritischen Kontinent der Südsee verschiebt." Dazu muß dieser Kontinent sich beeilen, seinen 6 Millionen einige weitere zu der von Penck ihm zugedachten Höchstzahl von 145 einzufügen.

Aber es liegt jedenfalls in den beiden größeren und wichtigen Zusammenkünften pazifischer Geistesführer von 1926 am 30. Oktober in Tokyo, von 1927

der Arbeiterverbände in China, wie der kleineren westamerikanischer Studenten in Seattle und der Aussprache des „Pacific Institute" im Juli 1927 in Honolulu jener stolze Zug bewußten Anschauens und Aufgreifens entscheidender Fragen des gemeinsamen Erdraumes, den wir an den Genfer Einrichtungen mit ihrem scheuen Vorbeireden und Vorbeihandeln an den wirklichen Gefahrpunkten vermissen.

Das den Pazifik und seine Randräume im größten Stil umspannende Programm eines solchen allgemeinen Kongresses in Japan bringt in seinen Einzelheiten u. a. der „Transpacific" vom 30. 10. 1926 und 6. 11. 1926, wie es im Sommer 1936 die Pazifikpresse erfüllte für eine Yosemite-Tagung.

Selbstverständlich umgab ihn auch Japan — wie 1923 Australien — mit dem ganzen offiziellen Gepräge: Eröffnung durch Prinz Kanin, den Premierminister, Präsidium durch den repräsentativsten Gelehrten, Präsidenten der Akademie, Sakurai.

Wer sich die Zeit nehmen kann, die englisch gehaltenen Reden der Japaner im Wortlaut zu verfolgen, der wird darin einen ähnlichen Geist finden, wie wir ihn vorher aus den Aussprüchen der führenden Australier erkannten: das stolze Einheitsgefühl des größten, sich immer mehr seiner Zukunftsbedeutung bewußt werdenden Einheitsraumes der Erde, den eine einheitliche geopolitische Idee — die des größten Ozeans — erfüllt. Natürlich ist auch das Ringen um die Führung dabei unverkennbar, aber in einem anderen Geiste, als wir irgendwo im Westen das Völkerbundsproblem oder das paneuropäische verfolgt sehen, von großen, gemeinsam bewußten geographischen Grundzügen ausgehend; und dies zu beweisen, darauf kam es uns bei diesen Beispielen an. In Yosemite konnten sich 1936 Japaner und Russen, Ferner Westen und Ferner Osten über ihre Gegensätze aussprechen, auch wenn es hart auf hart ging.

Damit hängt auch zusammen, daß sich während anthropogeographischer Spannungen das Vorgefühl gemeinsamer Gefahren derber, deutlicher, wenn man so will, unbefangener äußert. Zu einer Zeit, wo sich eine große westdeutsche Zeitung von Genf schreiben ließ: „Niemand kann mehr Krieg führen", wurde Kriegsgefahr im Pazifik zugegeben von Männern wie E. Sokolsky, dem gut beobachtenden Mitherausgeber der „Far Eastern Review", Baldwin, Chamberlain und Vandervelde, Außenministern zweier wichtiger Kolonialmächte, den leitenden Männern der großen australischen und chinesischen Arbeiterverbände wie der Sowjets. Also kapitalistische wie kommunistische Imperialisten und ihre soziologischen Gegner gaben der klaren Erkenntnis von transpazifischen Spannungen, der Möglichkeit eines transpazifischen Krieges um China Ausdruck, aber auch der Pflicht für alle, „voran die nächstbeteiligten Völker", das wissenschaftlich Mögliche zu tun, um diese Spannung ohne Gefahr für die Menschheit abklingen zu lassen, oder wenn möglich aufzulösen, nicht zuletzt dadurch, daß man sie rechtzeitig beim Namen nannte und auf gemeinsame geopolitische Nenner zu bringen suchte.

Das wird vielleicht am deutlichsten, wenn man die sehr ergebnislosen Ab-

rüstungsversuche des Frühjahrs 1927 in Genf mit dem viel nüchterneren Flottensparversuch der Vereinigten Staaten im Sommer 1927 in Genf vergleicht, zu dem sie kennzeichnenderweise nur die großen pazifischen Mächte, nicht aber Italien und Frankreich an den Beratungstisch bekommen hatten, obwohl auch diese sich klar sein dürften, daß sie sich einem wirklichen Sparbeschluß nicht entziehen können. Daß man sich über Schiffsgattungen streitet, die man, nach dem Urteil erfahrenster Sachverständiger, „am besten zu Kriegsbeginn im Mississippi verankert", würde im Frühjahr noch gut möglich gewesen sein — die Vertreter der pazifischen Großmächte dachten nicht daran. Als die pazifischen Mächte unter sich waren, zeigte sich schnell, was in Wirklichkeit die gangbare Münzsorte für die Weiten des größten Meeres war, nach denen die einzelnen Machtinhaber sich gegenseitig in Wahrheit einschätzten: die Kreuzertonnage. Es zeigte sich weiter, daß die am meisten atlantische Macht unter ihnen am liebsten die wirksamsten Mittel der Zukunft (10000-Tonnen-Kreuzer, Groß-U-Boot, Flugzeug-Mutterschiff) verboten hätte, daß sie am kleinräumigsten von allen dreien dachte und die meiste Furcht vor der Zukunft hatte, wie sie ja auch in China trotz allen Anläufen nicht von den alten Methoden losgekommen war. Trotz der größeren Nähe, trotz den Hilfsmitteln der reichsten Tradition zeigten sich die Vertreter des Britenreichs weder dem längeren finanziellen Hebelarm und seiner unbefangenen Ausnützung der US.-Amerikaner, noch auch der diplomatischen Gewiegtheit des Admirals Saito gewachsen, der, wie schon bei seiner Ausgleichstätigkeit in Korea, eine souveräne Handhabung der öffentlichen Meinung der Welt bewies.

Wie sehr die Weiterentwicklung ferner den Behauptungen recht gab, die wir über die Bedeutung des chinesischen — den japanischen weit überragenden — Volksdrucks für die gesamte pazifische Geopolitik aufstellten, dafür einige Zahlen und Zeugen zu Ausgang des dritten Jahrzehnts: die Zahl der allein in den Monaten Februar bis April 1927 aus den unruhigen chinesischen Nordlandschaften längs der mongolischen Grenze in die Mandschurei hereingetrifteten nordchinesischen Siedler schätzte der Präsident der südmandschurischen Bahn, zu wirtschaftswissenschaftlichen Phantastereien nicht geneigter Verwalter eines Zwei-Milliarden-Wertes, auf mehr als 800000. Dabei war der Anteil von Schansi gering, dessen tüchtiger Landeskommandant Yen-Shi-Shan zu seinen, im Frieden für Straßenbau und Kulturarbeit verwendeten, Provinzialtruppen durch Mobilmachung mühelos weitere 120000 Mann fügte, in einer einzigen der 18 Provinzen, und seinem Lande so den Bürgerkrieg fernhielt und die Ruhe wahrte. Die Zahl der — trotz dem amerikanischen Einwanderungsverbot — in die Philippinen geschmuggelten Südchinesen aus Kanton wird auf 2000 monatlich angeschlagen; 90% des Zwischenhandels der reichen Inselgruppe sind in chinesischer Hand, wie Zweidrittelmehrheiten der Einwohnerzahl von Singapore und Penang, wie immer mehr der Arbeiterersatz der Kern- und Leitbetriebe der Malaienhalbinsel zur Ausbeutung von Zinn und Gummi. Eine ähnlich überragende Stellung hatten damals schon die

Chinesen mit ihren 4¼ Millionen unter 11 in Siam gewonnen, wo man bereits die öffentliche Meinung mit der Chinesenfurcht von außen her aufpeitscht. In Niederländisch-Indien, wo man ihre Zahl auf mehr als 2–3 Millionen unter 62 allerdings ziemlich auflüpfischen Millionen schätzt, und in Französisch-Indochina, wo der (vom annamitischen Typ fast nicht zu unterscheidende) südchinesische Rasseneinschlag unter 25 Millionen mindestens 20—25% beträgt, hat man in Gestalt schwerer Aufstände alle Zuckungen des chinesischen Rassenkörpers mit zu spüren bekommen. Für Indochina hat das kein Geringerer betont als der vorletzte französische Botschafter in Tokyo, der sich sehr besorgt über die Unruhen am Roten Fluß, das Herüberschlagen chinesischer Flammen des Aufstandes und den Bau von Schädelpyramiden in Dörfern aussprach: sicher kein Zeichen von Ruhe und Ordnung und von Zufriedenheit der Eingeborenen mit dem zu ihrem Heil ausgeübten fremden Regiment. Der französische Generalgouverneur von Indochina, ein Sozialist, hat durch seine Reden eine tiefe Verbeugung vor dem südostasiatischen Selbstbestimmungsgedanken gemacht.

Massen, Männer und Räume in China bei den kaleidoskopartigen Wendungen der chinesischen Frage seit 1922/23 (der letzten internationalen Regelung durch die Konferenz von Washington) in ihrem Anteil an dem seither wenigstens Tagesgeschichte gewordenen Geschehen richtig abzuwerten, dazu bedarf es vor allem breiterer Raumanschauung und noch schärferen Abstandhaltens, als in Mitteleuropa üblich ist. Der altchinesische Kulturboden ist, abgesehen von einzelnen in ihrem Halt besonders naturbegünstigten Einheitslandschaften, wie dem heute noch aus dem Bürgerkrieg gehaltenen Schansi, wie Yünnan, Szetschwan, bis zu einem gewissen Grade auch die Mandschurei, für politische Bewegung so brüchig und unterhöhlt und unterwühlt wie von Kaninchen und Wühlmäusen besiedelte Heide. Zu lange Auswirtschaftung, namentlich in Schensi, Kansu, Honan, Hupe und Hunan, auch in dem in sich geschlosseneren Kiangsi wirkt sich mehr im Norden, andere Rassenzumischungen wirken sich in den südlichen Kolonialprovinzen Kwangtung und Kwangsi vor allem dabei aus.

Nun sind zu den alten, verschlungenen Gängen noch die neuen der militarisierten Gewerkschaften und der Kleinbauernbewegung, des 1927/28 weit vorgetragenen einheimischen wie ortsfremden Kommunismus, sowohl der vom Süden her organisierten wie der als Rückschlag gegen die Bürgerkriegsverwüstung wildwüchsigen Aufstände, wie der „Roten Speere" u. a. gekommen. Sie lassen die plötzlichen Zusammenbrüche unter den Füßen scheinbar siegreicher Heere verstehen, wie sie alle Condottieri der Reihe nach erlebten: Wu-Pei-Fu 1923, später Feng-Yu-Hsiang, dann Sun-Chuan-Fang um Schanghai und Nanking, Chang-Tso-Lin in seiner eigenen Mandschurei und 1927 Chiang-Kai-Sheck nach dem zuerst märchenhaften Erfolg des von dem Russen Galen-Blücher geleiteten Zuges nach Norden bis Schantung. Das Pendeln der Kernlandschaft aus dem extrem südlich gelegenen Kanton wie dem extrem nördlichen Peking gegen die Mitte der Yangtse-

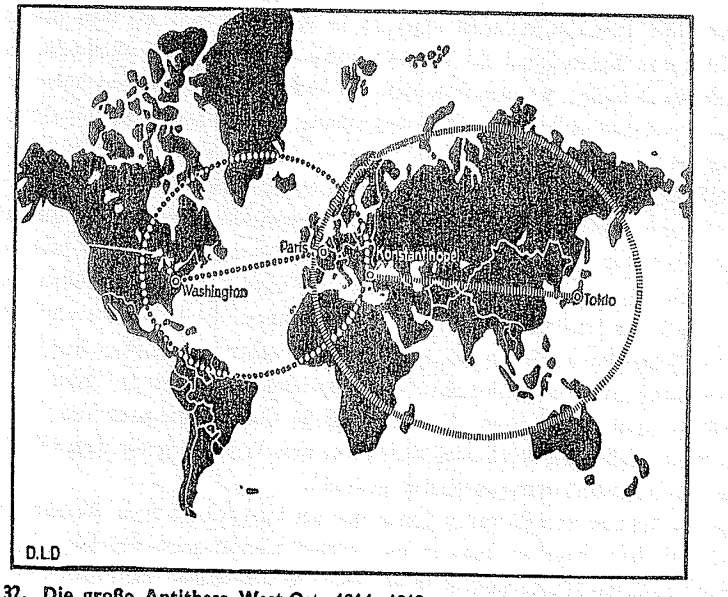


Abb. 32. Die große Antithese West-Ost, 1914—1918
Die Überschneidungsfläche der beiden Ellipsen zeigt den Entladungsraum der Spannungen

landschaft zu, nach Hankau-Wuchang, als Wuhan zusammengefaßt, endlich nach Nanking verrät in den flüchtig wechselnden Bürgerkriegserscheinungen eine geopolitische Dauerlinie mit Zukunftsmacht; ebenso die wieder zur Geltung gekommene uralte Kraftlinie aus Kansu über Sianfu durch die Paßlandschaft Schensi, Hwangho — abwärts, gegen die es für Nordsüdoperationen kaum ein Halten gab.

In schwindender geopolitischer Kraft sehen wir, trotz der Scheinblüte von Schanghai und der Tatsache, daß die Kuo-Min-Tang-Erneuerung Chinas von Kanton ausging, die vom Meer an die Küste und stromeinwärts vorgeschobenen Wachstumspitzen und Fremdkernbildungen: Schanghai, Tientsin, die Yangtse-Fremdhafenkolonien, wie Kiukiang, Hankau, den Fremdanteil an Nanking, auch die Plätze an der Perlflußmündung. Selbst die den Russen von Japan entwundene und von ihm umgekehrte Landbrücke der Liautung-Halbinsel macht davon keine Ausnahme, so stark das von ihr ausgehende wirtschaftliche Durchdringungswerkzeug der südmandschurischen Eisenbahn mit seinem Zwei-Milliarden-Wert sich schützend vor sie legt. Hier wirken neuerdings die nordkoreanischen Häfen Yuki, Seishin und Rashin als scharfer, wegverkürzender Wettbewerb. Ungeheuer stark ist die rückgewinnende Kraft der chinesischen Erde. Klar zeigt es sich an der ostchinesischen Bahn, die doch Anteil für Anteil den Russen wieder entwunden wurde; scharf hat es sich weiter erhellt an der Widerstandskraft von Szetschwan und Yünnan inmitten völliger Zerrüttung. Nur gegen die Sonderbildungen der west-

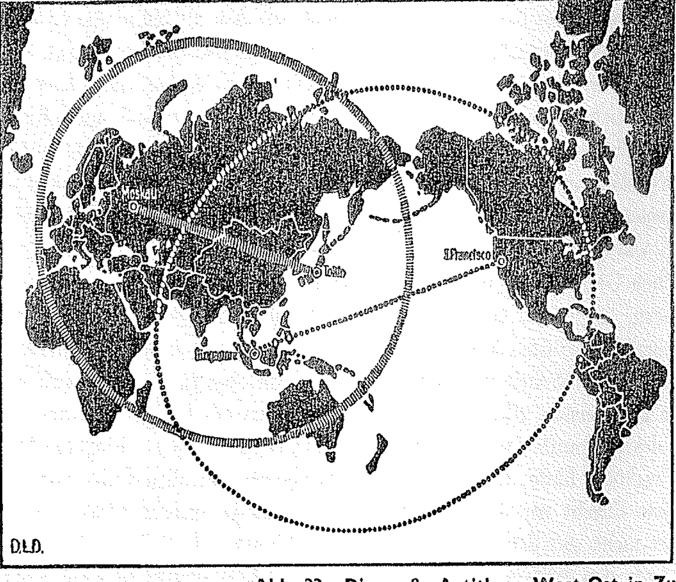


Abb. 33. Die große Antithese West-Ost in Zukunft
Die Überschneidungsfläche der beiden Ellipsen zeigt den künftigen Entladungsraum

lichen Marklandschaften haben Tibeter Erfolge errungen, die sie bis Tachienlu führten, und das Schicksal des wildwestlichen Hinterlandes von Kansu war mit dem der Heeresteile Feng-Yu-Hsiangs in der Schwebe, bis es in das japanisch-sowjetrussische Kräftespiel hineingerissen wurde. Große Abbröckelungsvorgänge an dieser Stelle auf geraume Zeit hin sind möglich, auf die Dauer auch hier unwahrscheinlich. Jede innere Schwächung des Chinesischen Reiches hat noch Zerfall an seinen Außenmarken bedeutet, ohne daß die Siedlungsdurchdringung jemals ganz zum Stehen gekommen wäre, ohne daß der Volksdruck aufgehört hätte, hungernde und fleißige Millionen mit längeren Arbeitstagen, als alle ihre Umwohner, in leerere Landschaften hinauszupressen. So hat denn auch der Bürgerkrieg kein Aufhören des chinesischen Wanderdrucks bewirkt, der innerhalb des letzten Menschenalters nach Süden auf zwischen $8^1/_4$ und $9^1/_2$ Millionen geschätzt wird, nach Norden und Osten sicher 15—25 überschreitet, in Formosa an $2^1/_4$, in Indochina an etwa 5, in Siam an 4, in Birma und den Straits an mehr als 1, in Indonesien an 2 Millionen Rassengefährten anknüpfen kann und langsam nach Nordasien durchdringt. Wie immer die inneren Erneuerungskämpfe Chinas enden, dieser Wert muß in die pazifische Geopolitik mit Dauerwirkung eingesetzt bleiben.

Wenn sich gegenüber der weit mehr expansiven chinesischen Druckbewegung Japan zurückhielt, so besteht doch die Tatsache, daß die Bevölkerungsvermehrung des Reiches im Jahre 1926 auf über 940000 gestiegen war, 1927 allen Schätzungen zufolge die Jahresmillion überschritten hatte und sich nun zwischen 800000 und

1 Million zu halten scheint, daß in Korea — nach einer Verdoppelung der Bevölkerung von 1909 bis 1920 — nun die Verdreifachung innerhalb dreier Jahrzehnte nahesteht.

Viel bescheidener, aber doch zu beachten sind die Anzeichen für die Überwindung des Bevölkerungsschwundes und der Trägestauung auch bei Malaiopolynesiern, so in Samoa (nach einem ersten furchtbaren Rückgang unter Mandatpflege) und Neuseeland, wenn auch der Zahlenschwund der reinen Frührassen der Paläoasiaten wie kleinwüchsigen Negrito unaufhaltsam weiterging. (Vgl. Arsenjew über Verhältnis von Chinesen und Russen zu Paläoasiaten in Nordostasien; und Schebesta: Bei den Urwaldzwergen von Malaya. Brockhaus Leipzig 1927.)

Vergleichen wir zum Schluß, nach der Betrachtung ihrer Weiterentwicklung ins achte Lustrum des XX. Jahrhunderts, die Geopolitik der panpazifischen Idee mit dem geopolitischen Verkörperungszuge der andern politischen Panideen übervölkischer und überreichlicher Räume, so will sie uns einerseits ausgleichender, friedfertiger, spannungsloser scheinen, andererseits politisch positiv wirksamer als die meisten anderen Panideen. Wir müssen solche Vergleiche schon vom Standpunkt der politischen Erdkunde aus durchführen, vielmehr erst von dem der Geopolitik und wissenschaftlicher Politik, denn diese Panideen sind nun einmal da; sie machen sich als politische Kräfte auf Erhaltung oder sehr gründliche Umlagerung in der Verteilung der Macht auf der Oberfläche der Erde abzielend und ausgehend fühlbar und sichtbar, sind kartographisch erfaßbar und streben nach Verkörperung, wenn auch ihre Verfechter meistens eine Ahnung davon haben, daß sie sich damit als Ideen wieder verflüchtigen und in die Ferne rücken müssen.

Fast alle anderen Panideen sind mit größeren Spannungen behaftet als die pazifische, die von vornherein der größten oberflächlichen Spannungen der Erde sich bewußt, auf ihren Ausgleich eingestellt war und aus dem Bedürfnis danach und der Furcht vor gewaltsamen transpazifischen Auseinandersetzungen Gestalt gewonnen hat.

So geht es namentlich den Ideen, die auf Verwirklichung der zusammenwirkenden Raumgedanken von Erdteilen alter Überlieferung abzielen, wie der panasiatischen, der panamerikanischen und der paneuropäischen. Die Idee der australischen Gemeinschaft schien von der Jahrhundertwende bis 1914 „saturiert"; ihr Ziel, der politische Zusammenschluß des kleinsten Erdteils, schien erreicht zu sein, obwohl ihr das große werdende ozeanische Inselreich des Pazifik fernblieb (trotzdem man schon bei der Hauptstadtwahl mit seinem Eintritt gerechnet hatte) und das randständige, Japan, vor vornherein in latentem Gegensatz entgegenstrebte. Aber durch das Hinausgreifen in die Tropeninsel Neuguinea, in die äquatorialen Mandate der Südsee hat es seinen Gegensatz zur Welt der Monsunländer gesteigert und sich ihnen doch genähert; es fühlte Drohungen aus der Geopolitik des austral-asiatischen Mittelmeeres emporsteigen; raumweit und

menschenarm sah Australien gegenüber dem südostasiatischen Massendruck kein anderes Heil, als in seinen leitenden politischen Menschen wie seinen Arbeitermassen und geistigen wissenschaftlichen Führern einer der stärksten Träger der ausgleichenden panpazifischen Idee zu werden (Pazifischer Kongreß von Melbourne 1923, Auftreten der australischen Arbeiterverbände 1926 und 1927, Rassenrede von Griffith Taylor 1926): es ist also im zweiten Jahrzehnt der Errichtung der panaustralischen Gemeinwelt schon über den Rahmen des einzigen politisch geeinten Kontinents der Erde hinausgetreten. Die pazifische Geopolitik erwies sich stärker als die isolierende australische. So ist der erste als politischer Raumgedanke gestaltete Kontinent wieder in den Werdekampf einer größeren Raumidee hineingeglitten, weil seine dünne Menschendecke zur Verkörperung seiner eigenen Raumidee in einem an sich mehr als ausreichenden Raume zu klein, zu schwach und vor allem schon zu sehr verstädtert war, um von sich aus, selbst in langsamem Werdegang, das weite, nach Siedlern schreiende Land auszufüllen. Die panafrikanische Idee aber steckt erst in den Anfängen einer Rassenemanzipation der dunklen Rassen.

Unter den Ozeanen hat es nur der Pazifische zu einer eigenen Raumidee im politischen Sinn gebracht. Eine panatlantische scheitert an dem unversöhnlichen lateinisch-angelsächsischen Gegensatz, der den Atlantikgraben querteilt. Der Umrandungsgedanke des Indischen Ozeans, den das britische Weltreich 1918 nahe an einen politischen Erfolg herangeführt zu haben schien (Skizze bei Dix und Wütschke), ist an der Zahlenschwäche seiner zu dünnen weißen Herrenschicht gegenüber den farbigen Massen zerbrochen. Er hat weder mit der panasiatischen Idee, mit der sich der alte, scheinbar geschlagene Panslavismus verbündete (mit dem Gesicht nach Asien aus Europa abgedreht), noch mit der auf drei Erdteile verteilten, aber in Asien stärksten Pan-Islam-Idee, noch mit dem all-indischen Gedanken fertig zu werden vermocht. Dabei hat das Britenreich diesen doch selbst durch die Verkündigung des Selbstbestimmungsrechts der Völker zur lodernden Flamme geweckt, aus der düsteren Glut, darin er als nie ganz verlöschter Brand unter der Asche schlief. (Das, Sarkar, Tagore, Mukerjee, Nehru u. a.)

Betrachtet man die Karte, darin Graf Coudenhove-Kalergi 1925 seine Vorstellung von Paneuropa niederlegte, so sehen wir sie in unversöhnlichem Gegensatz zu der panasiatischen Idee durch das Zerrungsmotiv der Verteidigung der festländischen europäischen Kolonialraubanteile in Südostasien, im „Goldsaum des asiatischen Bettelmantels". Prüft man aber die Verwirklichungsmöglichkeiten der panasiatischen Idee, so ist sie nicht nur an die Zerstörung der allbritischen Reichsgedanken wie der paneuropäischen geknüpft, sondern hinter jenen lauert, trotz aller Freundschaft der Sowjets für ein Panasien ihrer Prägung, der Gegensatz der größeren Vitalität Ostasiens und Indiens, der Monsunländer überhaupt, gegenüber den russischen Siedlerströmen nach Asien. Aber auch das Herauswirken des japanischen „Dai-Nihon"-Gedanken in seinem mandschurisch-innermongo-

lischen Trennungskeil zwischen Chinesen und Russen, die ozeanisch-kontinentale Zwiespältigkeit der japanischen Reichspolitik wie des chinesischen Wanderdrucks in die pazifische Gesamtumrandung bedeuten zweifellos eine Gefahrladung. An ihr allein aber sehen wir bewußte Ausgleichstendenzen einer auf Erdkunde begründeten geopolitischen Wissenschaft im größten Stil am Werk, Kooperation über die Spannungen hinweg herbeizuführen, also praktisch der Zukunft der Menschheit zu dienen in der Hauptfrage der physischen Anthropogeographie nach Penck: im wachsenden Volksdruck einer gerechteren und sinnvolleren Verteilung des Lebensraumes der Erde den Weg zu bahnen.

Das ist ein letztes großes Fernziel pazifischer Geopolitik!

ANHANG I

ANLEITUNG ZUR BENUTZUNG DES SCHRIFTTUMS UND DER KARTEN FÜR GEOPOLITISCHE STUDIEN IM PAZIFIK

Soviel sich die angelsächsische und japanische Geopolitik, so bedeutsam sich die russische und auch einzelne französische Werke mit den geopolitischen Daseinsbedingungen des Großen Ozeans und seiner Lebensformen auseinandergesetzt haben, so selten sind solche Arbeiten in Deutschland, ja in Mitteleuropa gewesen.

Den größten Wurf unter ihnen scheint mir zu haben — (neben den Stellen in den zwei programmatischen Arbeiten, mit denen Ratzel und Richthofen die Ozeanographie auch als politische Forderung im deutschen Kulturraum aufstellten [„Meer als Quelle der Völkergröße" und „Meer und Kunde vom Meer"]) — die „Geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans", im Entwurf von Graf Eduard Wilczek, überarbeitet von Weule, in Helmolts Weltgeschichte, für deren leitende Aufbauidee die Geopolitik immer wieder wird eintreten müssen. Aber diese vortreffliche Skizze ist auf wenigen (30) Seiten zusammengedrängt; ebenso zusammengeballte Arbeiten sind G. Irmers Völkerdämmerung im Stillen Ozean (Hirzel, Leipzig 1915), der scharf an das Problem heranführt; was Freiherr von Mackay im Greif, Februar 1914, zu sagen wußte; was Dr. Hartwig (Berlin 1918) im Augenblick des Verlustes über die deutsche Weltmachtstellung im Stillen Ozean schrieb, und Schulze, unterstützt durch eine ausgezeichnete, leider zu klein zusammengedrängte Karte von P. Langhans, Pet. Mittlg. 1915, über die japanische Auswanderungs- und Ausbreitungsfrage veröffentlichte. Dazu kommen ein paar Streiflichter weitsichtiger Marineoffiziere: Bemerkungen in den Erinnerungen von Tirpitz, deren wirkliches Verständnis aber schon große Übersicht über die Geopolitik des größten Meeres voraussetzt; die leider zerstreuten, höchst belehrenden und eindringlichen Mahnungen von Admiral Hollweg, zumeist in der D. A. Z., deren Sammlung mit guten Karten Bedürfnis wäre. Aus verwandter Einstellung stammt eine ältere Studie von Wachs (Neue mil. Blätter von 1902), eine neuere von Morath (Pet. Mittlg. 1911), von Wichmann (Pet. Mittlg. 1912); Otto Lutz über den Panama-Kanal in der Marine-Rundschau und F. v. Stumm: Der Pazifik, in der Deutschen Nation, September 1921.

Damit sind die mir zuerst zur Hand kommenden, persönliche Note tragenden geopolitischen Streiflichter gezeigt, mit denen der Deutsche sich in seiner Sprache sein vorzügliches Kartenwerk und seinen wissenschaftlichen Stoff über den Pazifik allseitig geopolitisch beleuchten konnte.

Das natürliche Kartenbild hat freilich für eine erste Einführung eine ausgezeichnete Unterlage an Dr. Max Grolls Tiefenkarten der Ozeane. (Mit Erläuterungen, 3 Tafeln, 91 Seiten in den Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde. Neue Folge. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) Eine Besprechung dazu von Dr. Gerhard Schott: Grolls Tiefenkarten der Ozeane, in der Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde 1913 Nr. 5, die Groll ergänzt, rundet das natürliche Bild bis zur Vollkommenheit. Ergänzt man es sich geopolitisch aus guten Vorkriegs- und Nachkriegs-Atlanten mit politischen Aussagen, die man vergleichend betrachten muß, etwa aus den Skizzen in Bowmans New World, Problems of political geography, London-Sydney 1922, und den Karten der japanischen Pazifikinteressen aus Pet. Mittlg. 1915 von Langhans, meinen Beilagen zu Dai Nihon (Mittler, Berlin 1913), den Skizzen von Admiral Hollweg, kriegsgeschichtlichen Karten der verschiedenen Generalstabswerke, etwa noch den Karten bei Mahan, und den derben bei Putnam Weale (Indiscreet Chronicle from the Pacific, 1923), so ist das kartographische Werkzeug für geopolitische Studien weit genauer als das an Erläuterung dazu im deutschen Schrifttum zu gewinnende.

Die deutschen Segel- und Dampfer-Handbücher, namentlich das neu 1923 herausgekommene, ergänzen dieses Bild, sowie die deutschen Admiralitätskarten Nr. 402 bis 406: Stiller Ozean 1:7 Mill. und 1:17 Mill.; 588 Sunda-Straße; Westaustralien; Karten und Pläne S. 35 bis 45, Berlin, April 1919 und anderweitig fortlaufend genannt. Die „Geographie des Indischen und Stillen Ozeans" von Prof. Dr. Gerhard Schott (Hamburg; 1935; Boysen) fängt Wissen und Namen von der geographischen Seite her in einem mächtigen Sammelband auf.

Aber es ist allgemein bezeichnend, wie sehr viel reicher wir aus der deutschen Literatur durch Arbeiten von Meisterhand die rein ozeanographische, morphologische, vulkanisch-seismische, klimatologische Seite unserer Fragestellung belegen können. Von der physischen Erdkunde her führt uns ein Griff ins Volle eine Menge geglückter Darstellungen zu; suchen wir aber geopolitische Aufklärung in neuerer Zeit, etwa seit Ratzels Tod, so drängt sich der Zwang zur Ergänzung unseres Quellenstoffs in anderen Sprachen augenblicklich auf, am meisten, wenn wir die Kenntnis der Verträge, Abkommen und Stimmungen suchen, aus denen die politische und wirtschaftliche Abgrenzung der in Frage kommenden Lebensformen und Lebensräume entstanden sind, innerhalb deren Geltung und Auswirkung sie sich veränderten und noch verändern werden.

Eine weitere Schwierigkeit ist dabei, daß man es mit außerordentlich jäh wechselnden Zeitmaßstäben zu tun hat: von der geologischen Messung der Entstehung von Schichten aus den unablässig zur Tiefe sinkenden Schalen kleinster Lebewesen, den bald bis zur Unbeobachtbarkeit langsamen, bald katastrophalen und auch dem flüchtigen Menschendasein höchst merklichen Strandverschiebungen zu den nach Monden wechselnden Monsunen und den nach Sekunden ängstlich gemessenen Taifunen, bis zur im Augenblick wechselnden Laune wankelmütiger Herrennaturen und Volksmassen muß alles berücksichtigt und zur Gewinnung eines übersichtlichen, im Augenblick des Bedarfs immer richtigen Bildes auf einen Nenner gebracht werden. Wie wenige aber sind es, die in den raschen Stunden des Entschlusses in einem Admiral- oder Generalstabe, einem Außenamt, dem Nachtredakteurzimmer einer großen Zeitung, im Beratungsraum oder Klub, oder im dahinrasenden Auto, zu Pferd in finsterer Regennacht, in dem mit abgeblendeten Lichtern durch stürmische See stampfenden Torpedojäger immer diesen Generalnenner finden? Prüfe sich jeder! Und prüfe weiter, wieviel leichter es ist, ihn für die sich langsam verändernden Werte zu finden, als für die schnell verlagerten der politischen Erdkunde!

Zur Vertiefung des ozeanographischen Bildes mögen für den Geopolitiker dienen: außer den schon genannten Leitkarten von Groll und den Bemerkungen dazu von Schott eine vortreffliche, freilich rein ozeanographische Skizze aus Banses Geogr. Lexikon Bd. II 2079—2086, das Segelhandbuch mit Atlas der Deutschen Seewarte, ihr schönes Dampferhandbuch von 1923. Den Stand der Kenntnis faßte kartographisch zusammen Carriere in seiner Kartograph. Kenntnis der Erde, Pet. Mittlg. 1911. Als Anhalt für die ozeanographische Behandlung von Sondergebieten mögen besonders nützlich sein: Henjes: Morphogeogr. d. Meeresbodens im S. W. Pazifik, Seew. 1909; Schott: Wärmegr. in Tiefen, Annal. Hydr. 1910; Schulz: Strömungen, Annal. Hydr. 1911. Eine große, heute noch fesselnde Aufstellung ist Finlays, Pac. Directory, London 1886, ergänzt durch die Qu. current charts of the Pac. O., London Adm. in vier Blättern. Die jüngste englische Zusammenfassung ist James Johnstone: Introduction to Oceanography, Liverpool 1924. Für die künstlerische Auffassung des Problems an einem Teilausschnitt ist Dofleins feines, höchst persönliches Werk: Ostasienfahrt ein für meine Begriffe auch heute noch unübertroffenes Vorbild wertvollster geopolitischer Ausbeute als reine Nebenfrucht wissenschaftlicher Spezialarbeit.

J. Fairgrieve und E. Young (Human Geography: The Pacific Lands. London. 1936. George Philip) umreißen die politische Geographie der pazifischen Anrainer.

Schriften-Verzeichnisse des American Council of Pacific Relations geben Übersichten: „Sea Power in the Pacific." (13 S.!) „America and the Far East."

Das morphologische Umrißbild des Pazifik findet sich, auch heute noch in seinem großen Zug unübertroffen, von Eduard Sueß im „Antlitz der Erde" gezeichnet: Bd. II, S. 181—247; Bd. III: Die Umrisse des pazifischen Meeres, dann IV, S. 256 die berühmte Vergleichung der atlantischen und pazifischen Umrisse.

Die Vorbetonung des vulkanisch-seismischen Elements im Pazifik zeichnet Dr. E. Kayser in der Allg. Geologie, Stuttgart 1922, S. 206 und 207, wenn er über die „beiden größten Vulkanzonen spricht, welche — die westpazifische mit 16000 km Länge, und über 150 (zu wenig!), fast der Hälfte aller tätigen Vulkane, die ostpazifische mit etwa 100 — die Umrahmung des pazifischen Beckens bilden . . ."

Was an Schrifttum den einzelnen Abschnitten zugehört, wird im Zusammenhang mit ihnen genannt und in den folgenden Anm. und Lit.-Nachweisen. Bei den für Mitteleuropa unerschwinglichen oder unerreichbaren Büchern ist darauf Bedacht genommen, die wesentlichsten Gedanken für unsere Leser wenigstens zu skizzieren. Wir sind deshalb darauf gefaßt, dem Vorwurf zu begegnen, daß die Geopolitik allzusehr bereit sei, ihren Lesern die Mühe des Selbersuchens zu sparen, „die Rosinen aus dem geographischen Kuchen zu servieren". Aber sie hat es eben vielfach mit arbeitsüberlasteten, zeitgejagten Menschen zu tun, denen die Muße breiter und tiefer wissenschaftlicher Arbeitsweise fehlt, und von deren Weltbild doch unter Umständen unendlich viel mehr für Glück und Leid der Menschheit abhängt, als von langsam ausgereiften, deshalb oft hinter dem Bedürfnis der Zeit zurückbleibenden Arbeiten.

Vielleicht stellen wir deshalb hier zweckmäßig noch einige der meistgelesenen geopolitischen Werke in fremden Sprachen über den Pazifik vorweg zusammen, weil sie besonders auffallende, bemerkenswerte geopolitische oder imperialistische Auftakte oder Erscheinungen waren, und beginnen mit James Colwell: A century in the Pacific, London 1914, weil es eine ausgezeichnete Bibliographie enthält, die für eine Reihe von deutschen Arbeiten vorteilhaft durch Dr. März: Zur Geopolitik der Selbstbestimmung, Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen in seinem Lit.-Verzeichnis ergänzt wird. Zu erwähnen sind weiter: A. T. Mahan, vor allem in The Interest of America in Sea Power, Present and Future v. 1897, Brooks-Adams, bes. in The New Empire; Colquhun: The mastery of the Pacific, London 1902; Sidney L. Gulick: The American-Japanese Problem, New York 1914; Tilby Wyatt, A.: The english people overseas, London 1911—14, Constable, Bd. IV, V; H. Bancroft: The New Pacific, New York 1899—1912, amerikanisches Standwerk; Scholefield, G. H.: The Pacific, its Past and Future, London 1919, stark dem australischen Standpunkt Rechnung tragend. Huntington: The Pulse of Asia. The geogr. and history, London, Geogr. Journ. 1914. Sir Everard im Thurn: European Influence in the Pacific, Roy. Soc. Geogr. Journal 1915, Vol. XLV, S. 301, unter vielen andern der wichtigen Londoner Veröffentlichung, deren Diskussionsberichte vor allem nicht weniger zu beachten sind als die sorgfältig vorbereiteten, meist abgelesenen Vortragstexte. J. Bowman: The New World, Problems of political geography, London-Sydney 1922, faßt in großem Stil den der New-Yorker Geogr. Gesellschaft bis zur Washington-Konferenz bekanntgewordenen Stoff und die wichtigsten außermitteleuropäischen Quellen zusammen, ist also eine besonders wertvolle Ergänzung gerade für von Mitteleuropa aus betriebene Geopolitik. Payson W. Treat: Japan and the United States, gibt in einer fleißigen Sammelarbeit viele Dokumente. W. B. Pitkin: Must we fight Japan? ergänzt ihn stimmungsmäßig, wie etwa Sidney Greenbie: The Pacific Triangle, dann, unter Hervorziehung von allerlei nicht unwesentlicher, sonst verschleierter Kenntnis, wie bei seinen Indiscreet Letters from Peking, Putnam Weale: Indiscret Chronicle from the Pacific, und E. Alex. Powell: Asia at the Crossroads. Den russischen Imperialismus faßt zusammen: Leo Paswolski: Russia in the Far East., London, Macmillan 1922, und die Gesichtspunkte der englischen Seestrategie bringt etwas einseitig zur Geltung: Bywater: Seapower in the Pacific, London 1922, und G. A. Ballard: The Influence of the Sea on the Political History of Japan. Die Blütezeit der Konferenzhoffnungen zu Washington hält fest MacSullivan: The successful conference, London 1922. Heinemann; maßvoller Sir H. Jordan, im Juli-Heft d. Quart. Review 1922: The Washington Conference and Far Eastern Questions. N. Golowin: The Problems of the Pacific in the Twentieth Century, London 1922 gibt die heutige latente Form russischer Rechtsverwahrung. Die beiden Japaner Jichiro Tokutomi: Japanese-American Relations, London 1922, und K. K. Kawakami: Japans Pacific Policy, New York, Dutton, 1922, zeigen im Kontrast maßvoll imperialistische und pazifistische Einstellung aus Japan, und endlich der bekannte französische Geopolitiker René Pinon: La Lutte pour le Pacifique, Paris 1922, den Anteil von „notre domaine pacifique".

Neben Büchern dieser Art, und den eignen, zum Teil schon in „Dai Nihon", Berlin, Mittler 1913, im „Japanischen Reich", Wien, Seidl 1920, niedergelegten Erfahrungen wurden eine Reihe von periodischen und Tageszeitungen jahrelang regelmäßig herangezogen, unter denen die ergiebigsten waren: „Far Eastern Review", Shanghai, Peking, Tokio, Manila Bd. I bis XX (1924), eine für pazifische Geopolitik unentbehrliche Zeitschrift; „Transpacific", Tokio, Bd. I bis X (1924), die New-Yorker „Nation", Japan Times and Mail, Chronicle und Advertiser, Peking Daily und North China Daily News, unsere deutsche Ostasiatische Rundschau, und die leider im Kriege eingegangenen vortrefflichen deutschen ostasiatischen Zeitschriften: „Ostasiatischer Lloyd" und „Deutsche Japan-Post", die japanischen Osaka Mainichi und Tokyo Asahi.

Dazu kamen die China-, Japan-, Australia-Year-Books, verschiedene Gazetteers; Hasserts vortreffliche „Vereinigte Staaten" wiesen die jüngste Büchersammlung über die Ostküste des Pazifik nach, zusammen mit Bowman, bei dem auch die spanisch-amerikanische Literatur reichlich zu Wort kommt; die Veröffentlichungen der niederländischen Kolonialverwaltung mit ihrem zum Teil sehr schönen Kartenmaterial und ihrer großen Erfahrung in der Meisterung geopolitisch höchst verzwickter Verhältnisse; endlich einige zusammenfassende australische Arbeiten, namentlich von Gregory und Griffith Taylor. So gestaltete sich im Verein mit dem bei den einzelnen Abschnitten angeführten Sonderschrifttum, auch vielen chinesischen, indischen, japanischen, Islam- und Sowjetquellen, die einzeln anzuführen teils unmöglich, teils unrätlich ist, ein gedrängtes Bild pazifischer Geopolitik, wie wir es zu zeichnen versuchten. Es ist nicht vollständig: denn das zu schaffen, reichen ganze Auswärtige Ämter — wie der Erfolg beweist — nicht aus: aber ein vielleicht für den Anfang brauchbares, wenigstens das, was ich eben selbst suchte und dann niederschrieb, weil ich es nicht so fand, wie ich es brauchte.

Das ist der letzte äußerliche Entstehungsgrund dieses Versuchs, wie er es für „Dai Nihon" und für das „Japanische Reich" war. Schlichte Handskizzen versuchen, ergänzend Raum zu sparen und zugleich Anschauung zu geben. Sie sind mehr Forderungen an Kartographen als Erfüllungen! Das weiß niemand besser, als der sie in Eile entwarf, wie man eben bei geographischen Unterrichts-Auseinandersetzungen rasch an die Tafel skizziert. Besseres konnten sie nach ihrer Entstehung nicht werden und wollen es also nicht sein! Zuletzt gebührt ein herzlicher Dank Herrn Dr. März für seine Mitarbeit an Korrektur und Stichwortverzeichnis, dem Verlag für seine Mühe mit der Ausstattung und einer treuen Frau für ihre nie versagende Hilfe.

Ihnen gesellten sich für die dritte Auflage Dr. Rupert v. Schumacher und Dr. Kurt Wiersbitzky mit freundlicher Bemühung um Kartenausstattung und Schlagwortverzeichnis zu.

K. Haushofer.

ANHANG II

ANMERKUNGEN UND LITERATUR-NACHWEISE ZUR GEOPOLITIK DES PAZIFISCHEN OZEANS, NACH ABSCHNITTEN GEORDNET

ZUR EINFÜHRUNG

1. Rudolf Kjellén: „Der Staat als Lebensform" S. 57, S. 21, 25, 24, 29, 32, 34, vor allem auch 43 der deutschen, 1917, bei S. Hirzel, Leipzig erschienenen, mittlerweile in den Verlag Kurt Vowinckel übergegangenen Ausgabe.
2. F. Ratzel: Hauptsätze der Anthropogeographie in Helmolts Weltgeschichte Bd. I S. 75 d. Ausgabe von 1899. Vgl. auch „Gesetze des räumlichen Wachstums der Staaten", Pet. Mittlg. 1896.
3. G. Irmer: Völkerdämmerung im Stillen Ozean, Leipzig, Hirzel, 1915, ein höchst fruchtbares und anregendes Buch, dem reife Erfahrung zugrunde liegt.
4. Dr. Frh. von Mackay: Der Stille Ozean und die Weltmachtsprobleme der Zukunft in: „Der Greif", 1. Jahrgang 1913/14, Heft 5, Februar 1914; eine Skizze von großer geopolitischer Form, deren weite Gesichtspunkte über dem inzwischen überholten Teile nicht in Vergessenheit geraten sollten.
5. „Zeitschrift für Geopolitik", Berichterstattung aus dem Indopazifischen Raum, Heft 4, Jahrgang 1924.
6. Far Eastern Review 1922. Februar, Shantung-Extranummer.
7. „Zeitschrift für Geopolitik", Heft 1 1924: Die Einheit der Monsunländer.
8. Geopolitik der Selbstbestimmung, Südost-Asiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung. München 1923. Kurt Vowinckel Verlag.
9. So gesprochen zu Clinton (Illinois) am 8. September 1858, nach Henry C. Whitney, 1892, der aus Springfield, Lincolns Heimatsort, stammte und es selbst hatte feststellen können: „You can fool all the people part of the time and part of the people all of the time, but you cannot fool all the people all the time", wie Charles S. Millard zuletzt das umstrittene Wort festhält.
10. „The Passing of Imperialism" Devise eines in „Worlds Work" 1922 erschienenen Aufsatzes, den der im wesentlichen aus amerikanischen Mitteln gestiftete und erhaltene „Japan Advertiser" am 22. Juni 1922 verbreitete.

Einige Stellen daraus verdienen festgehalten zu werden!

„Der Aufsatz: Wie geht ein Reich verloren? war in der Tat eine Stimme aus dem Grab. Das britische Imperium ist verloren. Es ist so tot wie das von Rom. An seiner Stelle ist eine mächtige Commonwealth von gleichen Staaten entstanden ... (Und Indien, Ceylon, die Verbündeten Malaienstaaten?) ... nicht Vasallen imperialer Macht, nicht Töchter, gruppiert um eine Mutter, sondern vollwüchsige Völker, zusammengebunden nur durch ihren freien Willen und ihren gegenseitigen Vorteil ..." Dann wird der Wandel in der britischen Reichsanschauung von Vorherrschaftsideen zu Koalitionsführung gewandt geschildert.

„Steigende Erkenntnis der Unmöglichkeit, Massen von Stimmvieh im Herdentrieb auf den Knall einer Parteipeitsche zu Wahlen zu treiben ..." „Tory Diehards ... seien nur ein romantisches Reststück, die letzten der soliden, gläubigen, wenn auch stupiden Squires, die das Reich von 1897 gegründet hätten ..."

Jetzt aber seien „die Worte Empire und Imperialism" außer Mode und hätten sich beeilt, dem Wort „Colony" ins disreputierliche Gebiet zu folgen. Selbst Indien wehre sich gegen den Begriff „Dependency".

Und dann ergeht sich der Aufsatz in einem feinen Spott über die Auffassung von André

Tardieu, daß die Kolonien aufs äußerste für das Leben des Mutterlandes ausgenützt werden müßten. Sie erinnerte an eine Phase, die in der englischen Kolonialgeschichte 150 Jahre zurückliegt. „Die Kolonien haben auch nicht das Recht, einen Hufnagel zu machen" sprach kein Geringerer als Chatham, ehe die Lostrennung der Vereinigten Staaten seine imperialistische Theorie zerschlug!

Spöttisch begleitet der Aufsatz die Vereinigten Staaten durch ihre Wege auf altbritischen imperialistischen Spuren in den Philippinen, in Haiti, in Zentralamerika.

„Es ist schwer zu sagen, wann genau der britische Empirebegriff außer Mode kam ... vermutlich vollzog sich der Wechsel in Auswirkung der wachsenden Macht internationaler öffentlicher Meinung ..."

Wenn das wahr ist, geht daraus hervor, wie wichtig es ist, diese öffentliche Meinung auch unsererseits mit Tatsachen und Vorstellungen zu bedienen!

Nach vielen Wendungen, in denen die imperialistischen Tatsachen britischer und amerikanischer Mandatsverteilung und Landerwerbs in den letzten Jahren so gut verhüllt werden, als es eben für Harmlose angehen will, kommt der Aufsatz zu der Erkenntnis, „daß die Geschichte lehre, wie Überzentralisation jedem Reich zum Ruin wurde".

Das hoffen auch wir für einige Überzentralisationen, mit denen die Welt durch den Frieden von Versailles bedacht wurde, an dem aber unserer Erinnerung nach auch Mächte angelsächsischer Herkunft beteiligt waren, an denen wir damals nichts von „Passing of Imperialism" wahrnehmen konnten. Wir ziehen daraus den Schluß, auch unsererseits noch Geopolitik nötig zu haben.

I. GIBT ES EINE PAZIFISCHE GEOPOLITIK?

11. N. Peffer: The Aftermath in the Far East. Century Magazine. „Japan Advertiser" vom 21. Juni 1922, das als Ganzes eine Probe großzügiger pazifischer Anschauung ist.
12. F. Ratzel: Gesetz des räumlichen Wachstums der Staaten. Pet. Mittlg. 1896, S. 104—106.
13. R. L. Stevenson: In the South-Seas. Leipzig, Tauchnitz 1901. Bes. I. Bd. Kap. V „Depopulation".
14. „Japan Times" Weekly Ed. 25. März 1922, S. 301. Rise and Fall of Powers in the Pacific, mit Diagramm (Kartenbeilage zu S. 21).
15. G. Glockemeier: Werden und Vergehen von Staaten. Berlin 1923.
16. Gilbert Reid: China captive or free? New York 1921.
17. Für die Verflüchtigung atlantogener, bis zum Gemeinplatz selbstverständlich gewordener geopolitischer Vorstellungen im kühleren Mittel der paz. Geopolitik und ihrer Raumweite u. a.: Mark Sullivan: The great Adventure at Washington, XI, 290 S., London, Heinemann 1922, u. Henry W. Nevenson's Kritik „Manch. Guardian" 1922. Früher: Dr. Frhr. v. Mackay: Der Stille Ozean und die Weltmachtprobleme der Zukunft, „Greif" I, Heft 5, Febr. 1914, oder Vignot: Essai de géogr. mil. maritime, in „La marine française", 1899, Bd. I.

II. RAUMBILD DES GROSSEN OZEANS NACH FLÄCHEN, GRENZEN, LAGE

18. F. Ratzel: Das Meer als Quelle der Völkergröße. Oldenbourg, München-Leipzig 1900, S. 16 u. 17.
19. A. Philippson: Das Mittelmeergebiet. Teubner, Leipzig-Berlin, 1914.
20. O. Maull: Griechisches Mittelmeergebiet. Hirt, Breslau 1922. Lit.!
21. Mackinder: Britain and british seas.
22. Merz: Nordseegebiet als Kriegsschauplatz. Meyer, Konvers.-Lex. 1. Kriegsnachtrag, S. 161 bis 169, u. Ostsee, Mittelmeer ebenda, mit Lit. Bd. II, S. 106—130. Foß: Seekrieg. Karte zu I, S. 269.
23. Graf Wilczeck-Weule in Helmolts Weltgeschichte. Bd. I.
24. Max Groll: Tiefenkarte der Ozeane. 3. T. 91 S. Veröffentl. Inst. f. Meereskunde. H. 2 Zeitschr. Ges. f. Meereskunde, Berlin 1913, Nr. 5.
25. John Murray (Leiter d. Challenger Exp.) am kürzesten in Pac. Ocean d. Encycl. Brit. XVIII v. 1885; H. N. Dickson in Pacific Ocean Encycl. Brit. XXXI v. 1902; letzte Zusammenfassungen: Deutsch: Deutsche Seewarte: Dampfer-Handbuch für den Stillen Ozean, Hamburg 1922. Engl.: James Johnstone: The Riddle of the Continents. An Introduction to Oceanography, Liverpool 1924.
26. P. Langhans: Karte der jap. Übersee-Beziehungen in Pet. Mittlg. 1915.
27. Vgl. auch E. Banse, Geogr. Lexikon II. Paz. Ozean v. Wedemeyer und dort verz. Lit.-Angaben, in denen nur Grolls Karte fehlt, und Alex. Supans Tiefenkarte d. Weltmeers, e. schöne Vgl. Tafel P. M. 1899 T. 12.

III. EIGENWÜCHSIGE WESENSZÜGE IM PAZIFISCHEN LEBENSRAUM

28. K. Haushofer: Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung; in „Geopolitik d. Selbstbestimmung". München 1923, und Einheit der Monsunländer in Z. f. G. I, 1.
29. W. Krebs: Studien über die politische Kompetenz der Klimatologie. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Wien 1892 und 1895, über den Zusammenhang zwischen Dürren und Unruhen in China.
30. Thilenius: Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens. Jahrb. Hmbg. Wissensch. Anst., 5. Beih. 1905, Hamburg 1906.
31. R. Simmersbach: Alte Wanderwege über den Stillen Ozean. „Asien." Okt.-Heft 1918, S. 7.
32. L. Frobenius: Die Kulturformen Ozeaniens. Pet. Mittlg. 1900, S. 204 und 262. Kte. T. 18. Ozeanische Bautypen. Berlin 1899. Endlich die Kartenfolge zu: Vom Kulturreich des Festlandes. München 1923.
33. Heidenstamm u. andere, „China Year Book" über die Arbeit am Unterlauf des Yangtse; A. Herrmann: Hwangho-Problem, Zeitschr. Ges. f. Erdk. 1916, 2.
34. Friedländer: Über einige japanische Vulkane. Mittlg. Deutsche Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Bd. XII. Tokyo 1909/1910. Holden, Edward S., A Catalogue of Earthquakes on the Pacific Coast. Washington 1898.
35. E. Suess: Antlitz der Erde. II, S. 181—247. III. Die Umrisse des pazifischen Meeres. IV, S. 256. Vergleichung der atlantischen und pazifischen Umrisse. E. Kayser: Allg. Geologie, Stuttgart 1922, S. 206.
36. E. Scheibner-St. Gallen: in „Natur", gekürzt. Deutsche Japan. Post, Mai 1914.
37. Drake und Jnouyé in The Coal Ressources of the World.
38. Bl. Nr. 197/IV. Deutschland und die Weltwirtschaftliche Lage.
39. H. Spörry: Verwendung des Bambus in Japan. Zürich 1903.
40. J. Friedel: Beiträge zur Kenntnis der Wirtschaftsformen der Ozeanier. Pet. Mittlg. 1903. I. Der Landbau der Ozeanier. S. 123. II. Fischfang. Vgl. noch weiter P. Hambruch: Meer in seiner Bedeutung für die Völkerverbreitung. Archiv. Anthr. Braunschweig 1908. Gerland: Das seismische Verhalten d. Atlant. u. Paz. Ozeans. Beiträge z. Geophysik, Bd. IX 1908. Hobbs, W. H. Earthquakes. New York Appleton 1907 (Seebeben nach Milne, Kabelschäden!), Omori: Erdbeben-Bulletins Tokio seit 1907. K. Sapper: Die geographische Bedeutung der mittelamerikanischen Vulkane. Zeitschr. Ges. f. Erdkunde 1902, S. 512.

Endlich Bordeaux, A.: Sibérie et Californie. Paris 1903. Soziologie der Bodenschatz-Verwertung!

An künstlerischen Darstellungen der Südsee: Stevenson, R. L., dann Walter v. Rummel: Sonnenländer. Leipzig-Brockhaus 1922. Frederick O. Brien: Atolls of the Sun. London 1923. Richthofens Japan-Tagebuch; Laurids Bruun, Van Zanten u. a.

IV. GESCHICHTLICHE ENTSTEHUNG DES BEWUSSTEN PAZIFISCHEN RAUMBILDES

41. Teleki, Graf Paul: Atlas zur Geschichte der Kartographie der japanischen Inseln. Budapest 1909.
42. O. Nachod: Vortrag a. d. Geographenkongreß in Rom.
43. K. Haushofer: Der deutsche Anteil an der geogr. Erschließung Japans. München 1914.
44. G. Arnold Wood: The Discovery of Australia. London, Macmillan 1922, der u. a. nachweist, daß erst 1775 der sagenhafte, als Postulat aufgestellte Südkontinent der Terra Australis durch Cook sein Ende findet.
45. Geogr. Ges. Berlin 1891: Facs. der Mercator-Karte. Ihre Umzeichnung d. Mackinder in The geogr. Pivot of history. London 1904.
46. Ludwig Carriere: Unsere Kenntnis der Erde. Pet. Mittlg. 1911, S. 347, T. 46. Zu Magellans Fahrt Edw. Heawood: The World map before and after Magellan's Voyage. Geo. Journ. Bd. LVII. 6. Juni 1921. S. 431ff.

V. TRAGENDE UNTERSCHICHTEN IM RASSENBAU

47. R. Kipling, Kim, London Macmillan 1902, S. 124, „triple ringed uninterest of the creed, that lumps nine tenths of the world under the title of heathen".
48. H. Ling Roth: The Tasmanians, 1899; Papers and Proceedings Roy. Soc. of Tasmania, fortlaufend.
49. Ivor H. W. Evans: Head hunting folk. Among primitive peoples in Borneo. London Shelley 1922. Dieses Buch arbeitet gut pflanzen-

geographisch den Unterschied zwischen ursprünglichem Dschungel und Urwald (primeval) und sekundärem, über schon einmal für die Kultur gewonnenen Flächen neu wuchernder Pflanzendecke heraus, auch die Wanderungen der Rodung und der Niederlassung (wie sie aus der Praxis des Pflanzerlebens Rowland i. d. Zeitschrift für Geopolitik 1924, Heft IV darstellt).

Ethnologisch zeigt er — worauf es hier ankommt —, ähnlich wie die Brüder Sarasin für Celebes, den Unterschied zwischen den von den Orang malaiu, den Frühmalaien stammenden Küstenleuten (laxen Mohammedanern, und in jeder Richtung inferior) gegenüber den heidnischen Bewohnern des Innern, den „Kopfjägern", für die er sehr viel übrig hat, von denen er die Dusuns, Orang Dusun (Leute der Obstgärten), v. d. Plantage, besonders behandelt, die er zwar als Primitive, keineswegs aber als Wilde angesehen wissen will.

Evans betont ihre großen, stattlichen Niederlassungen, die Gemeinschaftshäuser, von schönen Kokospflanzungen umgeben und wie kleine Dörfer anzusehen, in denen die Familien- oder Stammeseinheiten leben, ihren reinlichen Eigentumsbegriff, ihre Kuriositätensammlungen — von den Köpfen abgesehen! — Altertümer, Chinawaren, Bronzen . . . (Vorstellungen, wie es etwa in Japan vor Jimmus Tennos Zeit ausgesehen haben könnte, werden wach!).

Evans beschreibt die Dusun in der bekannten Art: muskulös und untersetzt. Alles eher als schön in unserm Sinn, breites Gesicht, schwere, überentwickelte Unterkieferpartie, konkave Nase und weite Nüstern, niedere Vorderstirn häufig mit starken Wülsten. Aber der feste Blick wird hervorgehoben, das Fehlen der Mongolenfalte, bei manchen sonst vorhandenen chinesischen Einschlägen, die auf frühere, gelegentliche Einwanderungen und Vermischungen zurückgeführt werden. Die D. werden als tüchtig in der Arbeit geschildert und als ausgezeichnete Eltern; zunächst höchst mißtrauisch, namentlich, wenn sie in dem weißen Ankömmling einen Regierungs-„Tuan" vermuten. Ist das Vertrauen aber einmal gewonnen, so will E. sehr gute Erfahrungen mit ihnen gemacht haben. Die Kopfjägerei wurde auf die drei bekannten Gründe: religiöse Motive, Sport und Darlegung der Mannesqualität für die Frauen zurückgeführt. Chinesenverwandte, mongoloide Züge werden hervorgehoben, aber als aus Beziehungen vor der Einwanderung in Borneo stammend erklärt.

50. Detzner, der bayerische Pionieroffizier, der den ganzen Weltkrieg im Innern von Neu-Guinea durchhielt und überaus fesselnd mündlich und schriftlich über seine Erfahrungen mit den Eingeborenen und deren Treue berichtet hat.

51. P. Hambruch: Südsee-Märchen. Jena 1916.

52. W. Schallmayer: Vererbung und Auslese, 3. Aufl. Jena 1918, besonders im Abschnitt 6, S. 282—310: Betrachtungen über die älteste lebende Kulturnation.

53. Besonders geopolitisch auswertbare Ergebnisse finden sich ferner u. a. bei H. Schurtz: Urgeschichte der Kultur, Leipzig-Wien, Neuabdr. 1912, S. 45, 59; 63ff.; bes. 73 und 79. S. 81 über Aussterben und Ausrottung; S. 84 nach Parkinson! S. 86 (nach Peschel), bes. S. 871 Weiter bei Gerland in Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. V, bei Martin, bei Meinicke: Die Inseln des Stillen Ozeans; bei F. und P. Sarasin: Celebes, Wiesbaden 1905, 2 Bde.; bei Dr. Margarete Schwörer: Zur Kraniologie d. Malaien. Anthr. Zeitschr. 31. Dez. 1918 über Vor-Malaien; Patkanow: Essai d'une géographie d. peuples palaeoasiatiques, Petersburg 1903; dann über die Ainu-Literatur: Dröber: Die Ainos. München 1909; Koganei: Beiträge zur physiologischen Anthropologie der Ainos. Tokio 1893 und endlich Thomas: Natives of Australia, London 1906.

Sir James George Fraser: The belief in immortality and the worship of the dead. Vol. II. The belief among the Polynesians, schien mir nicht unwesentliche Straflichter auch auf das japanische Staatsrecht und gewisse Dauergrundlagen der Shinto-Lehre zu werfen und deshalb als Analogienachweis panpazifischer Entwicklungszusammenhänge wertvoll. Ebenso S. G. Morley i. National Geogr. Magazine über den zentripetalen Kulturtyp der alten Zentral-Amerikaner.

(Skizze der Frührassen-Wanderwege s. Tafel zwischen S. 68—69.)

VI. DER GROSSE OZEAN ALS WANDERFELD; ENTSTEHUNG DER INSELVÖLKER UND INSELRASSEN; „INSELWOLKEN UND SCHWEIFENDE MENSCHEN"

(Skizze der geschichtlichen Stammtafeln der Polynesier nach S. J. Withmer s. Tafel zwischen S. 68—69.)

54. F. Ratzel in den Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten, und an vielen anderen Stellen, in denen immer wieder eine gewisse Vorliebe für das Seenomadentum der Malaio-Polynesier, wie der Angelsachsen durchbricht, bei allem Instinkt für ihre Gefährlichkeit gegenüber inkohärenten, wie kontinentalstarren Lebensformen. Es sind ganz ähnliche Gedankengänge, wie sie sich bei Mackinder in the Pivot of history finden, und dort kühn und schonungslos, ohne Cant ausgesprochen werden.

55. Wilhelm Wundt: Elemente der Völkerpsychologie, Leipzig, Kröner, 1912, S. 286.

56. Sen Katayama, zur Zeit in Moskau, hat kürzlich einen Lebenslauf herausgegeben, aus dem sich vieles an seiner feindseligen Einstellung zu seinem Vaterlande erklärt. Vgl. auch seine Arbeit über die japanische Agrarfrage, Moskau 1923, in der gleichen Richtung. In diesem Fall ergab sich die völlige Abwandlung des National-Japaners zum Bolschewisten, in dem K. K. Kawakamis zum pazifistischen Marxisten.

57. E. Baelz: Über die körperlichen Eigenschaften der Japaner u. a. O.

58. J. V. Jensen in seinen Aufzeichnungen über seine Beobachtungen in der Malaien-Halbinsel und in Japan.

59. v. Richthofen in Das Meer und die Kunde vom Meer, Berlin 1903, im Wortlaut zitiert als Leitwort in K. Haushofer: Das Japanische Reich, Wien 1920.

60. Wertvolle Winke zur Geopolitik der Malaienfrage habe ich noch entnommen: Aus den älteren Werken von Bastian: Reisen im Indischen Archipel, Jena 1869, und Indonesien, Berlin 1884 bis 94; von Wallace: Malaiischer Archipel, Braunschweig 1869, und Island Life, London 1880; de Quatrefages: Les Polynésiens et leurs migrations, Paris 1864; Dr. A. Lesson, desgl. Paris 1880; H. Blum: Bevölkerungsproblem im Stillen Weltmeer, Berlin 1902; Leo Frobenius, Pet. Mittlg. 1898, S. 265, T. 20, Ausdehnung und Begriff der altmalaiischen Kultur; Swettenham: The real Malay, London 1899, u. Brit. Malaya, London 1906; Fornander: The Polynesian Race, Bd. I, S. 168, wo die Anfänge der Hawaier Geschichte auf das 5. Jahrhundert zurückgeführt werden. Sir James G. Frazer: Belief in Immortality and the Worship of the Deads, London 1913 i. I. Bd.: Australians and Melanesians, 1922 im II. Bd. Polynesians erschienen, endlich T. R. St. Johnston: South Sea reminiscences, London 1922, das scheinbar leicht aber gut beobachtet: Fiji in Kriegszeit, Inderfrage dort und Kriegskontingent behandelt.

Renward Branstetter: Wir Menschen der indonesischen Erde, Luzern, E. Haag, 1922, bringt vorwiegend linguistisch, aber voller Beobachtungsfeinheiten auch für unsere Zwecke Beiträge zu der Frage, in der ein unbewußter geopolitischer Zug der niederländischen Kolonialliteratur zutage tritt, sich vorbeugend gegen die Selbstbestimmungsgefahr zu wenden.

Sehr reich ist die einschlägige Literatur bei Chinesen und Japanern.

VII. PAZIFISCHE ZOOLOGIE

61. de Bovis: Etat de la société tahitienne à l'arrivée des Européens. Revue coloniale, Paris 1885; vgl. auch Vincendon Dumoulin Tahiti, 1843, Seurat (1906) und Froment-Guieysse (1910).

62. Dr. Simon: Die Riukiu-Inseln, Leipzig 1914, eine auch soziologisch ganz ausgezeichnet beobachtende Darstellung.

63. R. L. Stevenson in den schon erwähnten Südsee-Darstellungen, vor allem in The South Seas, Tauchnitz, Leipzig 1901 in Kapitel V und anderwärts, auf S. 79, 90, 98 und 99, 109 und 120.

64. Wells: Berichte von der Konferenz in Washington; Margaret Sanger in ihren daran anschließenden Wanderberichten über Ostasien.

65. Walter v. Rummel: Sonnenländer, Brockhaus 1922, eine anthropo-geographisch wertvolle und künstlerisch überaus anmutige Schilderung.

66. Der Zusammenhang, der über die führenden englischen Soziologen und Vertreter der „social evolution" auf ihre ursprünglichen Südseeeindrücke zurückführt, wurde schon gezeigt.

Ein Gegenstück dazu findet sich in der japanischen Literatur mit Kritik in den Angaben zum „Japanischen Reich"; auch Dr. Kuwada: Social Politics and Labor Problems im Japan Year Book 1921/22, S. 168—182 gibt darüber zu denken. Cunow: Soziale Verfassung des Inkareichs, Stuttgart 1896 gibt einen Typ der ostpazifischen Randkulturen; Dean C. Worcester: The Philippines, Past and Present zeigt in seinen zwei stattlichen Bänden, wie schwer es ist, das Kompromiß zu finden, wenn man einmal pazifische Soziologie überhaupt gelten lassen will.

Alexander Hume Ford: Pan-Pazifische Union-Schriften, u. a. die Rede beim panpazifischen Bankett 21. und 28. April 1923, Jap. Times and Mail, Nr. 17, 1923 geben gleichfalls Einblicke in die Wirkung pazifischer Soziologie auf ihr ursprünglich fremd Gegenübergestandene.

VIII. DER EINBRUCH DER WEISSEN RASSE

67. K. Haushofer u. J. März: Zur Geopolitik der Selbstbestimmung, München 1923.

68. Perry, A. C.: Erinnerungen. Als „Erschließung Japans", deutsch von Wirth und Dirr, Hamburg 1910. Vgl. besonders S. 33.

69. Lothrop Stoddard: The rising Tide of colour against white supremacy und The New Islam, letzteres 1922.

70. F. S. Marvin: Western Races and the world, London 1922, eine etwas ungleichwertige Sammlung.

71. Sir Everard im Thurn: European influence in the Pacific, 1513—1914, Geogr. Journ. Roy. Soc. XLV, S. 301. Eine gute Zusammenfassung, für die Kriegsentstehungszeit von bemerkenswerter Unparteilichkeit.

72. W. Allen Young: Christianity and Civilisation in the South Pacific. London 1922. Humphrey Milford, oder auch E. B. Fletcher: Stevensons Germany: The case against Germany in the Pacific, London 1920, wie sein New Pacific und The Problems of the Pacific von so schroffer Deutschfeindlichkeit und Kriegspsychose durchwoben, daß die Anlieger anderer Rassen mühelos die Übertreibungen erkennen.

73. J. Bowman: The New World. Problems of political Geography. London-Sidney 1922. Skizze des American Quadrilateral u. a.

74. Dr. J. März: Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen, in „Zur Geopolitik der Selbstbestimmung", München 1923.

75. Mahan: Die weiße Rasse und die Seeherrschaft, deutsch von J. Sachs, Wien-Leipzig 1909.

76. A. Supan: Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Gotha 1906.

77. Sarkars Gegenüberstellung findet sich in: Benoy Kumar Sarkar: The Futurism of Young Asia, Berlin 1922. Wertvolle geopolitische Anregungen zu diesem Abschnitt verdanke ich noch: E. G. Bourne: Spain in America 1450—1580, New York 1904, vor allem wegen der eingehenden Quellenkritik; Lord Bryce: Observations and impressions, neben den einschlägigen Kapiteln seines Amerika-Standwerks: A. Wyatt-Tilby: Australasia 1688—1911, London 1912; Cooks und Forsters Tagebüchern; endlich den Reflexbildern, die Ratzel von der chinesischen Auswanderung, Grünfeld und Ernst Schulze von der japanischen Auswanderung entworfen hatten, deren Eindruck noch K. K. Kawakami: Asia at the door, New York 1914, und R. Biasutti: L'emigrazone giapponese Riv. Geogr. Jt. 1916 verstärkten.

IX. DIE VERÄNDERUNG UNSERES WELTBILDES DURCH DEN EINTRITT DES GROSSEN OZEANS IN WELTKULTUR, WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Der Abschnitt bedeutet eine Zusammenfassung dessen, was zum Seeraum selbst und seiner politischen Erfüllung gesagt werden mußte, ehe in den Abschnitten X bis XV seine Grenzlandschaften und seine Wegsamkeit und dann die politischen Folgen daraus gezeigt werden konnten.

78. O. Franke: Die Großmächte in Ostasien von 1894—1914 umreißt die darauf bezüglichen Vorgänge wohl mit der größten Sachkenntnis für Ostasien unter der neueren mitteleuropäischen Literatur. Die Veröffentlichung des chinesisch-russsischen Geheimvertrages von 1896 mit Dauer bis 1911, seine Kenntnis in anglo-japanischen Kreisen, wie aber auch bei den U. S.-Beratern der Chinesen dürften vielleicht das eine oder andere Urteil ändern. Die letzte unwidersprochene Textveröffentlichung stammt von Geo Bromson Rea, an der Spitze der Far Eastern Review Vol. XX. Febr. 1924. Er zeigt, daß Rußland tatsächlich durch Geheimvertrag das chinesische Gebiet als Operationsbasis gegen die Seemächte zur Verfügung stand und Chinas Zurückhaltung 1904 nicht anders zu bewerten war, als die italienische gegenüber dem Dreibund.

79. Fueter, in seiner Darstellung der Umlagerung der mitteleuropäischen Verkehrswege während des habsburgisch-französischen Ringens um Italien durch die Verkehrsverlagerung vom Mittelmeer nach dem Atlantischen Ozean.

80. Vgl. Dai Nihon, Kap. XVI bis XX.

81. Denkschrift der Vereinigten Südsee-Firmen an den Reichstag. Hamburg 1918.

X. DIE NORDSCHWELLE

(Dazu: Skizze der größten Ausdehnung des russischen Machtbereichs.)

82. Peter Fürst Krapotkin: Erinnerungen, 2 Bde.; hier namentlich die ersten Eindrücke nach seiner freiwilligen Einreihung bei den Transbaikal-Kosaken, statt des Eintritts in die Garde, der von ihm erwartet worden war.

83. Fr. Immanuel: Nordwest-Amerika und Nordost-Asien. Geographische Wechselbeziehungen. Pet. Mittlg. 1902, Taf. 5, S. 49.

84. U. a. bei F. v. Siebold unter den Nachrichten über Sachalin und das Amurland erwähnt, in Nippon, Würzburg-Leipzig 1897 (2. Aufl.).

85. In O. Franke: Die Großmächte in Ostasien von 1894 bis 1914, Braunschweig und Hamburg 1923, vor allem die Stellen, die sich auf den Eingriff von Shimonseki und seine Vorbereitung durch Rußland und England beziehen.

86. U. a. von Brooks-Adams, der hier deshalb häufig angezogen wird, weil er kühner und unbefangener, mehr gemeinverständlich ausspricht, was bei andern USAmerikanischen Autoren in mehr verschleierte Sprache gehüllt wird. So in The New Empire und America's Economic Supremacy (1900), beide deutsch von Julius Sachs, Wien-Leipzig 1908.

87. Vgl. u. a. George Kennans Schilderungen des kontinentalen Übergangs vom atlantischen zum pazifischen Rand Eurasiens in seinem Sibirien. Deutsch, Berlin 1890.

88. Das Schrifttum über die Pazifische Nordschwelle, das geopolitisch verwertbar ist, hat ungeheuren Umfang, aber sehr ungleichen, vor allem auch zeitlich wechselnden Wert.

Wie umstritten es in Rußland selbst noch heute ist, zeigen etwa zwei so grundverschiedene Veröffentlichungen, wie die letzte zusammenfassende Darstellung des nun latenten weißen russischen Imperialismus:

N. Golovin u. A. D. Bubnov: The Problem of the Pacific in the twentieth Century. Englisch von Harold Williams. Gyldendal, London 1922, und

Sibiriakow-Wilenski: Japonija, Moskau 1923, das in roter russischer Auffassung ein scharfes, aber doch verzerrtes Bild von Japan in gleicher kontinentaler und wirtschaftspolitischer Verkennung seines Wesens zeichnet, wie sie in Mitteleuropa zu seinem Schaden von England entworfen wurde.

Welche Unsicherheit des Urteils in russischen Kreisen selbst bestand, die volle Möglichkeit hatten, sich ins Bild zu bringen, beweist A. Tschechow: Sachalin, Russ., Petersburg 1902.

Er spricht von der „Unmöglichkeit, jemals durch Menschenhand zu lohnender Entwicklung zu gelangen . . ." Dabei ist die Insel heute von den Vereinigten Staaten und Japan umstritten und der Verkauf ihres Nordteils daran gescheitert, daß den Sowjets die gebotenen 200 Millionen Yen viel zuwenig waren.

Eine feste geopolitische Unterlage für Deutsche schaffen, außer dem genannten Buch von Franke, geographisch um die Jahrhundertwende Immanuel, Stavenhagen, Zepelin und Krahmer.

Stavenhagen i. Pet. Mittlg. 1902, S. 275 über das russ.-ostasiatische Kartenwesen; Krahmer mit seinem Rußland in Asien, Bd. V, Leipzig 1902, und Zepelin mit seinen Arbeiten über das russische Küstengebiet, Berlin 1902, bieten eine ausreichende geopolitische Unterlage, etwa noch verstärkt durch Timanow: Wasserstraßen d. Amur-Gebiets, Isw. 1898; deutscher Auszug: Pet. Mittlg. 1899, S. 105, und wegen der angelsächsischen Auffassung, Fraser: Real Sibiria, London 1902.

Die weitere Entwicklung spiegeln dann für Ost-Sibirien die Kriegsveröffentlichungen von 1904—05, die Arbeiten von Goebel: Volkswirtschaft des östlichen Sibirien, Berlin 1910; Vom Ural bis Sachalin, Berlin 1913; Wiedenfeld: Sibirien, Bonn 1916; Pohle: Sibirien als Wirtschaftsraum, Bonn 1919; Dankworth: Sibirien und seine wirtschaftliche Zukunft, Leipzig 1921.

Für Alaska wäre, fußend auf Bancrofts History of Alaska von 1886, der Bau über Greely: Handbook of Alaska 1914; Brooks: Mineral ressources of Alaska, Washington 1914 (auf Grund seiner Geology and Geogr. of Alaska von 1906); Erdmann: Alaska, Berlin 1909, und Salin: Die wirtschaftliche Entwicklung von Alaska und Yukon, Tübingen 1914, an die Gegenwart heranzuführen.

Das besonders umstrittene Gebiet von Kamtschatka schildern: Dittmar: Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka, Petersburg 1890 bis 1900; Bogdanowitsch: Geolog. Skizze von Kamtschatka, in Pet. Mittlg. 1904 leicht erreichbar, und Komarow: Kamtschatka-Expedition, Moskau 1912.

Für den Verbindungsgedanken längs der arktischen Anökumene finden sich Anregungen und Skizzen, abgesehen von Nordenskiölds eigenen Arbeiten (Umsegelung Asiens, Leipzig 1882), in den Hinweisen in Pet. Mittlg. von 1904, 1914 und 1920, von Dr. L. Breitfuß (S. 285), H. Wichmann (T. 31, Nördl. Durchfahrt) und Arved Schulz: (Karte) Dezember-Heft, dann von R. Hennig, im 65. Band 1908 der Zukunft, auf S. 224—230 über Rußlands Bahnbau in Sibirien einige gut zusammenfassende Notizen. Vergleich der Bauzeiten (9 und 10 Jahre) und Baulängen (5400 km und 4700 km) der zwei Haupteisenbahnzubringer des Nordpazifik, der russischen und kanadischen Magistralen und die Ablehnung der großen nordischen Gewölbeschlußbahn Kansk—Jakutsk—Beringstraße—Alaska—Vancouver, mit 7500 km, für 1100 Millionen Goldmark,

wegen der Forderung der Ausnützung eines begleitenden Landstreifens von 50 Werst, das ein ähnliches Herausschneiden aus dem russischen Reichskörper bedeutet hätte, wie es Rußland und Japan am chinesischen vorgenommen hatten.

XI. DAS UFER DER GESCHLOSSENEN KORDILLERE

(Dazu Skizzen der Geopolitik der Juan de Fuca-Straße und der pazifischen Überlebensformen.)

89. Sievers: Die Nord-Süd-Amerikanische Längsbahn, Pet. Mittlg. 1900, S. 173.

90. Hierzu: Skizze des Wirtschaftsbildes von Kalifornien mit örtlicher Heraushebung der japanischen Einschlüsse und der Verkehrswege — wie man es in weiten amerikanischen Kreisen für zutreffend hält, vgl. Harry H. Dunn: How is California to be saved? in The Dearborn Independent vom 21. Januar 1922. The Ford international Weekly, Michigan. George P. West: Nation 4. Oktober 1922, California the prodigious.

Die beste Literaturübersicht für Deutsche ist augenblicklich in K. Hassert: Die Vereinigten Staaten, Tübingen 1922.

91. J. v. K.: Mexikos historische Persönlichkeit, Frkf. Ztg. 28. Februar 1922, Nr. 157.

92. J. Bowman: The New World, Problems of political Geography, London-Sydney 1922.

Weiteres Eingehen in diesem und dem folgenden Abschnitt auf die tatsächlich benutzten Quellen, namentlich die aus ostasiatischen und pazifischen Zeitschriften geschöpften Nachrichten, würde den vom Verlag eingeräumten Rahmen gesprengt haben. Sie finden sich zum Teil in meinen Japan- und Ostasienarbeiten.

Nur für Spanisch-Südamerika möchte ich noch auf H. Bingham: The Inca Peoples and their culture, Washington 1917 hinweisen, und auf Dr. E. Friedrich's Religions-Geographie Chiles; Pet. Mittlg. 1917, S. 183 und ihre Literaturangaben.

XII. OSTASIENS FORMZERBROCHENE, KLIMA-GEEINTE KÜSTE

93. F. v. Richthofen: Geomorphologische Studien aus Ostasien, Berlin 1904; W. Volz: Der ostasiatische Landstufenbau als Ausdruck oberflächlicher Zerrung, Pet. Mittlg. 1914, II, S. 174. Vgl. auch Quellenangaben in K. Haushofer: Japan und die Japaner, Teubner, Leipzig-Berlin 1923.

94. G. J. Mackinder: The geographical pivot of history, London 1904.

95. Zur Geopolitik der Selbstbestimmung, München 1923. Vgl. dazu übrigens: Percy M. Roxby: Far Eastern Question in its geogr. Setting. Aberystwith, 1921; — eine ausgezeichnete anthropogeographische Zusammenfassung als Grundlage für ostasiatische Nachkriegspolitik.

96. Vgl. W. Krebs in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, Wien 1892 und 1895, über die politischen Kompetenzen der Klimatologie mit vortrefflichen Skizzen.

97. J. Bowman: The New World, Problems in Political Geography, London-Sydney 1922, im besonderen Karte 257, in der diese Seite herausgearbeitet ist. Im übrigen ist unter den 215 Karten und 65 Bildern mancher Beweis, daß gerade das pazifische Westufer-Problem in diesem Buch deutlicher gesehen ist als z. B. die mitteleuropäischen.

Die Vorgeschichte ihrer Entwicklung gibt breit: Sir Robert K. Douglas: Europe and the Far East 1506—1912, kürzer O. Franke: Großmächte in Ostasien von 1894—1914.

98. Dai Nihon, E. S. Mittler, Berlin 1913; Das Japanische Reich, Seidl & Sohn, Wien 1920; „Japan und die Japaner", Teubner, Leipzig 1923.

99. Brooks-Adams über die Gefahren einer deutsch-russisch-chinesischen Eisenbahnpolitik, und einer wirklichen Erschließung der Binnenwege des eurasiatischen Festlandes für die Seemächte.

Ein Ausläufer, eine Art Umkehrung der russischen Überlandbahnrampe in Liautung ist die Liautung-Frage, die von den amerikanischen Beratern der chinesischen Regierung sehr geschickt aufgerollt (Veröffentlichung des ganzen Abkommen- und Vertragsstoffes im Peking, Daily News von Anfang März bis Ende April 1924, zum Ablauf der Pachtfrist), an der festen Haltung der japanischen Regierung und öffentlichen Meinung abprallte.

100. O. Franke: Ostasiatische Neubildungen, Hamburg 1911.

101. Benoy Kumar Sarkar in The Futurism of Young Asia, Berlin 1922, im besonderen S. 177 bis 247: Revolutions in China, aber auch S. 48: Asia in Americanisation.

XIII. SÜDSEE-RAND UND AUSTRALASIA

102. Man vergleiche, wie verschieden Arbeiten, wie die mehrfach erwähnte Geopolitik d. Selbstbestimmung, die von Südost-Asien ausgehen, und etwa von britischen Reichsinteressen vorbestimmte an die Aufgaben des Abschnittes XIII herangehen müssen. Für den historisch-genetischen Zug des Problems der Südschwelle ist in der angelsächsischen Literatur wohl besonders aufschlußreich:

G. Arnold Wood: The Discovery of Australia, London, Macmillan, 1922.

Für den naturwissenschaftlich-biologischen Griffith Taylor: The Evolution of a Capital (Gründung von Cánberra), Roy. Soc. Geogr. Journ. XLIII, S. 378 und 536, eine Art Generalprüfung der Daseinsbedingungen des selbständigen Erdteils, in dem freilich die Frage von Meredith Atkinson: „Self-Government oder selfish government?" an alle Wände geschrieben stehen sollte.

Dazu auch die vortreffliche Artikelreihe von Canon Pughe; Australias Future, Times, Mai 1922, darauf hinauslaufend, daß die nächsten zwanzig Jahre „mark breaking or making of Australia".

Gregory: Australia and New Zealand, London 1907; Manes: Der soziale Erdteil, Berlin 1912; Schachner: Australien in Politik, Wirtschaft, Kultur, 2 Bde., Jena 1909/11; Andersson: Australasien, Stockholm 1910; Taylor: Australia in its physiographic and economic aspects, Oxford 1911, geben weiteren Anhalt.

103. H. Lautensach: Die Mittelmeere als geopolitische Kraftfelder; Z. f. Geop., H. 1. Hans Meyer: Niederländisch-Ostindien. Berlin 1922. Lit.

103a. Dr. Kurt Wiersbitzky: Politische Geographie des Australasiatischen Mittelmeeres, Erg.-Heft 227 zu Peterm. Geogr. Mitteilungen. Gotha, Justus Perthes 1936, mit 3 Karten und Schrifttumverzeichnis.

104. E. Helfferich: Wirtschaft Niederländisch-Indiens im [illegible] Hamburg, Bd. 33, 1921.

105. „We have painted it red and left it alone!"

106. Solche Versuche sind: Deschanel, P.: La politique française en Océanie, Paris 1884—88; De Varigny: L'Océan Pacifique, Paris 1888; dann aus der Sammlung: Notre domaine colonial, Heft X: L'Océanie Française, von Regelsperger, Pelleray und Froment Guyesse, Paris 1922, darin auch eine gute Bibliographie. Heft VIII ist „Indochina".

107. Transpacific, Tokio 1922.

XIV. WASSERHOCHSTRASSEN UND RAND-DURCHBRÜCHE; GEOPOLITIK DER PAZIFISCHEN KANAL-IDEEN

108. Geopolitisch am schönsten, auch heute noch gültig betrachtet von Fallmerayer, in seinen Fragmenten über die Lage von Konstantinopel.

109. Eine gute Zusammenfassung der geopolitischen Fragen der japanischen Inlandsee gibt Schmitthenner in der Hettner-Festschrift, 1923, wo auch die meisten Quellen genannt sind.

110. Vgl. die treffliche geopolitische Arbeit von Otto Lutz: Der Panama-Kanal als politisches und wirtschaftliches Werkzeug der Vereinigten Staaten von Amerika. Marine-Rundschau XIII, 3, ergänzt durch seine Beiträge zur Geologie des Panama-Kanals. Pet. Mittlg. 1916. Auch Regel, Tincauser und Beck, dann das Off. Handbook of the Panama Canal, und d. Annual Rapport of the Isthmian Canal, Washington.

111. R. L. Stevenson: On maps, Geogr. Journ. Royal Soc., Bd. V, S. 83.

Die völkerrechtliche Seite der Internationalisierungsfrage behandeln u. a. Rudolf Laun: Die Internationalisierung der Meerengen und Kanäle, Haag 1918; P. M. Ogilvie: International Waterways, New York 1920; G. Kaekenbeck: International rivers. Grotius Soc. I. London 1918.

Über den Durchstich von Krah — der 4 Tage am China-Weg spart, ca. 5 Mill. £ gekostet, aber Singapore teilweise ausgeschaltet und eine enorme Wertsteigerung der franz. Südost-Ecke herbeigeführt hätte — vgl. Léon Dru: in L'Exploration 9. u. 16. März 1882, wie über die Verkehrsentwicklung d. Panama-Kanals vom 15. August 1914 bis 1920 Le Génie Civil vom 9. April 1921.

XV. KÜSTEN-SCHIFFAHRT UND GROSSE FAHRT

112. Langhans in Pet. Mittlg. 1900, Taf. 10.

113. E. Schulze: Die japanische Auswanderung. Pet. Mittlg. 1915, S. 129, 175, 270, 301, mit Taf. 27: P. Langhans: Die Beziehungen Japans zum Auslande. (Zu S. 174 Skizze der Landstoß Organisation der Malaien-Halbinsel mit ihrem neugeschaffenen Eisenbahnnetz.) Wie Z. f. G., Heft IV.

114. Vgl. Pet. Mittlg. 1901 (L. Frobenius) und 1903 (Friedel) über die ursprünglich endogenen Schiffahrtsmittel und ihre Leistung.

115. E. T. Chamberlain im Auftrag der Transport-Abteilung des Handelsamts in Washington über Schiffahrt und Subvention in Japan.

XVI. IMPERIUM PACIFICUM UND SELBSTBESTIMMUNG

Hierzu Skizze: Idea of American Quadrilateral nach Bowman, 8. Director of the Am. Geo. Soc. of New York: The New World. The Pacific realm and Australia. S. 523, Fig. 255, und Skizze: Die Abschnürung Siams von China durch das hinterindische Kompromiß des anglo-französischen Imperialismus vom 15. Januar 1896 nach Bowmans Fig. 253 und Pet. Mittlg. — Diese zweite Skizze namentlich zeigt, was wirkliche Gefahr für Selbstbestimmung ist. Was bedeutete solchem planmäßigen „Strangling" gegenüber das Einschieben von Kiautschau in eine Reihe von heute noch 56 Küsten-Anklammerungspunkten und eingekapselten Wachstums-Spitzen, und wie ungeschickt war es allerdings gegenüber solchem wirklichen Imperialismus aufgezogen und geopolitisch aufgemacht! — Man vergleiche mit solchen sprechenden Karten etwa die Ausführungen von Dr. Frank F. Bunker, dem Executive Secretary der panpazifischen Union, und ihre trefflichen Grundsätze in The World conference on education im Peking Daily News vom 10. Februar 1923.

116. Vgl. auch Erich Marcks: Die imperialistische Idee in der Gegenwart, in „Männer und Zeiten", Bd. II, S. 267, der z. B. gegenüber der Titelgebung von Friedjung auf S. 272 das Alter des britischen Imperialismus so deutlich zeigt, aber auch, wie selbst dieser eine Reaktion auf ältere Imperialismen, d. h. Fortwirkung einer in vorchristlicher Zeit weit zurück verfolgbaren Kette imperialistischer Ursachen und Wirkungen ist, als deren Prototyp uns nur, aus unserer humanistischen Erziehung, der Zusammenstoß zwischen dem persischen Großreich und Hellas erscheint.

117. K. K. Kawakami: Asia at the Door; Japans Pacific Policy u. a.

118. Auch in der australischen Literatur sind solche Ausdrücke alltäglich, wie „Asia at the backdoor", „Smell of the East in the Northwind", demgegenüber die Erhaltung eines „white Australia" nicht eine politische Frage, sondern eine solche der fast religiösen Überzeugung sei (so erst 1924). Man vgl. nur die Commonwealth-Denkschrift über Singapore.

119. Nach einem ersten, mehr wehrgeographischen Anlauf in „Dai Nihon", Berlin 1913, in „Das Japanische Reich", Wien 1920.

120. Die wichtigsten imperialistischen Lit.-Erscheinungen sind schon in der Einleitung über die Schrifttumsauswertung genannt; die ihrerzeit viel Aufsehen erregenden Schriften: Peace or war east of Baikal, dann Colemans Japan moves North an anderer Stelle dieses Buches, und in Dai Nihon.

121. Die suggestive Karte, Grenzboten, 81. Jahrgang, Nr. 1, Berlin 1922, S. 17—19.

122. G. Glockemeier: Werden u. Vergehen von Staaten, Berlin 1923 — wenn auch die flächenhafte Darstellung noch unvollkommen sein muß, und ihre abschließende, geschichtlich einwandfreie Begründung in vollem Umfang nur von Instituten, Akademien mit einem gewaltigen Arbeitsstoff und mit Arbeitsteilung unter straffer Leitung zu lösen wäre.

Vgl. auch die Diagramm- und Darstellungsmethode des Verlags Oldenbourg, München, bei Dix, Wütschke, der Neuausgabe von Ratzels Polit. Geographie durch Oberhummer; und bei Bowman.

Vom Abschnitt XVI an sind die Ausführungen weit mehr der Niederschlag persönlicher Erfahrung, der Mitteilungen führender Männer im Pazifik, der Auseinandersetzungen mit dann im Text genannten Quellen, als (wie notwendig in den ersten 16 Abschnitten) auch Zusammendrängungen aus einem überreichen Stoffgebiet unter neuer Gruppierung. Lit.-Angaben treten daher zurück, unvermeidliche Werturteile mit in den Vordergrund, und es ist, abgesehen von einigen ganz unentbehrlichen Belegstücken, nicht mehr möglich, den „wissenschaftlichen Apparat" in der gleichen Breite weiterzuführen, wie es anfangs als Studienanleitung für ein zum Teil neues Gebiet notwendig schien.

XVII. BELEBENDE DURCHDRINGUNG ODER ERSCHLIESSENDE VERGEWALTIGUNG?

Es fehlt ein geographisches Seitenstück zu E. Marcks: Die imperialistische Idee in der Gegenwart. A. Dix: Geogr. Abrundungstendenzen in der Weltpolitik, Geogr. Zeitschrift 1911, bewegt sich in anderer Richtung. Auch die Geographie und Geschichte der Pénétration pacifique ist noch ungeschrieben. Ein mächtiges Fanal weit vorausschauender Geopolitik ist Bernard Holland, Imperium et Libertas, London, Arnold 1901, besonders in den General observations. Freilich wäre Sir H. J. Mackinders: Democratic Ideals and Reality, vom Standpunkt dieses großzügigen politischen Geographen gegenüberzustellen; vgl. auch F. Ratzel: Ostasien und die Vereinigten Staaten in Kl. Aufsätze II, S. 291 und das Zitat v. Russell Young von 1889.

Gilbert Reids ganzes Buch: China captive or free? New York 1921, ist ein zusammenhängender Appell, angewendet auf einen Teilraum des Pazifik, für die Gedankengänge dieses Abschnitts.

Raynals Freiheitsbegriff: „la propriété de soi", seine Auffassung von „liberté naturelle, civile, politique ... c'est à dire: de l'homme, du citoyen, d'un peuple" gibt Fingerzeige, wie geopolitisch eine Symptomatik des Aufstiegs von geographischen und politischen Räumen zur Selbstbestimmung und umgekehrt des Niedergangs als zoon politikon aus dem Gesamtbild der politischen Geographie zu schaffen wäre.

Für den Sturz aus der Reihe der selbstbestimmenden Lebensformen gäbe es zwei Prototypen: Zersetzung, unter Erhaltung am Boden, ja Boden-Verhaftung unter Vernichtung aller oder wesentlicher, das politische Eigenleben gewährleistender Staatsorgane (Typ Capua, oder Deutschland, wo man „imperium" will, aber Arbeitsameisen erhalten) und Landraub unter Bodenverschleppung (Typ Karthago, wo die Lagengunst unzerstörbar ist, die Volkheit vernichtend getroffen werden soll). Wir zitieren für A. Livius XXVI, S. 16, für B. Scipios Bedingung.

„Ceterum habitari tantum, tanquam, urbem Capuam, frequentarique placuit; corpus nullum civitatis, nec senatus nec plebis concilium, nec magistratus esse; sine concilio publico, sine Imperio, multitudinem — nullius rei inter se sociam — ad consensum inhabilem fore ..." Das ist der Typ der Entscharung, Entgliederung, der langsame politische Mord, wie der andere der schnelle.

Aus dem Gegensatz wird wohl auf Aufstieg zu schließen sein, also: Steigerung der Selbstverwaltungsorgane, des publizistischen Selbstbewußtseins, der Organisation auf größere, kooperierende Räume zu, wie ja auch für die pazifische Geopolitik struktur-charakteristisch ist: Krone und Reichsorgane oder starke Präsidentschaft, oft mit weit größeren monarchischen Rechten, als die der Monarchen des Abendlandes, mit zunehmendem Reichsgedanken im Massenbewußtsein; Zweikammersystem, im Gegensatz zu Unitarismus, Einkammersystem, Ausschaltung monarchischer und aristokratischer Motive, in denen wir also wohl pol.-geographisch Zeichen kleinräumiger Rückentwicklung erkennen werden.

XVIII. VERLAGERUNG DES WELTVERKEHRS GEGEN DEN PAZIFIK

123. Brooks-Adam: The New-Empire, deutsch von Sachs, Wien-Leipzig 1908, als „Das Herz der Welt", S. 222ff. und S. 240ff. und 244.

124. Ebenda S. 6, 30, 78 u. a.

125. W. Goetz: Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Stuttgart 1888, S. 687. Südsee-Routen. (Skizze zur Geopolitik der Vorantarktis.)

126. Frank Norris: The Octopus (die Eisenbahn Southern Pacific Ry.).

127. Über die Sonderspielart pazifischer Häfen vgl. E. Grünfeld: Hafenkolonien u. kol.-ähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea. Jena 1913, E. T. William: The Open ports of China. Geogr. Rev. 1920. Dr. J. März: Das Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen, in Zur Geopolitik d. Selbstbestimmung, München 1923, mit sorgfältigem Lit.-Verzeichnis, dann die Arbeiten über die Hafentypen der chilenischen und südamerikanischen Pazifikküste.

Allgemein über die Verkehrsumlagerung zum Pazifik: Transpacific, Tokyo, White H. K.: History of the Pacific Railway, Chicago 1895; Vladimir: Rußland und der Pazifische Ozean; A. J. Sargent: Seaways of the Empire, London 1918.

Für die Umwandlung der chinesischen Zubringer: H. B. Morse: International Relations of the Chin. Empire. London 1910—18, Mongton Chih Hsu: Railway problems in China, New York 1915; Sun Yat Sen: International Development of China, London 1922; E. J. Dingle: New Atlas of China, die jährl. Ausgaben d. China Year Book seit 1922, Tientsin.

Die Abwandlung der Monroedoktrin behandelt A. B. Hart: The Monroe-Doctrin since its proclamation, Boston 1916 — ein Interpretationskunststück; die südamerikanischen Wandlungen: F. Garcia Çalderon: Latin-America. Its rise and progress, New York 1913. Die südamerikanischen Eisenbahnfragen das South-American Year-Book, London.

XIX. RAUMWERT IM PAZIFIK. UMWERTUNGEN VON INSELN UND RANDRÄUMEN

128. Zumeist wohl ausgehend von den Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten, dann in politische Geographie, Erde und Leben übergegangen, am meisten vertieft wohl in Abschnitt 11 der Anthropogeographie.

129. Macmillan Browns Ergebnisse eines fünf-

monatigen Aufenthalts auf der Osterinsel. Vgl. auch Corney, Geo. Journ. 1917 u. Skottsberg, Upsala 1920, sowie Rootledge.

130. In: Schicksal überseeischer Wachstumsspitzen, u. a. bei der Stützpunktdefinition. Besprechung der „reinen Kabelinseln", wie Midway (A), Norfolk (E), Wake, Tutuila; der Bird-Insel (Modu-Manu), die von England gewünscht, von den Vereinigten Staaten bestritten wurde.

131. Vgl. auch F. Ratzel: Inselvölker und Inselstaaten. Beil. Allg. Zeitg. 1895, Kl. Aufsätze II, S. 294. Wallace: Island Life, London 1880. Hahn, 83.

Über Fanning-Palmyra-Streit: Fanning ist seit 1897 englisch; Palmyra in den 60er Jahren von Hawaii beansprucht gewesen, dann von England, seit 1912 von Amerika aus, s. a. Pet. Mittlg. 1910, 1911 u. 1912, Bem. von Moraht: Die Maßnahmen der Randmächte des Großen Ozeans zu seiner Beherrschung.

132. A. v. Wichmann, Utrecht: Mapia-Streitfall, Pet. Mittlg. 1900, S. 66.

133. Fall der Providence- und Brown-Inseln von 1886, Pet. Mittlg. 1890, S. 278, 304.

134. Walter von Rummel: Sonnenländer, S. 143 m. Abbildg.

135. Schilderungen der Volksdichte der Riukiu und des Raumwertes dort am besten in der ausgezeichneten Monographie von Simon, 1914.

Ein Seitenstück zu den früher erwähnten Arbeiten, aber mehr hier einschlägig, ist: Ritter, W. E.: Problems of population of the North Pacific area as dependent upon the biology, the ozeanography and the meteorology of the area, Science, New York 1919, S. 119 Dahlgren, W. E.: The discovery of the Hawaian Islands, Stockholm-Upsala 1917. Die Umwertung eines Randstücks von heute höchstem Raumwert zeigt Dawson, G.: The discovery of San Francisco Bay, San Francisco 1907, wonach das wichtige goldne Tor erst 1769 wieder, nach zwei Vorentdeckungen, 1579 durch Drake und 1602 durch Spanier bewußt gefunden wird! Für die ozeanische Fortsetzung des Fuji-Bogens beleuchtet die Raumwertfrage K. Yamada: Der Vormarsch nach Süden und die Ogasawara (Bonin-Inseln), Deutsche Politik, 1917, S. 101. Für Yap: Müller, W.: Yap, Hamburg 1917 und 1918. Für Nauru: Harold W. Pope: (Austral. Commonwealth Comm. für Nauru) White paper d. Australischen Regierung über die Phosphat-Entdeckung 1900, die vielleicht dem deutschen Südsee-Inselreich am meisten zum Verderben wurde! Vgl. auch den Südseerapport der japanischen Regierung an den Völkerbund 1922 und die Tatsache, daß allein auf Saipan, w 1914 ca. 1500 Chamorros und 1000 Karoliner lebten, am 1. Juni 1920 schon gegen 3000 Japaner eingetroffen waren, Teuerung und Arbeitszwang mit sich führend.

Für einzelne raumumwertende Rohstoffe der Inselflur vgl. etwa Rosenthal: Au royaume de la perle, Paris, Payot 1919; Birk, M.; Kopra-Produktion und Handel, Jena 1913.

XX. SIEDLUNGS-GEOPOLITIK DER PAZIFIK-RÄNDER

136. E. Süß, beim Vergleich des atlantischen und pazifistischen Küstentyps im „Antlitz der Erde".

137. O. Franke versch. Orts; vgl. auch F. Ratzel: Chinesische Auswanderung seit 1875, Globus 1881.

138. Hierzu auch: Eijiro Honjo, Prof. der Kais. Universität Kioto: The Population of Japan in the Tokugawa Ära, gibt nebenbei eine vortreffliche Übersicht über die Gesamtliteratur, auch die japanische, zum japanischen Bevölkerungsproblem. Durch Aubert, E., Grünfeld, Millis u. E. Schulze zu ergänzen.

139. Dr. O. Israel: Petermanns Mitteilungen 1922, Sept.-Heft, S. 185. Eine neue Bestimmung der Flächeninhalte der 18 Provinzen Chinas; es ist fesselnd, diese Angaben etwa mit O. Franke's China als Kulturmacht in der Zeitschrift d. Morgenld. Ges. 1923 u. Hodges zu vergleichen.

140. Von Griffith Taylor in der mehrfach erwähnten Darstellung über die Festlegung des Ortes für die Bundeshauptstadt Cánberra, deren Aufbau übrigens wesentlich langsamer ging als die ersten phantasievollen Schilderungen erwarten ließen, die erst 1927 in der Lage war, das Bundesparlament zu beherbergen, und 1927 eingeweiht, mehr Bauhandwerker als ständige Bürger zählte.

141. J. Bowman (mehrfach erw. Orts) „must overflow its boundaries"!

142. Jichiro Tokutomi: Japanese American Relations, Macmillan, New York 1922.

143. Z. B. Besprechung im China Express and Telegraph vom 15. Juni 1922, S. 411.

144. In der Geopolitik der Selbstbestimmung, über den Wiederaufstieg Südost-Asiens zur Selbstbestimmung.

145. F. v. Richthofen in: Das Meer und die Kunde vom Meer, Berlin 1904, S. 40, in der treffenden Stelle über das Verhältnis Japans zum Meer, die Ansammlung seiner latenten Energie und überseeischen Entspannung.

XXI. WIRTSCHAFTSGEOGRAPHISCHE EIGENART DES PAZIFIK

146. J. Bowman, The New World, Problems of Political Geography, New York 1922, Fig. 249, Skizze zu S. 508, die wir zweckmäßig umgekehrt erweitern.

147. E. Grünfeld: Hafenkolonien und kolonieähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea, Jena 1913 — eine überaus verdienstvolle Arbeit, deren Ausdehnung auf alle mit geopolitischen Hypotheken und völkerrechtlichen Komplikationen belasteten Küstenstellen des Pazifik erst zeigen würde, wie viele solche Stellen zweifelhaften und geteilten Bodenrechts es auch noch außerhalb des ostasiatischen Küstensaumes am größten Wirtschafts-Meeresraum der Erde gibt.

Yap, das rechtliche Kondominium in den Neuen Hebriden und das faktische in Nord-Sachalin, Fischrechte und Schiffahrt im Amurland, der Küstenzutritt Boliviens und Perus in den nordchilenischen Häfen, Panama, die Magdalena-Bucht, die Zugänge zum oberen und mittleren Yukon, die Juan de Fuca-Straße, der Gemeinschaftsbesitz von Nauru würden weiterhin zeigen, wie bunt das Küstenzutrittsrecht zum Pazifik geopolitisch und völkerrechtlich ausgestattet ist, und welche vielseitige geographische Schulung den Männern in Deutschland nötig gewesen wäre, die sich als unwillkommene Neueindringlinge in diesem Raume zu bewegen hatten.

XXII. SYMPTOMATISCHE BEDEUTUNG PAZIFISCHER KULTURGEOGRAPHIE FÜR DIE GEOPOLITIK

148. Die am besten belegte Schrift darüber: Eijiro Honjo; The Population of Japan in the Tokugawa Era, eine ausgezeichnete Studie über die Trägestauung während der japanischen Rokokozeit und ihrer Gründe. Für die hier gleichfalls angeschlagene Maorifrage scheint Andreas Reischek: Sterbende Welt, Wien 1924, ausgezeichnete Einblicke in die geopolitische Verwertbarkeit rein künstlerisch und wissenschaftlich gewonnener Kultureindrücke und Dokumente zu geben.

149. Z. B. bei Prinzhorn: Kunst der Geisteskranken.

150. Hans Fehr: Das Recht im Bilde. Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich, Berlin-München-Leipzig 1923.

151. K. Baschwitz: Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung. München 1923. Vgl. auch Gustave Le Bon: Psychologie des foules.

152. E. Schiller: Shinto. Vgl. auch die kurze Zusammenfassung in Basil Hall Chamberlain: Things Japanese, London 1905, S. 418—423, mit dem Hinweis auf die älteren Arbeiten von Satow, Florenz, Greene, Lowell, Aston.

153. „Miya", das Shinto-Heiligtum, ist im Gegensatz zu dem meist viel reicheren und prächtigeren buddhistischen Tempel „Tera", die in uralten, strengen schlichten Formen, ohne Bilder, meist nur mit einem runden Spiegel in einem weißen Holzschrein ausgestattete, wenn möglich hainumgebene oder landschaftlich wirkungsvoll gesetzte Weihestätte, deren voller Stimmungsreiz bei meist vollendeter Anpassung fast nur im Zusammenhang mit der japanischen Landschaft erfaßbar und wiederzugeben ist.

154. F. Graebner: Ethnologie in „Die Kultur der Gegenwart" S. 435—487, gefolgt von ausgezeichneten Literaturangaben auf S. 584, gibt knappe, scharfe Darlegungen der Hauptkulturgebiete der Südsee, der australischen, polynesischen und melanesischen Abgrenzungen zwischen Völkerpsychologie, Ethnologie, Anthropogeographie. . . Kritik von Wundt u. a.

Gleichviel, wie weit man zustimmen kann oder ablehnen: jedenfalls ergibt sich auch geopolitisch eine in einzelnen Fällen das Schrifttum bis 1922 einbeziehende, bis etwa 1918 kritisch würdigende und verarbeitende Revision.

Das jüngste Werk von L. Frobenius: Vom Kulturreich des Festlandes, Berlin 1923, erhält seinen besonderen Wert vor allem durch seine Reihe kulturphysiognomischer Karten, die gerade für die pazifische Kulturgeographie sehr wertvolle Einträge erhalten.

Sammelskizze . . . gibt die wesentlichsten Vermutungen des Werkes wieder.

155. O. Franke: China als Kulturmacht in der Zeitschr. d. Morgenländ. Ges. 1923.

156. Gilbert Reid in verschiedenen Stellen seines China captive or free, New York 1921. Man suche nur etwa nach dem Schlagwort „Germany" des Verzeichnisses Stichproben in dem Werke eines der unabhängigsten Beobachter unserer Zeit im Pazifik, eines jeder Gewalt abholden, sicher einer dem Pazifismus, als dem Imperialismus in jeder Form zugewandten Mannes auf.

157. K. Haushofer: Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans und des

subjapanischen Erdraums, und deren Förderung durch den Einfluß von Krieg und Wehrpolitik. München 1914.

Auch die dort und anderwärts angeregte Zusammenfassung des wissenschaftlichen Lebenswerkes von Dr. E. Baelz in Japan würde ein kulturgeographisches Denkmal werden, und zugleich ein Hinweis, wie sich ein machtloses Volk geopolitisch seiner Kulturleistungen bedienen könnte, um wenigstens geopolitische Fehler zu vermeiden, die ihm unnötige Widerstände wecken und sich dazu die besondere Landeskenntnis einzelner Söhne zunutze zu machen.

Der Versuch, die einzelnen Quellen, die in tieferer oder flüchtiger Anregung diesem Abschnitt gedient haben, namhaft zu machen, würde zur Abfassung einer Quellenkunde für pazifische Kulturgeschichte führen und den geopolitischen Rahmen dieser Arbeit sprengen.

XXIII. EIGENART DER PAZIFISCHEN WEHRGEOGRAPHIE

158. Mit scharfen persönlichen Streiflichtern geschildert u. a. von N. L. Klado: La Marine Russe dans la guerre russo-japonaise Paris 1905 in franz. Übersetzung von R. Marchand, als Zusammenstellung der Artikel in der Nowoje Wremja unter dem Pseudonym Priboj. Verschleiert in den jap., russ. und englischen Generalstabswerken.

159. U. a. Mil. Wochenblatt 1922: Pazifische Wehrpolitik 26. August 1922: Zur Wehrgeographie des Großen Ozeans nach der Rüstungs-Stopp-Konferenz Nr. 34; 18. November 1922; Wehrpolitische Rundschau um den Stillen Ozean Nr. 16, 13. Mai 1922; Mil.W.Bl. 1923: Panasiatische Fernziele, Nr. 25, 1. Februar 1923.

Vgl. auch Wissen und Wehr 1920, H. IV: Zur Geopolitik des Fernen Ostens, Handbuch der Politik, Bd. II: Japans Vormachtstellung im Osten.

160. China Express and Telegraph, London, vom 19. April 1923, S. 260.

XXIV. POLITISCHE BILDUNGEN ALS GEOPOLITISCHE DRUCKMESSER UND SCHÜTTERZEIGER DES PAZIFISCHEN LEBENSRAUMS

161. G. E. Uyehara: The political development of Japan 1867—1909. London, Constable 1910, S. 5, 11, 15, und vor allem 17 u. 18 der Einleitung.

„The Japanese people become instinctively conscious of any danger, which threatens their national existence, because their country is always predominantly present to their conscious self . . .“

162. „Dai Nihon“; „Das Japanische Reich“; „Japan und die Japaner“.

163. Eine scharfe Aufsatzreihe des „Yorodzu“, kommentiert im Japan Chronicle, Kobe i. August 1922, unterbrach die präludierenden Presseschalmeien im Sinne von Robertson und Tokutomi.

164. Charles Edward Russell: The Outlook for the Philippines, The Century Company, New York 1922; vor allem aber sein Aufsatz: The Phillippines: Independent or vassal? in The Nation, 26. April 1922, aus dem wir einen besonders kennzeichnenden Auszug geben.

The Philippines: Independent or vassal? Charles Edward Russell in The Nation, 26. April 1922.

„Neues von den Philippinen:

Der Herald, eine Tageszeitung in Manila, im Besitz und unter Leitung von Filippinos, brachte eine Zeichnung, worin Generalgouverneur Wood abgebildet war, im Begriff, mit einem Dolche mit der Aufschrift: „Veto“, eine Frau zu erstechen, die mit „P. I. Autonomy“ bezeichnet war. Die amerikanische Kolonie fühlte sich verletzt, nannte die Sache aufrührerisch und verleumderisch. Strafverfolgung wurde angedroht. Der Herausgeber entschuldigte sich. Der Vorfall ist abgeschlossen. Gib dich keinen Gedanken darüber hin, o wackeres Volk in Amerika! Es war nichts, als ein exzentrischer Streich einiger hitzköpfiger und mißleiteter junger Leute. Alles ist wieder in Ordnung mit uns in unserm Inselreich!

So lauten die Depeschen, leichtes Unbehagen zerstreuend, und bemüht, unseren vergnüglichen Glauben zu erneuern, daß, abgesehen von einigen geräuschvollen Politikern, die Philippinos in einer segensreichen Zufriedenheit mit ihrem abhängigen Stand dahinleben. Unglücklicherweise aber ist der segensvolle Geisteszustand, der diese Depeschenschreiber zu beseelen scheint, nicht ganz sicher gewährleistet. Nicht alles geht gut mit uns auf den Philippinen! Der Zwischenfall mit der Zeichnung war nicht ein zu übersehender Ausbruch jugendlichen Temperaments. Er war ein Symptom eines tiefgehenden und beunruhigenden Zustandes. Andere solche Symptome sind noch zu unsrer Aufmerksamkeit durchgedrungen! In der Regel haben wir vorgezogen, uns nichts davon wissen zu machen! Noch andre Manifestationen dieser Art werden folgen. Wenn es uns paßt, können wir auch sie zu ignorieren versuchen. Aber was uns begegnen könnte, wenn wir diesen Pfad weiter verfolgen, das verspricht keine sehr optimistischen Aussichten!

„Der Kaiser der Franzosen ging seinen eignen, wilden Weg weiter, wohin er ihn führte“, bemerkt Mc. Carthy in seiner Schilderung der Abenteuer Napoleons III. in Mexiko. Trotz so mancher Warnung, trotz so vielen eindrücklichen Tatsachen, die ihn den Weg zurückwiesen, waren Sedan und sein Sturz das Ende seines Wegs. Wir würden uns mit Vorteil erinnern, daß es auch ein moralisches, nicht minder als ein physisches und imperialistisches Sedan geben kann. Nach all' unsern Bekenntnissen zum Altruismus und den besseren Idealen, was soll unsre Stellung vor der Welt sein, wenn wir in die Lage kommen, nur mehr durch brutale Gewalt und auf sie gerichtete Flintenläufe ein unwilliges Volk zurückzuhalten, das uns ins Gesicht schleudern kann die Unehre gebrochener Übereinkunft und verpfändeter Worte, entstellt und ins Gegenteil travestiert aus Gewinnsucht und Ländergier!

Auf ein Unheil dieser Art deuten uns die Zeichen so klar wie jene, die Louis Napoleon mißachtet hat. Immerhin ist noch anzunehmen, daß — wenn wir auf einem Irrweg unsrer eignen Wahl fortschreiten, wir das mehr blind, als mit Absicht tun! Sehr wahrscheinlich hat die Volkheit noch niemals mit Bedacht erwogen, was auf den Philippinen vor sich geht, sehr wahrscheinlich hat sie wenig Chance für eine solche Erwägung gehabt. Was das betrifft: urteilt für euch selbst:

Die Bevölkerung der Philippinen empfing mit tiefer Enttäuschung die Neuigkeit von den Fündlein der Wood-Forbes-Sendung. Der wesentliche Gehalt dieses Berichts besteht, in offenen Worten, aus den Gründen, die man entdecken konnte, aus denen wir unsere Versprechen mißachten, und die Inseln behalten sollten. Sobald diese Tatsache von den Eingeborenen verstanden war, vermochten nur die schnellen und geschickten Anstrengungen ihrer Führer einer so machtvollen populären Demonstration vorzubeugen, die derart ausgefallen wäre, daß sie dem Volke der Vereinigten Staaten keinerlei Ungewißheit mehr über die wirkliche Stimmung der Inselbewohner gelassen hätte. Von dieser drohenden Lage haben die normalen Neuigkeitskanäle nicht ein Wort herübergetragen. Bis auf diesen Tag hat die große Masse der Amerikaner keinen Grund, zu bezweifeln, daß die Philippinen sich mit Grazie in das unvorteilhafte Verdikt des Berichts Wood-Forbes fügten. Die Tatsache der Verstimmung der Bevölkerung und ihres Grundes erreichte Washington in einer Kabelnachricht an die Philippinen-Kommissäre. Als sie, wegen ihrer schweren Wichtigkeit, den Nachrichtenämtern angeboten wurde, wollte sie keines verbreiten. Und doch war diese Kunde für das amerikanische Volk wichtiger als irgendeine, die seine Nachrichtenbüros an diesem Tage aussandten!

So kommen, absichtlich oder nicht, die meisten Informationen von den Philippinen zu uns gefiltert, unter Zensur oder umgebogen. Wenige Tage zuvor veröffentlichte eine der angesehensten Tageszeitungen eine Spezialdepesche aus Manila über die Delegation, die, als Protest gegen die Wood-Forbes-Rapporte und mit dem Unabhängigkeitsbegehren, im Begriff war, von der Philippinenlegislatur nach Washingston gesandt zu werden. Die Depesche bemerkte spottend, daß sich die Delegation „nur“ aus Politikern zusammensetzte, daß trotz der bankrotten Lage des Landes große Summen für ihren üppigen Transport und ihre Reisevorbereitungen ausgegeben würden, daß aber das Volk keinen Anteil an der Mission und der Unabhängigkeit nähme. Es wäre schwer zu sagen, welche dieser Versicherungen das verstiegenste Abenteuer an Irrtum war! Betrachten wir als Beispiel untersuchend die Behauptung der philippinischen Bankrottwirtschaft! Das ist einfach nicht wahr! Das Land ist reich, voll Hilfsmittel, in blühendem Zustand! Die Steuern dort gehören zu den niedrigsten auf der Welt. 1919 waren sie weniger als 6 % auf den Kopf gegen 21,41 in den Vereinigten Staaten und 33,08 in Kanada. Es gibt keine wirkliche Einbuße am öffentlichen Einkommen, und wenn es wäre, könnte ihm durch eine fast unmerkliche Erhöhung der Besteuerung und ohne Borgen auch nur eines Dollars Wert begegnet werden.

Die Versicherung, daß nur Politiker die Unabhängigkeit begehrten, wäre ein gefährlicher Stoff, um ihn in diesem Land in Umlauf zu setzen. Es ist untreue und verbrecherische Irreführung. Diese Leute haben einen Hintergrund von 350 Jahren Freiheitskampf! Sie haben ihre geschichtlichen Helden in diesem Kampf, die ihnen so teuer sind, wie Winkelried den Schweizern, oder Emmet den Iren. Sie haben ihre Überlieferung von tapferen Taten, wundervollen Opfern, verwegenen Revolutionen. Amerikanische Geschichte, 22 Jahre in ihren Schulen gelehrt, hat die Lehren ihrer eigenen Geschichte

für sie befestigt und vertieft. Sie haben einmal ihr Herz an Freiheit und Nationalität (Volkheit) gesetzt. Sie werden niemals mit etwas anderem zufrieden sein. Wir können sie, wenn wir das wollen, in Unterwürfigkeit „zurückschießen"; aber wir können ihr Streben nicht töten. Gegen alle unsere Geschütze und alle unsere Truppen werden sie hinfort nur unsere höchst widerspenstigen „Untertanen" sein!

Sogar die Wood-Forbes-Mission, der Unabhängigkeit sehr unfreundlich, ergab die Beweise dieser gefestigten Überzeugung, die sie überall fand, außer im Gebiete der Moros. Es war ein Beweis, der nicht mehr not tat. Seit 1916 war die Regierung in den Händen einer im wesentlichen vom Volk gewählten gesetzgebenden Versammlung gewesen. In jeder Sitzung hatte sie Unabhängigkeit verlangt und des Volkes Geld darangesetzt, sie zu erlangen. Bei jeder der aufeinanderfolgenden Wahlen hatten die Gesetzgeber die meisten Stimmen erlangt, die am meisten für die Unabhängigkeit getan hatten. Keine Opposition gegen die Trennung war irgendwo aufgetreten; die einzige Kritik der Partei in der Macht hatte sie getroffen, weil sie nicht genug dafür getan hätte.

Es ist wahr, daß das Wahlrecht nicht allgemein ist. Bis jetzt stimmen die Frauen nicht, und das männliche Wahrecht hat einige Erschränkungen zugunsten von Bildung und Steuern. Aber bei der letzten Wahl wurden immerhin 635000 Stimmen für Unabhängigkeit abgegeben, und von denen, die nicht wählten, ist es unmöglich anzunehmen, daß eine irgend beträchtliche Zahl gegen die Unabhängigkeit sein könnte.

Wenn wir also an Volksmandate glauben, wohlan: hier ist eines, vor dem es kein Entrinnen gibt, denn es ist fleckenlos und endgültig.

Dagegen wird nun die schreckliche Moro-Frage flottgemacht und der Moro uns hingemalt als wütend gegen die Trennung und hingegeben an die amerikanische Herrschaft. Unparteiisch gesehen, hat dieses Gemälde niemals eine sehr überzeugende Kraft für mich gehabt. Wenn ich im Moro-Gebiet war, konnte ich niemals entdecken, daß die allgemeine Empfindung gegenüber der Unabhängigkeit verschieden von der in den nördlichen Provinzen war, und ich habe Briefe leitender Moro-Persönlichkeiten, daß sie es nicht ist. Zu Zamboanga, auf dem schönen großen Hauptplatz, bauten sie ein Denkmal für Rizal, so schön wie irgendein anderes im Lande; allerwege schienen sie mir nicht weniger Verehrung für sein Andenken übrig zu haben als ihre nördlichen Landsleute. Rizal aber ist der Nationalheld der Unabhängigkeitssache; deshalb bin ich verpflichtet, dieses Faktum für bezeichnender zu halten als irgendeine Hände-weg-Feststellung ...

Aber selbst wenn es wahr wäre, daß leitende Moros der Unabhängigkeit abgeneigt sind, haben wir uns zu erinnern, daß in einer Gesamtbevölkerung die Moros weniger als 400000 von 10500000 zählen! Von diesen leben viele auf abgelegenen Inseln oder in entfernten Gegenden, so daß ihre Meinungen über die Sache niemals haben erforscht werden können und niemand berufenerweise über sie sprechen kann. Und das wichtigste Faktum von allen ist, daß die Moros rassenmäßig nicht verschieden von den andern Philippinos sind. Wir sind geneigt, es zu glauben, nach dem was wir darüber lesen, aber sie sind es in Wirklichkeit nicht. Sie fühlen sich alle als Philippinos. Die einzigen Differenzen unter ihnen sind religiöser Art. Die Moros sind Mahomedaner (nach einer Abart des Islam), und der größte Teil der andern sind Christen: 9463751 Christen gegen 886999 Nichtchristen aller Spielarten: Mohamedaner, Heiden, Buddhisten. Es kommt dann auf, daß die Vordringlichkeit, die man den Bedenken der Moros über diese Angelegenheit beigelegt hat, fiktiv ist. Auf keine Weise können sie mehr als 4% der Bevölkerung ausmachen, und es würde nichts ausmachen, wenn sie alle Gegner der Trennung wären.

Von gleicher Fadenscheinigkeit ist der Nachdruck, der auf die supponierten finanziellen Schwierigkeiten der Inselleute gelegt wird!

Es ist vorgeschlagen worden, daß der Kongreß die Schuldgrenze für eine neue Schuldbondsausgabe auf 25 Millionen Dollar aufhebe. Kein Land, nach seinen Hilfsquellen beurteilt, bedarf einer solchen Hilfe weniger. Dennoch wird, wenn der Generalgouverneur sechzehn Gesetze durch sein Veto hemmt, die meisten davon Geld betreffend, die Tatsache benützt, um die Bedürftigkeit zu illustrieren, in die eingeborene Verwaltung das Land gestürzt hat. Klar, daß sie ungeeignet sind, sich selbst zu regieren: schaut doch, welchen Wirrwarr sie aus ihren Finanzen gemacht haben!

Eines der durch Veto verhinderten Gesetze hat nun zum Nutzen der Universität der Philippinen dienen sollen, einer eingeborenen Einrichtung mit mehr als 4000 Studenten und einer ausgezeichneten Vergangenheit (nebenzeit zur Zeit die älteste Hochschule unter dem Sternenbanner, die St. Thomas-Universität in Manila!).

Diese Tatsache ist in den Vereinigten Staaten nicht ausgebeutet, aber für die eingeborenen Gemüter hat sie einen ganz besonderen Stachel. Die Universität war lange Zeit ein ganz besonderes Angriffsziel für die amerikanische Kolonie, weil sie junge Männer und Frauen nicht zu manueller Arbeit, sondern zu geistigem Streben erzieht. Hier (also) haben wir dasselbe Gemisch von Rassenhaß und Kastenvorurteil, das bei unserm Auseinandersetzen mit Haiti und San Domingo so klar hervortrat. In der Meinung des Durchschnittsamerikaners in den Philippinen hat die Stellung des Philippino untergeordnet zu bleiben. Die Hochschule ist so für beide Seiten ein Sinnbild des Kampfes geworden. Es war dieser Schlag nach dem Knotenpunkt ihres Ehrgeizes, der die Philippinos zu ihrer Karikatur aufreizte, und er wird sie weiterhin zu andern gehässigen Maßnahmen aufreizen.

Eine Phase des Ringens zum mindesten werden Amerikaner zu Hause leicht durchschauen, wenn sie nur hinter die Argumente gucken, die gegen die Unabhängigkeit ins Feld geführt werden. Nichts kann auch einfacher sein. Unter amerikanischer Herrschaft sind Philippinenerzeugnisse zollfrei zugelassen, mit dem Ergebnis, daß sich ein lebhafter Handel mit Stapelartikeln der Philippinen entwickelt hat. Mit der Unabhängigkeit würde der amerikanische Zolltarif gegen alles dies wirksam, und das darin investierte amerikanische Kapital hätte die Verluste zu ertragen. Was aber sind diese Waren? Tabak, Zucker, Hanf, Wertholzer, Pflanzenfette und Öle. Und vor welche Türen führen diese Investierungen? Zu den größten und mächtigsten Finanzinteressen Amerikas. Und wie weit davon ab sind die Interessen, die uns veranlaßten, in Haiti zu intervenieren? Nicht einen Block. Sollte das noch nicht alle Augen öffnen?

Zweier anderer Tatsachen in unseren Beziehungen zu diesem Volk können wir weiterhin vernünftigerweise sicher sein: Erstens, die Agitation für Unabhängigkeit wird wachsen, bis wir sie nicht mehr ignorieren oder verkleinern können. Zweitens: wenn diese Krisis wieder die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten beanspruchen sollte, um einem Volk zu begegnen, entgegenzutreten, das kämpft, um frei zu sein, dann wird es keine Vergnügungsfahrt sein! An ill country, ein übles Land, ein Giftland ist dies für weiße Männer, um darin zu kämpfen! (Das hat ja auch Spanien erfahren, und es ist gerade für den Geogr. und Ostasienhistoriker eine große Enthaltsamkeitsprobe, den höchst fesselnden Bericht von Charles Edward Russell nicht Zeile für Zeile zu erläutern. Er ist ja konzentrierte Geopolitik. Aber das hieße, ihn seiner Wirkung zu berauben!)

Binnen kurzem müssen wir zu einer endgültigen Entscheidung über diese Bestrebungen kommen. Die Philippinos sind keine Toren, sondern Leute von schnellen und aufgeweckten Verstandeskräften. Sie wissen gut genug, daß alles Hin- und Hergerede in diesem Lande, ob sie geeignet sind zur Selbstregierung, ob sie gut oder schlecht regieren, ob die Moros dies oder jenes denken, eitel und belanglos ist. Mit der Acte vom 29. August 1916 haben sich die Vereinigten Staaten verpflichtet, den Philippineninseln Unabhängigkeit zu gewähren, „sobald eine stabile Regierung darin aufgerichtet werden kann." Von irgendeiner andern Bedingung stand kein Wort, keine Silbe, kein Hinweis darin. Seit mehr als fünf Jahren haben die Völker der Philippinen eine Regierung geführt, die auf ihrem eigenen Mandat ruht. „Has it been stable?" Hat sie sich auf eigenen Füßen halten können? Auf diese Frage, und auf sie allein muß das ganze Urteil in der Frage gegründet sein. Wendet auf die in dieser Weise aufgerichtete und geführte Regierung irgendeinen Beweis auf Haltbarkeit, stability, an, der in der internationalen Praxis bekannt ist. Wendet die Definition an, die Präsident Mac Kinley, die Mr. Root gegeben hat, als er Staatssekretär war, und vermerkt das Ergebnis.

Präsident Mac Kinley sagte: Ein haltbares Government wäre eines, das fähig wäre, die Ordnung aufrechtzuerhalten und die internationalen Verpflichtungen zu achten, Friede und Ruhe zu sichern, und die Sicherheit der eigenen Bürger wie der unsrigen zu gewährleisten.

Mr. Root sagte: es wäre eines, „erwählt durch Wahl des Volkes von ihm unterstützt, fähig, Ordnung aufrechtzuhalten und internationale Verpflichtungen zu erfüllen."

Nach diesen Maßstäben beurteilt, hat es nirgends eine festerstehende Regierung in diesen fünf Jahren gegeben.

Was die Sicherheit für Leben und Eigentum betrifft, so muß ich, trotz der Schande, die darin liegt, darauf dringen, die Lebensbedingungen der Philippinen zu vergleichen mit dem Mordrekord von Chikago, 141 in sechs Monaten! mit New York unter seiner augenblicklichen Verbrechenswelle (75000 Waffenpässe kürzlich zur besseren Sicherheit ausgeteilt!), mit den Daseinsbedingungen in jeder größeren amerikanischen Stadt.

Die Philippinos haben ihre Seite des Kontraktes erfüllt. WIR MÜSSEN DIE UNSRE ER-

FÜLLEN, ODER VERLETZEN, UND ZWAR AUF KURZE SICHT.

Wenn wir aber aus Gewinnsucht und imperialistischem Ehrgeiz die Philippinen behalten wollen, mit oder ohne Kontrakt, warum dann es nicht offen sagen, und sich darauf vorbereiten, das gellende Hohngelächter der Welt zu tragen, was wir dann mit eherner Stirn tun müssen! Vorgeben, daß wir sie zu Gottes Ehre und für das Seelenheil der Philippinos behalten, ist der Stil einer nauseous Hypocrisy (einer Heuchelei zum Speien), die einer enttäuschten Welt den Magen umdreht. Von dieser frommen Sorte des Augenaufschlagens mit einem Auge zum Himmel, während das andre geschäftig die Soll- und Habenseiten sucht, hat sie genug bis zum Übermaß. In solchen Blüten kommerzieller Tartüfferie erkennt sie nun die wahre Wurzel und das Wesen der Kriegsursachen. — Wenn wir danach fragen! Und wenn unsre vorgegebene, vorgebliche Abneigung gegen den Krieg nur den Krieg gegen Völker unsrer eigenen Komplexion (Rasse, Art) betreffen sollte, und wir kein Bedenken tragen, ihn über braune, gelbe und schwarze Menschen zu bringen, warum nicht wahr genug sein (be candid enough), das auch ehrlich Wort zu haben?"

Klarer, schärfer kann das tatsächliche Verhältnis der Machthaber der Erde nicht mehr in einem Falle aufgezeigt werden, wo sie noch weit zwingender als gegenüber dem vergewaltigten deutschen Lebensraum in kürzester Frist vor die Lage gestellt sind, bis zum Überdruß mit dem Munde bekanntes Völkerrecht, Selbstbestimmungsrecht der Kleinen und Unterdrückten durch die Tat zu beweisen.

165. Auszug aus meiner Zusammenfassung der Philippinen als Lebensform für das Handbuch der Diplomatie und des Völkerrechts.

Die ältere Bibliographie der Philippinen, namentlich die spanische Literatur, findet sich bei Blumentritt: Versuch einer Ethnographie der Philippinen, Gotha 1882. Als Gegengewicht gegen die Stimmen der Unterdrücker sollte immer Aguinaldo, Don E., La vérité sur la Révolution des Philippines, Revue des Revues, Paris, 15. März und 1. April 1900, später die Reden von Don Manuel Quezon herangezogen werden. James Bryce, im Kapitel „The new transmarine dominions" aus The American Commonwealth, 2 Bände, New York, gibt eine gute Übersicht vom angelsächsischen Standpunkt. Foreman, John: The Ph. Islands 1906, London, Dr. Nitobe in Japan Weekly Mail, Supplt, Tokio, 9. August 1913 liefern Eindrücke. Dean C. Worcester: The Ph. Past and Present, 2 Bände, 128 Bilder, Mills & Boon, London-New York, The Philippines and their people, beide in wiederholten Auflagen, gelten immer noch als das amerikanische Standwerk über die Philippinen.

166. Vgl. die mehrfach erwähnten Arbeiten von Griffith Taylor und Gregory, aber auch Manes, Kiliani u. a., die in Abschnitt XIII angezogen.

167. Vgl. z. B. F. C. Green: The Fortieth, Record of the 40. Bat. A. J. F. Hobart; John Vail, 1923.

XXV. MEERE UND OZEANE ALS TEILRÄUME MEERUMSPANNENDER KULTUR-, MACHT- UND WIRTSCHAFTSKÖRPER

168. Die Tatsache allein, daß so viele ihrer Träger mit der wehenden schwarzweißroten Flagge bewußt um der Flaggenehre willen in die Tiefe gefahren waren, hätte diese Farben für immer vor dem Flaggenverrat der Nation bewahren müssen. Soviel Verständnis der Verfasser als Erbe alter böhmisch-deutscher Überlieferung für das großdeutsche Schwarz-Rot-Gold jener Tage des Grenzdeutschtums hat: die Farben hätten sich anders, zukunftsstolzer und achtungsvoller für die Vergangenheit vereinigen lassen, als es geschah — etwa durch Herumlegen des schwarz-rot-goldenen Burschenbandes um die deutschen und österreichischen. Kanadas neue Kriegsflagge zeigt, wie man Vergangenheit und Gegenwart würdig vereinigen kann, durch Zusammenfügen des englischen, schottischen, irischen und französischen Schildes über den kanadischen Ahornblättern ... Aus Defaitismus durfte Schwarz-Rot-Gold nicht zur Geltung gebracht, aus Feigheit und Verzweiflung Schwarz-Weiß-Rot nicht verlassen werden — auf die Idee kommt bei Landesfarben und Wappen, den Sinnbildern einer ehrenvollen geschichtlichen Vergangenheit und auch geopolitisch sehr bedeutungsreichen Sinnzeichen von Erdräumen, alles an!

169. F. Ratzel: Das Meer als Quelle der Völkergröße. Oldenbourg, München-Leipzig 1900, S. 9 und 10. Rückblick!

170. Skizze der Ausdehnung der einstigen deutschen Südsee-Kolonien im Vergleich zur Flächenausdehnung Europas, auf S. 96 der von Oldenbourg herausgegebenen Erdkunde, Fischer-Geistbeck Ausgabe A, III C. IV. Skizze.

171. E. Demolins: A quoi tient la supériorité des Anglosaxons? Paris, Firmin, dass. deutsch, englisch, arabisch, spanisch, polnisch.

172. E. Baelz: Der japanische Kaiser Mutsuhito oder Meijitenno, seine Stellung im Staat und Volk, Geist des Ostens, München 1913, V. Heft, S. 265, oder Dr. M. Überschaar: Die Stellung des Kaisers in Japan. Mitteilungen der Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Tokio.

173. Bernard Holland, Imperium et Libertas, S. 157.

Die gegen Ende von Abschnitt XXV erwähnte zusammenfassende Kritik von N. Peffer findet sich in The Nation, Bd. 114, Nr. 2965 vom 3. Mai 1922, S. 536, unter dem Sammeltitel: Pacific-Problems, und war so kennzeichnend für deren amerikanische Auffassung, daß wir einen Auszug von ihr geben mußten.

Es handelte sich um eine bunte Auswahl: Sidney Greenbie: The Pacific triangle, The Century Comp. M. T. C. Tyau: China awakened, Macmillan. Stanley High: Chinas Place in the sun, Macmillan. Payson J. Treat: Japan and the United States, Haughton Mifflin. Leo Paswolski: Russia in the Far East, Macmillan. G. A. Ballard (Engl. Admiral): The Influence of the Sea on the political History of Japan, Dutton. G. Zay Wood: The twenty one demands China, the United States and the Anglo-Japanese Alliance, beide Fleming H. Revell & Cie. Thr Chino-Japanese Treaties of 1915. E. Alexande, Powell: Asia at the Crossroads Century, New Yorke mit 50 Bildern.

Weit mehr noch als der Inhalt der einzelnen Arbeiten verrät, wie gesagt, die scharfe, treffende Besprechung, wie der Leserkreis der Nation nach der Konferenz über den Großen Ozean dessen Problemen gegenüberstand.

XXVI. SCHLUSSWORT

XXVII. ZUR FORTENTWICKLUNG DES SCHRIFTTUMS VON 1924—1928

Seit der 1. Ausgabe der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" sind mir an neueren Werken gleicher Einstellung und wichtigeren Einzelarbeiten die folgenden zur Hand gekommen:

1. Rein politisch-geographisch und geopolitisch mit ähnlichen Zielen: André Duboscq: „Le problème du Pacifique", Paris 1927, Delagrave — leider ohne Angaben über das benutzte Schrifttum und nur mit einer sehr bescheidenen Karte, die aber wenigstens pazifik-zentrisch ist.
2. B. Doliwo-Dobrowolski: „Tichookeanskaja Probljema" (russ. Die Probleme des Stillen Ozeans), Moskau 1924, Kriegswissenschaftliche Schriftleitung der Sowjets, mit einer Einleitung von Pawlowitsch, mit guten Quellenangaben und einer sehr viel besseren Karte als in dem französischen Werk — eine in ihrer Art hervorragende Leistung, vortrefflich ergänzt durch
3. Golowin und Bubnow: „Strategija Amerikano-Japonskoi Woinüi" (russ.: Strategie eines amerikanisch-japanischen Krieges). Mit Einleitung von Karl Radek. Moskau 1925, Wojennüi Westnik. Mit fünf zwar nur schwarzweißen, in der Auffassung aber vorzüglichen geopolitischen Skizzen.

Beide sind Beispiele jener ausgezeichneten, mit geringen Mitteln aber gründlicher Sachkenntnis hergestellten Sowjet-Handbücher für wichtige geopolitische Kraftfelder, wie sie im indopazifischen Gebiet auch für Japan, China, Indonesien und Hinterindien bestehen.

In wesentlichen Teilen beschäftigen sich mit der pazifischen Geopolitik bei mehr kulturgeographischem, macht- oder wehrgeographischem oder wirtschaftspolitischem Einschlag:

4. Kurt von Boeckmann. „Vom Kulturreich des Meeres." Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. Mit 6 Karten und 14 Tafeln und reichen literarischen Angaben. Ein wertvolles Werk, das nur leider nicht seinem wissenschaftlichen Range entsprechend ausgestattet wurde (kulturgeographisch).
5. Admiral Sir Reginald Custance: „A Study of war." (Wehr-G.) London-Bombay-Sydney 1924, Constable. Ein Buch, das — die Ziele von Clausewitz für ozeanische Betrachtungsweise anstrebend — freilich den Pazifischen Ozean nur streift, im wesentlichen hinter Mahans Auffassungen weit zurückbleibt, aber doch für das Zurückfallen britischer gegenüber amerikanischer und japanischer geopolitischer Weltkriegsauswertung bezeichnend ist. Ebenso die verschiedenen Werte von Bywater: „The Great Pacific War, 1931—33."

London, Constable; „Navies and Nations", London 1927.

6. Das gleiche verrät bis zu einem gewissen Grad James Johnstone: „A study of the Oceans". London 1926, Edward Arnold & Co., von hohem Wert, weil es den augenblicklichen Stand dessen umreißt, was man im Britenreich an Werten der Ozeanographie popularisieren will. Abschn. VI von S. 173—192 ist dem Pazifik gewidmet, S. 194 (Ind. Ozean) enthält ein kühnes, auch für den Großen Ozean einschlägiges Wanderbild der Menschheit.

7. James Fairgrieve: „Geography and World Power", London 1924, University of London Press, deutsch von Martha Haushofer als „Geographie und Weltmacht", Berlin 1925, Kurt Vowinckel-Verlag, mit 67 Skizzen und Karten, läßt eigentlich aus seinen Skizzen erkennen, wie unbehaglich dem alten britischen Reichsimperialismus die pazifische Betrachtungsweise, das zeichnerische Erfassen des heraufkommenden pazifischen Zeitalters ist. Man vergleiche nur die Skizze zu S. 387 der deutschen Ausgabe mit Mackinders Auffassung, die in der „Pazifischen Geopolitik" in einer Karte wiedergegeben ist, und man wird die Verschleierung sofort erkennen.

8. Im wesentlichen kulturgeographischer Art ist Dr. Siegfried Passarge: „Die politisch-geographischen Grundlagen des Südseegebiets vor dem Eintreffen der Europäer." Petermanns Mitteilungen 1926, Heft 9/10, S. 209 bis 212, mit Karte Tafel 14. Es wäre eine außerordentlich reizvolle Aufgabe, sich mit dem dort über pazifischen und atlantischen Charakter Gesagten auseinanderzusetzen; doch werden die Leser das ohnehin durch Vergleich tun können. Der pazifische Typ wird eben ja doch nur expansiv als Reaktion auf die atlantischen Methoden, sonst hätten ja China, Japan und Indien schon seit viertausend Jahren gegeneinander expansiv werden können; die Mittel dazu besaßen sie. Den berühmten Typengegensatz pazifischer und atlantischer Küsten, wie ihn Eduard Sueß festgestellt hat, ein Morpholog von Rang, kein Geopolitiker, wird gerade der berühmte Hamburger Morphologe nicht in Abrede stellen wollen; und allein eine solche Typverschiedenheit bedingt Unterschiede in der Einstellung zur Verteilung der Macht im Raume, wenn man nicht überhaupt den Einfluß des Lebensraumes auf menschliche Lebensformen ganz leugnen, damit aber die Erdkunde als politisches Erziehungsagens ausschalten und etwa nur auf die aussterbenden Primitiven beschränken will.

9. Rein wehrgeographisch eingestellt, leider im Verhältnis zu seinem hervorragenden Gedankengehalt im Raum beschränkt ist Korvettenkapitän Gadow: „Seerüstung und Flottenpolitik der Mächte." Berlin 1924, Zentralverlag. Es setzt sich von S. 9—14, dann wieder von S. 18—26 in großem Stil mit den Problemen der pazifischen Geopolitik auseinander, und es wäre nur zu wünschen, daß der Verfasser Gelegenheit erhielte, im Anschluß an die zweite Seeabrüstungskonferenz in Genf vom 20. Juni 1927 mit guten Karten, worunter auch eine pazifikzentrische sein müßte, etwa ein Gegenstück zu Admiral Sir Reginald Custance herauszubringen, das wahrscheinlich weniger zurückblicken und mit mehr Vision vorwärtsschauen würde.

Besonders wertvoll scheint die kluge Abrechnung mit

10. William O. Stevens und Allan Westcott: „History of Sea-Power" und auch die Festnagelung des Wortlauts von Homer Lea in „The Day of the Saxons": „Das englische Weltreich ist aus Beute und Eroberung entstanden. Die Kräfte, die es erbaut haben, müssen im gleichen Sinn am Werk bleiben, wenn das Reich nicht verfallen soll. Drei Mächte bedrohen sein Bestehen: Deutschland, Rußland und Japan. Sie müssen der Reihe nach vernichtet werden." Bei zweien ist es beinahe gelungen. Da läge es doch nahe, daß die Bedrohten sich endlich zusammenfinden. Das scheint der Sinn von Gadows und auch von Admiral Hollwegs vielfältiger Arbeit in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Weserzeitung u. a. O. zu sein. Schmerzlich erinnern wir uns aus Hollwegs trefflicher kleiner Schrift: „Die Aufgaben der deutschen Flotte im Weltkrieg", Berlin 1917, des resignierten Wortes: „Das Verständnis für die Bedeutung der Seemacht und die Aufgaben der Flotte ist in England naturgemäß größer als in Deutschland." Wenn man aber durchaus mit ihm ringen wollte, hätte man sich zur Höhe des Gegners erheben müssen. Der U-Boot-Kreuzer von 3000 t, der nach Admiral Sims die Welt umfahren kann, und der es jeder Flotte von Schlachtschiffen unmöglich macht, sich mit leeren Bunkern einer fremden Küste zu nähern, so daß man „die Schlachtschiffe am besten im Mississippi verankerte", hätte vielleicht den Weg dazu gezeigt, ebenso wie er auch Japans Hoffnung ist.

Aber war der Risikogedanke, der Begriff der Flottenthesaurierung ein überzeugender Schlachtruf, der ein an sich schon überfordertes Volk zu Leistungen über den Durchschnitt der Pflichterfüllung fortreißen konnte? Warum zeigte man ihm nicht den Kampf ums Dasein eines Volks ohne Raum in seiner ganzen furchtbaren Größe vom ersten Tage an, statt es Fahnen für eine vergängliche Raumerweiterung von wenigen Kilometern herausstecken zu lassen?

Nach dieser Auseinandersetzung mit den wenigen, das Gesamtgebiet der pazifischen Geopolitik berührenden Erscheinungen darf ich für die Einzelheiten auf die regelmäßigen Berichte und Literaturberichte in der Zeitschrift für Geopolitik verweisen (Berlin seit 1924, Kurt Vowinckel Verlag), ohne deren Beiziehung, wenigstens von deutscher Warte aus, pazifische Geopolitik nicht verfolgt werden kann.

11. Eine vorzügliche gedrängte Zusammenfassung von hoher geopolitischer Einsicht findet sich in Karl Bott: „Handwörterbuch des Kaufmanns", Hamburg-Berlin 1926, Hanseatische Verlagsanstalt, im II. Bd. „Großer Ozean" mit guten Schwarzweißkarten von K. Rathjens — ein Muster, wie man in gedrängter Form große geopolitische Betrachtungsweise gerade an den zeitsparenden Mann der Praxis in Handel und Industrie heranbringen kann. Auch die meisten übrigen indopazifischen Landschaften sind mit gutem Wurf gepackt.

12. Colin Ross: „Das Meer der Entscheidungen", Leipzig 1925, F. A. Brockhaus, mit 97 Abbildg. und 7 Kartenskizzen, ist ein Muster für die Darstellung großer geopolitischer Probleme in volkstümlicher und anziehender Schreibweise, noch frisch vom Eindruck her, ebenso wie desselben Verfassers „Südamerika" und „Der Weg nach Osten". Dies und das erste Werk des bekannten Reiseschriftstellers sind nebenbei ein typischer Beweis, wie stark sich in derselben, doch wirklich weltbefahrenen Persönlichkeit kontinentale und ozeanische Umgebung und Umwelt auch in seiner Darstellung zum Ausdruck bringen. Angesichts eines solchen Lehrbeispiels wird der Einfluß der Umwelt, erd- und bodenbestimmter Züge selbst auf sehr starke Persönlichkeiten mit etwa 25 % des Anteils an ihrem Handeln (mehr haben wir nie für die Geopolitik verlangt!) und ihrer Auffassung der Macht im Raume schwer in Abrede zu stellen sein.

13. Von im Erscheinen begriffenen Werken sei auf die Arbeiten von Professor Schmitthenner über seine chinesischen Reisen, namentlich den bereits in Petermanns Mitteilungen erschienenen Aufsatz über den Nord-Süd-Gegensatz in China, und auf die Untersuchungen von Prof. Mecking-Münster über das Verhältnis der ozeanbestimmten japanischen Lebensform zu ihren Häfen aufmerksam gemacht.

14. Auch das Jahrbuch für Wirtschaft, Politik und Arbeiterbewegung, Verlag der kommunistischen Internationale, enthält z. B.

15. in seiner Ausgabe 1923/24 eine gut herausgeschnittene Karte von Ozeanien. Dagegen wundern wir uns, daß in den Rassenzahlen die Zahlen von 448 Millionen für China, von 85 für das japanische Reich, für Siam 11, 25 für Indochina, 12 für die Philippinen, also doch mindestens 581, nur 520 Millionen ergeben sollen, die Malaio-Polynesier nur 46, während offenbar ganz Indien zur weißen Rasse geschlagen ist, was das Sicherheitsbild der weißen Rasse übersteigert und einen Eindruck gibt, den gerade dieses Jahrbuch über die indopazifischen Gebiete sicher nicht hervorrufen will.

Kulturgeographische Probleme des Pazifischen Ozeans behandeln weiter:

16. Macmillan Brown: „Peoples and Problems of the Pacific", London 1926, Fisher-Unwin, vom angelsächsischen Standounkt,

17. Bunkichi Horyoka: „Nihon oyobi Han Taiheiyo Minsoku no Kenkyu", Tokio, Januar 1927 (Japanische und Südpazifische Rassenstudien) vom großjapanischen Gesichtspunkt aus. Horyoka hat 12 Jahre in der Südsee verbracht, um die uralten Rassenzusammenhänge zwischen Malaio-Polynesiern und Maleio-Mongolen zu untersuchen. Sein sehr bemerkenswertes Werk stellt eine durchaus annehmbare Theorie der Gesamtbesiedelung des westpazifischen Wanderraumes auf, und das geopolitisch Bemerkenswerte daran ist, daß es Schlüsse, zu denen wir auch in der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" gekommen sind, als wissenschaftliche Grundlagen weitausschauender Rassenpolitik der Inselbogen und Inselwolken bereitlegt. Freilich tut es auch dem japanischen Staatsmythos Eintrag; aber schon Dixon („Oceanic Mythology") wies auf das alte malaiische Kulturgut in der frühjapanischen Literatur hin.

Es kommt für die Wirkung in rassenpolitischen Fragen oft gar nicht so sehr auf die wissenschaftliche Erweisbarkeit in allen Ein

zeiteilen in der Praxis an, als auf die Wucht des Rassenglaubens in einem 60-Millionen-Volk, wie dem japanischen.

18. Stephen H. Roberts: „Population Problems of the Pacific", London 1927, George Routledge and Sons, ist eine historische und ethische wie ethnische Studie über die pazifische Inselwelt, darein der Autor, ohne im geringsten die wissenschaftliche Behandlung seines Gegenstandes zu beeinträchtigen, etwas von der Romantik und dem Zauber gleiten läßt, den diese Teile unsrer Welt für den gebildeten Laienleser haben: Ein Weg, auf dem R. L. Stevenson, Reche (Tangaloa) u. a. vorangingen.

19. Sonderdrucke von Hisakatsu Yabe, S. Nomura, T. Nagao u. a. aus den vorzüglichen Führern für den panpazifischen wissenschaftlichen Kongreß von 1926 in Japan beweisen, welche Gesamtleistung dieser Kongreß hervorrief und wie ernsthaft der von ihm ausgehende Sondererfahrungsaustausch der pazifischen Randländer zu nehmen ist. Dauer-Berichte darüber in „Pacific Affairs".

SCHLAGWORTREGISTER

VORBEMERKUNG

Die Worte „Geopolitik", „geopolitisch", „Großer", „Pazifischer", „Stiller Ozean" und „pazifisch" wurden in das Schlagwortregister nicht aufgenommen, da sie zu häufig vorkommen

Abkürzungen: B. = Bay, Bucht; I(n). = Insel(n); Z. = Zeitung